Einleitung.

Hier ist also der vierte und letzte Theil meiner Thanatologie, einer Schrift die ihr Entstehen und ihre Fortsetzung der Nachsicht des Publikums zu verdanken hat. Gleich beym Anfange des Unternehmens rechnete der Verfasser auf dieselbe, und hat sie auch, wie man sieht, wirklich gefunden. Seine müßigen Stunden, in welchen er sich durch Lesung nützlicher und unterhaltender Schrif-

ten Erhohlung von seinen oft beschwerlichen Amts-Geschäften zu verschaffen suchte, konnten also auf diese Art nicht besser angewendet werden. Was ihm zur Erhohlung, zum Troste und Unterrichte, oft auch zum Vergnügen in einsamen Stunden diente, ward zugleich in der Folge das nähmliche für viele andere. Freylich werden Sie, meine Leser, die Funken des eigenen Genies, das sich durch eigne Erfindung und reitzvolle Darstellung ankündiget, hier vermissen. Doch es muß und kann nicht jeder Genie seyn! Was man nun aber nicht durch eigne Kraft bewirken kann, da darf man, wie ich glaube, auch ohne zu erröthen, anderer Menschen Kräfte zu Hülfe nehmen. Dieß habe ich auch gethan. Und auf diese Art geschahe es, daß ich meist fremdes Eigenthum wieder in Umlauf brachte. Vieles hat darunter gefallen, und manche Idee, in einem großen Kopfe geboren, ist dadurch aufs neue in Umlauf gekommen, die vielleicht auf lange Zeit vergessen, nicht weiter hätte wirken können. — Doch vor jetzt werde ich aufhö-

ren. Es möchte sich eine Menge verlegner Waare mit einschleichen, und am Ende hieße das, die Nachsicht des lieben Publikums gar sehr gemißbraucht. Vielleicht mache ich, doch nach langen Jahren erst, wenn ich wieder guten und brauchbaren Vorrath habe, unter einer neuen Firma wieder dergleichen Geschäfte, und werde mich dann freuen, wenn meine lieben Mitbrüder den alten Bekannten noch nicht ganz vergessen haben, und ihn vielleicht gern wieder unter sich auftreten sehen.

Sollte unterdessen Freund Heyn an meiner Hausthüre anklopfen, und der alte Todtengräber mir dann im Gebiete der Gräber auch einen Hügel aufwerfen müssen, so ist an meiner Arbeit hienieden nichts verloren. Wir treffen uns jenseits wieder. Die Welt sey dann vergessen, und mit ihr jede unvollendete Arbeit. Ein größerer Wirkungskreis erwartet dort uns alle. Die Strahlen der andern bessern Welt werden neue Gefühle, neue Ideen, neue Verbindungen wecken, und des Alte, wohl uns! ist auf

immer dahin. Hier ist ja so nur Kinder-Sprache, Wiegengelispel! — Wer könnte sich ewig damit begnügen? Männer wollen wir ja gern alle seyn und einst werden wir es werden mit aller Kraft, im höchsten Einklange aller Gefühle, Anlagen und Ideen-Reihen. Dann finden wir auch jenseits die Kleidung, die uns passen wird. Freund Heyn wird uns alles lehren. Wir wollen ihm willig folgen!

Straach bey Wittenberg,
d. 2 Januar,
1799.

Inhalt.

I. Kurze Stellen über Leben, Tod, Grab und Unsterblichkeit, aus vielen berühmten Schriftstellern.

Seite.

1. Ueber das Leben . . . 3
2. Ueber den Tod . . . 20
3. Ueber das Grab . . . 31
4. Ueber Unsterblichkeit . . . 35

II. Gedanken und Aeußerungen großer und edler Menschen über Leben, Tod und Unsterblichkeit.

1. Fermel der Leibarzt des Königes Heinrich II v. Frankreich . . . 47
2. Graf Oxenstierna Reichs-Kanzler v. Schweden 47
3 Die Bewohner der Afrikanischen Küste des Königreichs Loango . . . 49

Seite.

4. Lord Baco, Großkanzler von England, aus seinem Buche: Sermones fideles . . . 49
5. Senecas Gedanken über Alter und Lebens-Genuß aus dem 12 seiner Briefe an den Lucilius . . . 52
6. Plotinus der Philosoph: aus dem Leben desselben von Porphyrio . . . 55
7. Christian Fürchtegott Gellerts Bekenntnisse 56
8. Professor Töllners zu Frankfurt letztes Bekenntniß . . . 57
9. Herrn v. Baßewitz Herzoglich Mecklenburgischen geheimen Raths Sterbe-Betrachtungen 58
10. Des berühmten Engländer Hobbes Bekenntnisse . . . 63
11. Letzte Worte eines sterbenden Vaters zu seinen Kindern. — Blumen aus der Lebens-Philosophie v. F. J. Rosenbusch . . . 63
12. Bekenntnisse einiger berühmten Männer. — Aus dem Buche: die Unsterblichen 65
13. Diogenis Gedanken über den Selbstmord aus ebend. Buche . . . 66

III. Letzte Stunden edler Menschen: aus der Verlassenschaft ihrer Freunde.

1. Die letzten Stunden des Herrn C. L. P** zu Berlin — aus der moralischen Wochenschrift: der Mensch, 7 Theil . . . 69
2. Sophia Salome, gebor. Wagener, verehelichte Mohn. — Denkmahl aufgerichtet über den Gräbern meiner früh verklärten v. Fr. Mohn. Düsseldorf 1796 . . . 79
3. Caroline Sophie Auguste Großmann, gebor. Hartmann . . . 84
4. Johann George Sulzer. — Gemählde aus dem aufgeklärten achtzehenden Jahrhundert 1 Theil 1786 . . . 90

5.

Seite.

5. Albrecht Heinrich, Prinz v. Braunschweig. — Anekdoten für Christen und Nichtchristen 1 Theil . . . 93

6. Der berühmte Dichter Barthe. — Olla Potrida vom Jahr 1786, 1 Stück . . . 96

7. Johanna Gray, die unglückliche Königinn v. England. — Charakterzüge merkwürdiger Weiber, nicht Roman. Gera, 1795 . . . 100

8. Johanna Catharina Morgensternin . . . 108

9. William Pitt, Graf v. Chatam. Historische Gemählde in Erzählung merkw. Begebenheiten aus dem Leben berühmter Menschen, III Band . . . 112

10. Willhelm Murray, Graf v. Mannsfeld. — Lud. Schubarts Englische Blätter, Decemb. 1794 . . . 114

11. Ludewig Hektor, Herzog v. Villars. — Aus den Unsterblichen . . . 116

IV, Briefe von Sterbenden an ihre hinterlassenen Freunde.

1. Nachgelassener Brief des Volksrepräsentanten Selle zu Paris, an seine Gemahlinn, wenig Augenblicke vor seiner Hinrichtung geschrieben. — Briefe Deutscher Männer aus Paris 9 Band . . . 121

2. Letzter Brief der Angelika Franciska Roland, kurz vor ihrer Hinrichtung, an ihre kleine Tochter. — Histor. Gemählde in Erzählung merkw. Begebenh. aus dem Leben berühmter Menschen. 1 Band . . . 125

3. Noch ein Brief dieser großen und seltenen Frau an ihre Wärterinn Fleury, kurz vor ihrer Hinrichtung. — Aus ebendems. Buche . . . 126

Seite.

4. Brief der unglücklichen Königinn von England, Catharina, Gemahlinn Heinrichs des III, Königs von England, an eben diesen ihren Gemahl, kurz vor ihrem Tode ... 127

5. Letzter Brief der Gemahlinn des Königl. Preußischen Kriegsrath, Freyherr von Hohenhausen, Frauen Henrietten Friedericken, gebor. v. Ladebur, kurz vor ihrem Tode, an ihren Gemahl. — Jahrbücher für die Menschheit, von Benneken, 1 Band, 2 Stück. Hannov. 1788 ... 129

6. Brief einer unglücklichen Frau, die jugendlichen Leichtsinn mit einem frühen Tode büßen mußte, auf ihrem Sterbebette geschrieben. — Disharmonische Töne aus den Hütten der leidenden Menschheit. Kempten 1797 ... 133

7. Schreiben der Herzoginn v. Hollstein-Sonderburg, Charlotte Amalie Willhelmine, welche im Jahr 1770 entschlief, an ihren Gemahl, dem sie kurz vor ihrem Tode ihr Testament beygefügt hatte. — Anekdoten für Christen, und auch solche, die es nicht sind. 1 Theil Leipzig 1779 ... 136

8. Schreiben des Johann Huß, welches er aus seinem harten Gefängnisse, kurz vor seinem Tode, an einige Freunde in Böhmen erließ. — Aus eben dem Buche II Theil ... 141

V. Gedichte über Tod, Grab und Ewigkeit.

1. Die Bestimmung des Menschen ... 145

2. Die Entzauberung, Lehre der Braminen ... 147

3. Die Begräbnisse, v. Fried. Willh. Zachariä ... 149

4. Die Schiffahrt des Lebens. — Terpsichore v. J. G. Herder. 1 Theil, Lübeck 1795 ... 150

5.

Seite.

5. Monjourdains Schwanengesänge
a. an seine Freunde, den Tag vor seiner Verurtheilung zum Tode . . . 151

b. an seine Freunde, den Tag nach seiner Verurtheilung zum Tode. — W. G. Bekkers Erhohlungen, II Band 1797 153

6. Der alte Todtengräber . . . 154

7. Der Tod, eine Vision. — Gedichte v. Fr. Mohn, Düsseldorf 1795 . . . 155

8. Die verstorbenen Geliebten. Herders zerstreute Blätter, 6 Band . . . 157

9. Das Grab. — Ebendasselbe Buch, 6 Band 158

10. Die Birke über den Gräbern. — Ebendass. 159

11. Die Auferstehungs-Knospen. — Lebensbetr. bey dem Gedanken an den Uebergang in die Ewigkeit, von Chr. Heinr. Schütz 1798 160

12. Trost im Leiden . . . 162

13. An Agathe, nach einem Gespräch über irdische Leiden, und über Aussichten in die Ewigkeit, v. Gottf. August Bürger . . . 162

14 Tod und Unsterblichkeit . . . 165

15. Letzte Klage . . . 166

16. Wider die Todes-Furcht . . . 166

17. Fürbitte für Sterbende . . . 167

VI. Anekdoten von Kranken und Sterbenden, aus verschiedenen Schriften gesammelt.

Seite.

1. Von dem Andenken an den Tod . 171

2. Vom Muthe, von der Gleichgültigkeit, und sogar von der Freude bey Annäherung des Todes

a. Beyspiele des Muths auf dem Schaffote 175

b. Beyspiele des Muths bey naher Todesgefahr . . 184

c. Beyspiele des Muths im Schlachtfelde 194

d. Beispiele des Muths auf dem Sterbebette . . 206

3. Beyspiele von glänzenden Tugenden auf dem Kranken- und Sterbe-Bette ausgeübt 211

4. Beyspiele von merkwürdigen Todesfällen 228

VII. Andere Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Gräber.

1. Johanna Königinn von Arragonien, ein Beispiel seltener Traurigkeit und Theilnahme beym Tode eines Gatten. Aus den Histor. Gemählden, Riga 1797. 1 Band . 237

2. Heinrichs des IV weiser Ausspruch über das Grabmahl seines Feindes 240

Seite.

3. Nesseln auf Gräbern, von Gleim. — Aus Bekkers Erholungen II Theil, Leipzig 1797 . 241

4. Ein Fürst stiftet sich eine Begräbniß-Stätte 242

5. Die Gruft bey Pläswitz . 243

6. Merkwürdiger letzter Wille. — Anekdoten für Christen und solche, die es nicht sind, III Theil 144

7. Die Grabhöhle des Einsiedlers in dem Schönhofer Garten. — Apollo von Meißner 1797. X Stück . . 245

8. Der alte Tobias. — Beckers Almanach zum gesellschaftlichen Vergnügen v. Jahr 1798 246

9. Der Todten-Kopf, eine Anekdote . 246

10. Das Testament des verstorbenen berühmten Engländers Edmund Burke . 253

11. Ueber sinnliche Darstellung des Todes. — Alethia vom Reichsgrafen Julius von Soden, Leipzig 1796 . . 255

12. Ueber Gräber-Besuche und Todtenfeste. — Aus ebendemselben Buche . 256

13. Ueber Kirchhöfe und Begräbnißarten. — Aus ebendemselben Buche v. Julius Freyh. v. Soden . . 259

14. Was der Tod ist. — Deutsches Museum vom Jahre 1788 12 Stück . 262

Seite.

15. Begräbniß-Gebräuche einiger Völker; als eine Fortsetzung dieser Rubrik des 1 Theiles

1. Begräbnißgebräuche der Canarier 266

2. " Patagonier 267

16. Grabschrift auf die Schweitz, nach der Eroberung durch die Franzosen im März des Jahres 1798 268

17. Solche kommen oft im Reiche der Todten an. Eine rührende Geschichte 269

VIII. Trost und Beruhigung bey Krankheit und im Tode.

1. Mirzas Gesicht. — Palmen-Blätter v. J. G. Herder, Jena, 1786 279

2. Trost, wenn man die Seinigen in Armuth hinterlassen muß. 286

3. König Darius und der Philosoph Democritus, oder über den Verlust einer geliebten Gattinn. — Ueber Seelengröße, Leipzig 1796 287

4. Hoffnung ist die beste Trösterin, auch bey Krankheiten und naher Todesgefahr — vom Verfasser. 289

5. Warum fürchten wir den Tod? 294

6. Für Betrübte Eltern, die um ihre Kinder weinen. — Anekdoten für Christen, II Theil 301

7.

Seite.

7. Werth der menschlichen Leiden . . 303

8. Beruhigende Aeußerungen eines Weisen über den Tod . . 311

9. Spuren der göttlichen Vorsehung für arme Kinder, bey dem frühzeitigen Absterben ihrer Eltern, als Trost für manchen sterbenden kummervollen Vater, . . 315

10. Fantasie. — Ludewig Schuberts Englische Blätter v. Jahr 1794 September 319

11. Tröstungen bey den Leiden der Welt und im Unglück. — Moritz Denkwürdigk. 1 Vierteljahr 1786 . . 322

12. Ueber Tod und Unsterblichkeit. — Schriften v. C. V. v. Bonstetten, herausgegeben v. Fried. Matthison, Zürch 1793

Erste Betrachtung . . 323

Zweyte Betrachtung . 327

Dritte Betrachtung . 335

13. Wider die Furcht des Todes. — Erzeugnisse aus dem Gebiete des Wahren und Schönen, Regensburg 1798 . 349

IX. Todtenfeyer bey den Gräbern edler und großer Menschen.

1. Denkmahl kindlicher Liebe der Friedericke Großmann am Grabe ihrer vortrefflichen Mutter

2. Am Grabe des am 1 Decembr. 1794 verstorbenen Hofrath Hertels aus Köstritz . 359

3.

Seite.

3. Denkmahl, welches der edle Graf Willhelm von der Lippe dem berühmten Thomas Abt selbsteigenhändig verfertiget, und in Marmor gehauen in der Schloßkirche zu Bückeburg hat aufrichten lassen ; ; 360

4. Ein Denkmahl in wenig Worten ; 361

5. Denkmahl eines treuen Dieners. Wahrheit und Dichtung v. 1796, 17 Stück ; 362

6. Bey dem Grabe seines guten Großvaters Jakob Philipp Bauers v. G. A. Bürger 362

7. Westermanns Denkmahl. — Nationalzeitung der Deutschen vom Jahr 1797 17 Stück 364

8. Wenig Worte und doch ein Denkmahl 366

9. Grabschrift auf den verstorbenen Sächsischen Kriegsrath von Großmann 366

I.

Kurze Stellen
über
Leben und Tod,
Grab und Unsterblichkeit.

I.

Kurze Stellen über Leben, Tod, Grab und Unsterblichkeit.

1.

Ueber das Leben.

Leben heißt ein ewiger Durst, ohne je gelöscht zu werden, ein ewiges Streben nach diesem und jenem, das in dem Augenblicke, da man es hascht, zu etwas ganz andern wird, als dasjenige ist, wornach man sich sehnte. Begehren, und nie erlangen! O diese Reihe von Hoffnungen, die das irrdische Leben nähren, gleicht der Speise, die ein grausamer Kerkermeister seinem Gefangenen reicht, um ihm Kräfte zu längerer Quaal zu geben.

* * *

Unser Leben ist eine Theaterrolle, in der man beklatscht oder ausgepfiffen wird; nicht, nachdem man es verdient, sondern nach dem das Parterre bey Laune ist.

* * *

Die Lebensseele wirkt in der feinern Organisation des Menschen auch feinere Kräfte. Vernunft, Ueberlegung, Gedächtniß, und aus ihrer Zusammenwirkung die edelste Kraft, Gewissen. Alles ist, — wie einst Brahma erschien, — ein ewig bebrütetes Ei. Gedanken und Bewegung theilen jenes; Gedanken und Bewegung würken fort, nach einem festgestellten Richtmaaß. Bewustseyn und fünf Sinne sind dieses Richtmaaß, der Gränzkreis aller Wandlungen, aller Gestalten.

* * *

Sturm ist der Seefahrer Schule. — Misgeschick die Schule großer und erhabener Seelen.

* * *

Die Schwierigkeiten, die der Erreichung unserer Wünsche in den Weg gelegt werden, sind wahre Wohlthaten. Denn Schwierigkeiten sind weiter nichts für einen Edeldenkenden, als Spornen, seine Kräfte zu gebrauchen. Sie machen uns weise und stark, lehren uns Geduld und Mäßigung. Das menschliche Geschlecht würde noch auf der untersten Stufe stehen, wenn es sich nicht seit seiner Entstehung durch so zahllose Schwierigkeiten hätte arbei-

ten müssen, um zu seinem Zweck zu kommen. Und je grösser die Schwierigkeiten waren, die man überwinden mußte, desto süsser war auch hernach der Genuß.

* * *

Falsche Vorstellungen sind die Triebfedern der meisten Menschen, und eine erhitzte Einbildungskraft beseelt ihre meisten Handlungen. In den Augen eines Philosophen ist die ganze Welt ein Tollhaus. Die Leidenschaften der Menschen sind vorübergehende Verrückungen des Verstandes, die oft sehr traurige Wirkungen nach sich ziehen.

* * *

Um glücklich in der Welt leben zu können, muß man sich eine gewisse Ehrfurcht für die Thorheiten der Menschen zu erwerben suchen, denn es giebt viel Narren, die man ihres Standes wegen respectiren muß.

* * *

Die ganze Welt ist Waage der Wiedervergeltung in jedes Menschen Leben.

* * *

Wie der Herbst auf rauen Nordwinden den traurigen Einzug feyert, und im leichten Gewande der Schneewolken einherzieht, und die vorher prächtige Natur ihre Anmuth und Reitze verliehrt; — wie dann alle Pracht der Flur erstirbt, wenn sie in ernster Stille den Todesähnlichen Schlummer des Winters erwartet, so sind auch die spätern Jahre des mensch-

menschlichen Lebens, in welchen das jugendliche Feuer erlöscht, die lachende Mine erstirbt, ernsthafte Blicke die Stirne falten, Silberhaare den Scheidel umwallen, und alles den herannahenden Winter des Lebens, — den Tod verkündiget, in welchem der sterbliche Körper, gleich einem ausgestreueten Saamkorn, zu seiner Erndte, der Auferstehung entgegen reifen muß. —

* * *

Diese weite und feste Erde, diese strahlende Sonne, diese Himmel, durch die sie rollt, müssen alle ein Ende nehmen. — Was ist denn der Mensch? — der kleinste Theil von Nichts. — Ein Tag begräbt den Tag, ein Monat den andern, und ein Jahr das Jahr. —

* * *

Siehe, wie die Augenblicke dahin schlüpfen, — den rollenden Strohm des dahin fließenden Lebens schnell hinab rollen — auf ewig entfliehn. — Siehe es, und benutze sie weislich; denn niemand kann den strömenden Ocean, noch die flüchtigen Stunden durch Kunst aufhalten: sondern Welle an Welle geht ans Ufer und treibt. — So fliehen Minuten, so folgen sie sich, und Zeit wälzt sich auf Zeit ins Meer der Ewigkeit. —

* * *

Das Leben ist gleich dem Monde, an sich selbst dunkel, aber durch den Widerschein glänzend. —

Ja

Ja es ist, wenn man es als endlich betrachtet, von keinem Werth, wenn man es aber als ein Mittel ansieht, so wird es unschätzbar. — Es ist der Triumph des Fleisches, der Tod aber der Triumph des Geistes.

* * *

Die Vergnügungen der Welt sind Betrüger. — Sie versprechen mehr als sie geben. Sie machen uns unruhig, indem wir sie besitzen, und bringen uns durch ihren Verlust zur Verzweifelung.

* * *

In der Jugend fühlt man alles doppelt stark, und oft trug sich auf einer Seite zu viel, auf der andern zu wenig zu. — Leidenschaften glaubt man nicht tragen zu können. Jede derselben, glaubt man, muß diesen Körper gleich zerstören, aber in der Jugend kann der Körper weit mehr tragen, als im Alter. — Darum gab unser guter Gott, — dem das Leben seiner Menschen theuer ist, — uns gewöhnlich nur so lange starke Leidenschaften, als der Körper stark genug ist, ihre Erschütterungen zu ertragen. Mit dem Wachsthum der Jahre nehmen sie ab, und die Reitzbarkeit der Empfindungen auch.

* * *

Die Zufriedenheit ist das größte Gut des Lebens, ein Seegen, den Könige oft vergeblich suchen, und den die schlechtesten Hüttenbewohner mehrentheils ungedacht geniessen. —

* * *

Es giebt Höhen der Glückseligkeit, auf welchen wir vergessen würden, daß wir Menschen wären, wenn nicht mehrentheils die Veränderlichkeit des Schicksals diesem Vergessen zuvorkäme. Das schlimmste ist daß dies trügerische Schicksal den armen Sterblichen selten wieder dahinsetzt, wo es ihn gefunden hatte, sondern von der Höhe, wozu es ihn erhob, ihn in einen Abgrund stürzt, den es ihm eröffnete.

* * *

Der Lauf unseres Lebens im Großen, der Lauf der Begebenheiten jedes Tages im Kleinen, geht, wie der Lauf der Ströme, nirgends gerade, nirgends ununterbrochen auf das Ziel los, welches wir zu erreichen suchen. Ehre, Reichthum oder Ruhe kömmt uns selten von der Seite, oder in dem Zeitpunkte, wo wir Anwartschaft darauf hatten. Und eben so thun wir jeden Tag vergebliche Gänge, finden den Freund, in dessen Umgange wir uns aufzuheitern versprachen, nicht zu Hause, werden auf einer Spazierreise, durch die wir uns erholen wollten, von einem Ungewitter oder einer Kolik überfallen, und bringen von einem Freudenfeste, auf welches wir uns mehrere Tage hindurch geschickt gemacht hatten, nur die Erinnerung gehabter Langeweile, und eine verdriesliche Laune zurück.

* * *

In den Schicksalen der meisten Menschen, behauptet Rochefoucault, liegt eine gewisse Compen-

sation,

sation, ein Gleichgewicht des Wohl und Wehe, welches die Zulassungen der Vorsicht rechtfertiget.

* * *

Alles gute, sagt ein uralter griechischer Dichter, haben die Götter den Menschen nur zu Kauf gegeben, und Arbeit ist der Preis, den sie dafür fordern. Wer also diese Güter, die er sich verdienen soll, geschenkt haben will, oder wer für das, was er bezahlt, mehr Waare verlangt, als der Marktpreis mit sich bringt; der wird mit dem Handel, und mit der Welt sehr unzufrieden seyn.

* * *

Glücklich ist der Mann, welcher es versteht, bis an das Ende seines Lebens, sich in seinen häuslichen und öffentlichen Geschäften, in den Arbeiten seines Verstandes und in denen seiner Hände immer so zu beeifern, als wenn er die höchsten Belohnungen von Ruhm und Glück für ihre gute Ausführung hoffte, und doch mit der Achtung weniger Freunde und einem mäßigen Einkommen so zufrieden zu seyn, als wenn er sich keiner Talente, und keiner Anstrengungen bewußt wäre. So vergnügt sich unter allen Spielern keiner besser, als der, welcher während des Spiels die größte Aufmerksamkeit anwendet, um gut zu spielen, und am Ende desselben mit dem kleinen Gewinn fröhlich nach Hause geht.

* * *

Hier in diesem Leben löst Freude den Kummer ab, beyde gehen mit Bruder- und Schwestertreue Hand in Hand durchs Leben, und kehren bald hie,

bald da ein. — Nur einen aufmerksamen Blick um uns her, und diese Verbindung wird uns anschaulich seyn. — Die Erfahrung mag führen, sie wird am sichersten leiten, und für Abwege schützen.

* * *

Man handelt sehr unfreundlich gegen sich selbst, wenn man nur immer nach fernen Schatten rennt und hascht, und drüber all die Blumen zertritt, die am Wege blühn. Immer malt die rege Phantasie schmeichlerisch den fernen Tempel aus, wiegt uns, wie Kinder, in süße Träume, bis wir am Ziel stehn, und die bunte Seifenblase jetzt in Schaum dann in nichts sich wandelt. Selten bringen wir bey unsern Gemälden der Zukunft widrige Begebenheiten mit in Rechnung, so wenig sie auch ausbleiben, und hofft, hintergangen, auf ein Glück, das nie kommen, nie so eintreten wird, wie unsere Einbildungskraft es sich schuf.

* * *

Leben heißt: thätig seyn, und Thätigkeit ist die Mutter der Glückseeligkeit. Wenn aber diese gestorben ist, dann ist der Mensch eine unglückliche Waise, die auch nicht einmal einen Vormund findet.

* * *

So lange wir leben, hören wir nicht auf zu wünschen, und gehen unsern Weg nicht immer ohne Murren. Ist uns der Ausgang irgendwo zweifelhaft, so machen wir es wie der Kranke, der einen unleserlich geschriebenen Brief erhält; — ungedul-

geduldig wirft er ihn von sich, murrt, bis er hernach entdeckt, daß der Brief von einem großen fremden Arzt ist, der von seiner Krankheit hörte, und aus edlem Herzen ihm hier Rath mittheilt, er folgt, — und wird gesund.

* * *

Süß und beruhigend ist es, von allen Menschen Wohlwollen hoffen zu können, und dem Allgütigen kanns ohnmöglich freuen, wenn seine Kinder auf dem kurzen Spaziergange vor den Thoren des Himmels sich herumzanken, und Staub machen, daß sie die Blumen zertreten und bestäuben, und den Quell trüben, aus dem sie Freuden schöpfen könnten.

* * *

Das Unglück, sagt Seneka, flieht jeden Feigen, als einen Gegner, der unter seiner Würde ist; aber es mißt sich mit jedem Starken, der ihm die Stirne bietet, und den Kampf erschweret. Es prüft die Tugend eines Mucius durch Feuer, eines Fabricius durch die Armuth, eines Rutilius durch die Landesverweisung, eines Regulus durch die Folter, eines Sokrates durch den Giftbecher, eines Cato durch den Tod. Unglück und Gefahren sind dem großen Mann, dem starken Geiste, was dem Krieger die Schlachten. Hier ist es, wo er zu Hause ist.

* * *

Wenn die Wellen am wildesten brausen, so pflegt der Schiffer eine Tonne voll Oehl in die See zu

zu gießen, um die Wuth der Wellen zu brechen. Sanftmuth der Weiber und Beharrlichkeit der Männer ist das beste Oehl in die Stürme des Schicksals.

* * *

Ich überdachte alle menschliche Leidenschaften, welche von ihnen die meisten Zuhörer um ihr Saitenspiel versammelt, und fand sie alle nach der Posaune der Furcht, und der Vogelpfeife der Hofnung tanzen. Furcht und Hofnung beherrschen die Welt. Wir werden mit der Furcht gebohren, und sterben mit der Hofnung.

* * *

Der Hofnung weyht jeder Mensch eine ewige Lampe.

* * *

Die Hofnung ist ein Regenbogen. Jeder Mensch hat seinen eigenen.

* * *

Das Menschenglück gleicht der Sonnenhitze — dem höchsten Grade folgt ein Ungewitter.

* * *

Im Becher der Wollust ist der Schaum süß, der Trank schal, der Nachschmack bitter, die Würkung schmerzhaft, und oft gar tödtlich.

* * *

Vorurtheile sind die Augenkrankheiten der Seele. Man suche sie zu heilen, und man wird glücklicher leben.

* * *

Glück

Glück und Unglück sind im menschlichen Leben unzertrennliche Gefährten, auf beyde stößt der Sterbliche auf seiner Reise durch die Welt, denn dieß ist die Weise, nach welcher der Vater im Himmel unser Leben geordnet hat, daß die Last des Unglücks uns nicht vernichtet, und der Zauber des Glücks uns nicht verblendet.

* * *

Um glücklich zu leben, muß man sich selbst verläugnen, das heißt: sich ein geringeres Vergnügen versagen, um eines höhern fähig zu werden, ein geringes Misvergnügen dulden, um einem größern zu entgehen. Es heißt also: entbehren und dulden, das wahrhaft Bessere dem wahrhaft Schlechtern vorziehen; heißt leiden, um sich zu freuen; dienen, um zu herrschen; arbeiten, um zu ruhen; kämpfen um zu siegen. — Wer sich selbst verläugnen will, muß durch Moräste waden, wenn er sieht, daß er im Strohme ersaufen würde, — muß sich Honig versagen, wenn er weiß, oder nur zweifelt, daß Gift darin sey; muß das Geld in den Händen des Räubers zurücklassen, um das Leben in Sicherheit zu bringen; muß festen Blicks in die Zukunft hinaus sehen, um die Gegenwart sich zu nutze zu machen, muß den gegenwärtigen heißen Durst nach vorübergehenden Vergnügungen bezähmen, um ihn mit zukünftigen ewigen zu sättigen, muß nicht aus unreinem Wasser trinken, wenn er reineres haben kann,

kann, muß sich mit weiser Grausamkeit ein Glied vom Leibe schneiden lassen, um das Leben zu retten.

* * *

Schöne Seelen machen aus ihren Fehltritten weniger Geheimniß. Sie haben den edlen Trotz, von der Welt Verzeihung für das zu fordern, was sie in ihr mit Nachsicht zu beurtheilen viel öfter in den Fall kommen.

* * *

Dem grobsinnlichen Menschen ist dies Leben eine sternenhelle Nacht zwischen den zwey finstern Nächten der Vergangenheit und Zukunft. Er genießt mit dämmerndem Gefühle, ohne Hinsicht und Rücksicht.

Der stolze Stoiker hält dies Leben für einen hellen Tag zwischen zwey dunkeln Nächten. Er weiß alles, weil er zu wissen wähnt, daß sein Heute kein Gestern und Morgen hat. Er sieht schärfer, als andere, gleich dem Kurzsichtigen, aber — nur in der Nähe.

Dämmerung ist dies Leben in den Augen des grämlichen Skeptikers; nur weiß er nicht, ob er dieselbe für Morgen- oder Abenddämmerung halten soll. Wer kann, sagt er: darüber in einem Zimmer entscheiden, dessen Fenster nach Norden hinausgehen, wo man die Sonne weder auf- noch untergehen sieht?

Der Religiöse kann und sollte endlich dies Erdenleben für eine Morgendämmerung halten, welche

che ohne zwischen eintretende Nacht zu einem Tage werden wird, dessen Sonne nie untergehet. Die Nacht des Religiösen, die Zeit vor seiner Geburt, ist vergangen; die Morgenröthe da; der Tag, die Ewigkeit wird kommen.

* * *

Hofnung und Täuschung ist die Biographie des ganzen Menschengeschlechts. Die Phantasie verbreitet ihr ungewisses Mondenlicht über alle Gegenstände um uns her, und verwandelt sie in reitzende Zaubergestalten. Wir eilen hinzu, und ach! was schlanke Nymphe schien, wird dürrer Baumstamm, und der winkende Schutzgeist zum Dornstrauch, der im Winde schwankt. Beschämt schleichen wir vorüber, um im nächsten Augenblicke eben so betrogen zu werden. Und wohl uns, daß es so ist! Was wäre das Leben, wenn der Wahn es nicht verherrlichte? Ein langweiliges Schauspiel, aus dem man sich hinausdrängen würde. Wehe dem, der nicht mehr fähig ist, sich von Wünschen bethören zu lassen!

* * *

Alles im Leben ist eitel! Was ist menschliche Größe? Ein erhabenes Portal, das zu Einöden führt, wo Drachen und Schlangen uns unter Ruinen entgegen zischen. — Was ist Ehre? Ein schimmernder Regenbogen, der in der Nähe in graue Tropfen zerfließt, und seine Verehrer durchnäßt zu-

rück läßt. — Was ist Freundschaft? Die edelste ist der sublimirteste Egoismus. — Was ist Liebe? Wie schmerzt es mich, in dem blitzenden schwärmerischen Auge des Mädchens nichts als — körperliches Bedürfniß, thierische Lüsternheit zu sehn! —

* * *

Tugend ist die Mutter der Lebensfreude; sie gebiert sie, und tränkt die Neugebohrne am mütterlichen Busen. Und die Neugebohrne wächst und gedeihet, und befördert gleichfalls, ohne es zu wissen, und zu wollen, das Wohlseyn der Mutter, denn nie befindet sich, nach Unzer, eine Mutter besser, als in der Zeit des Stillens.

* * *

Das menschliche Herz gleicht einer Kugel, — Tugend und Schwäche bewohnen die beyden Sphären, das Schicksal dreht sie, und der Zufall läßt sie wechselseitig erscheinen und verschwinden.

* * *

Das Gewebe unseres Lebens spann die Vorsicht aus gemischtem Garne, gut und böse durch einander. Unsere Tugenden würden stolz werden, wenn unsere Fehler sie nicht geißelten, und unsere Laster würden verzweifeln, wenn unsere Tugenden sich ihrer nicht annähmen.

* * *

Was uns der Zufall gab, sey es das glänzendste Glück, es ist eine lästige Bürde, die nur für

kurze

kurze Zeit unserer Eitelkeit schmeichelt, dann drückend wird, und beschwert. — Was wir uns selbst gaben, bestimmt allein das Maaß unserer wahren Glückseligkeit. —

* * *

Wehe dem Unglücklichen, dem die Reue erst spät an der Krücke begegnet, in den traurigen Jahren, wo der Wein nicht mehr erfreuet, Ehre nicht mehr blendet, die Liebe nicht mehr betäubt, Freude nicht mehr die Sinne kitzelt, und furchtbare Ahndungen den leidigen Trost in guten Tagen vernichten. Ganz zu Boden gedrückt fühlt er fast mehr, als seine Kräfte zu tragen im Stande sind.

* * *

In guten Tagen den Freygeist zu spielen, auf seichte Trugschlüsse pochend, und unterstützt von Zerstreuungen und Thorheiten über die Welt zu lächeln, und die Andacht des Christen zu bekritteln, das ist eine Kunst, die den verworfensten Menschen in wenig Tagen zum Meister macht; aber wie wird es in deinem Herzen aussehen, armseliger Witzling! wenn du umgeben von Ungewittern des Lebens auf ein versplittertes Daseyn zurücksiehst, wenn eine Krankheit die Kräfte und Muthwillen raubt, und Freund Hain mit der Sense kommt! —

Sey gut, und dann glaube, was deiner Vernunft wahr dünkt, und dir Beruhigung bringt, aber gönne auch jedem diese Freyheit; was einer Seele

Trost gewährt, ist über deinen Spott erhaben, und die Wege zum Himmel sind unzählbar; vor Gott treffen sie zusammen; da gilt nicht Wahn, nicht Großthun, nicht Starkgeisterey, — da gelten Thaten, — bey ihm allein ist Wahrheit.

* * *

Das Loos unserer Mitmenschen scheint uns immer reitzender, als unser eigenes. Es gleicht jenen optischen Figuren, die in der Ferne gesehen, eine Stadt oder ein Haus vorstellen, in der Nähe aber nur als ein Gemisch grober und verworrener Züge erscheinen. Sterblicher! willst du glücklich seyn, sey zufrieden, denn das meiste ist Täuschung.

* * *

Wer die Welt und das menschliche Leben während eines Jahres betrachtet hat, kennt sie für alle Folgezeit, denn es kehren nur immer dieselben Ereignisse unter andern Gestalten wieder.

* * *

Es gehört zum Loose der Menschheit, daß kein Genuß von Dauer ist. Das Glück eilt uns mit einer solchen Schnelligkeit vorüber, daß wir nur auf einige flüchtige Gnadenblicke desselben rechnen können. Vielleicht hat auch das Glück zu wenig Fonds, um die zahllosen Wesen zu befriedigen, die auf seine Begünstigung warten. Die glänzendsten Situationen sind gewöhnlich von der allerkürzesten Dauer.

Oft kündigen sie nur das Herannahen des Mißgeschicks an.

* * *

Hefte nicht, o Freund! dein Herz an die Herberge dieser Pilgrimschaft! Kein Kluger baut ein Haus auf der Reise.

* * *

Die Leiden auf dieser Erde sind nichts weiter, als die dunkeln Flecke in dem schönen Lichte der Sonne. Schmerzen erhöhen die Anmuth des Lebens, und sind eben so wesentliche Theile der Glückseligkeit, wie der Schatten zu einem reitzenden Gemählde.

* * *

Grüble nicht, Sohn des Staubes, denn Grübeln säet Unruhe. — arbeite, — thue das Gute, und meide das Böse! das ist ein armes Sprüchlein, ist wohlfeil, und blühet am Wege, — ein Hausmittel — aber es reichet wahrhaftig hin zum Paradiese.

* * *

Unsere Wünsche sind die wahre Fluth eines ewig brausenden Meeres! — Laßt es auch die Ebbe auf einige Augenblicke still machen, so mischt kurz darauf die zurückkehrende Fluth seine Wellen wieder mit den Wolken.

* * *

2.

Ueber den Tod.

Weil auch das bestgehärtete Brustschild vor den Tod nicht deckt, so laßt uns lernen, ihm Fuß halten, und nicht Reisaus geben. Und um damit anzufangen, ihm seinen großen Vortheil über uns abzugewinnen, müssen wir eine der gewöhnlichen ganz entgegengesetzte Methode einschlagen. Benehmen wir ihm das fremde, machen wir seine Bekanntschaft, halten wir mit ihm Umgang, und lassen uns nicht so oft vor den Gedanken vorbey eilen, als den Tod. Halten wir ihn alle Augenblicke unserer Einbildungskraft vor, und zwar unter allen seinen Gestalten, so werden wir ihn minder fürchten.

Beym Stolpern eines Pferdes, beym Sturz eines Dachziegels, beym geringsten Stich einer Steckenadel laßt uns gleich denken: je nun! wenns nun der Tod selbst wäre? Und dann laßt uns flugs die Zähne zusammen beißen, und die Sehnen steif anziehen! An fröhlichen Festen, bey den lautesten Freuden laßt uns den Sinnspruch nicht aus dem Gedächtniß fallen, der uns an unser Ziel erinnert, und müsse uns kein Genuß so hinreißen, daß uns nicht zuweilen dabey einfallen sollte, auf wie mancherley Art diese unsere Fröhlichkeit dem Tode blos gestellt ist. — Montaigne.

* * *

Das

Das Gesetz der Natur ist Zerstörung. Würken heißt zerstören, und zerstören heißt würken. So schallt eine schreckliche Stimme in meinem Innern, und ich beuge mich demüthig vor dem allgewaltigen Zwang des Schicksals. Der Stein unter meinen Füssen reißt sich los, und rollt polternd durchs Gesträuch in den Teich. So spielt einst vielleicht der Urenkel mit meinen verwitterten Knochen, und denkt nicht, daß ich einst fühlte, wie er. Sie zersplittern in Staub, und nähren ein einsames Veilchen, das im Augenblick darauf der Sturm knickt, der einer verschmachtenden Flur erquickenden Regen zuführt.

* * *

Wir haben beständig Beyspiele von Leuten vor Augen, welche wider alles Vermuthen dahin sterben, und doch übereilt der Tod immer noch die meisten Menschen, wie ein Ungewitter, welches an einem heitern Sommertage unvermuthet den Himmel überzieht.

* * *

Sanft wie die Rose vom rauhen Nordwind verweht, ihr Haupt sinken lässet, fühle ich dereinst durch den Beystand des Höchsten gestärkt, den Tod! — Sanft so wie Westwinde das Daseyn der Rose vernichten, neiget der gläubig siegende Held sein Haupt in die Gränzen der freudenvollen Ewigkeit, der Ewigkeit, wo Monarchien nicht einen Augenblick derselben werth sind.

* * *

Gedanke des Todes, wie wohlthätig bist du, wenn du von der Unsterblichkeit unserer Seele begleitet, zu uns kommst! Wie lebhaft erweckest du das Gefühl unserer Pflichten, und wie eifrig machst du unsern Willen, gutes zu thun.

* * *

Bey aller Ungewißheit der Zukunft ist mir, und jedem doch ein Auftritt gewiß, nehmlich die Stunde des Hinübergehens in einen andern Zustand. — Der Tod führt mich den dunkeln Weg, wie ein Freund bey der Hand. — Diese Hülle wird Staub, um den sich künftig die Stürme zanken, — dieß weiß ich, — aber mein Geist? — Hat er dann auch Ruhe? —

* * *

Tod und Verwesung ist nicht so schrecklich, und die Gesellschaft der Todten ist nichts weniger als furchtbar. Freylich müßten wir vor dem Gedanken an den Tod schaudernd zurückbeben, hätte die Hülle, die wir ablegen, noch im Grabe alle die Empfindung, all' den Sinn, den sie im Leben hatte. Schrecklich würde es seyn, Verwesung zu fühlen, noch schrecklicher, sich selbst vermodern zu sehn. Schrecklich würde es seyn, in einer verschlossenen Höle immer sich näherndes Verderben zu hören, Rettung suchen wollen, und sich nicht retten können. Aber das alles — das alles ist nur im Leben

ben, nicht bey einem entschlafenen möglich. Denkt euch Sinn und Empfindung, die mit dem letzten Pulsschlage auch zugleich aufhören, — denkt euch Sinn und Empfindung von einem Todten hinweg, und Tod, Grab und Verwesung verlieren all' ihre Schrecken.

* • *

Der Tod, sagt Arcesilaus, ist unter allen Uebeln das einzige, dessen Gegenwart nie einer Person beschwerlich gewesen ist, und das nur in der Abwesenheit Verdruß erweckt.

* • *

Siehe hier einen Verewigungsengel! Ein geflügelter reitzender Jüngling. Sein rechter Arm umfaßt einen jetzt zu verewigenden Menschen, dessen wankende Schritte dieser Unterstützung bedürfen. Beyde stehen in einer angenehmen Gegend in der Dämmerung der Morgenröthe. Vor ihnen ein schmaler reißender Strom, und jenseit desselben eine entzückende von der Sonne umstrahlte Flur. Beyde wollen jetzt übertreten. Der Mensch ist in diesem feierlichen Augenblicke seiner nicht mächtig; in einer sinnefesselnden Ekstase schwebt er in des Engels Arm hinüber, und während des Hinüberschwebens entfällt die gröbere Hülle, die der fortreißende Strom aufnimmt, und entführt. — — Dieß ist der Uebergang in die Ewigkeit. Dieß ist der Tod. — Eine kurzdauernde Verzückung

zückung während der ehelichen Umarmung — und ein Mensch ist für dieses Erdenleben empfangen. Eine kurzdauernde Eckstase beym Ueberschritt in die Ewigkeit — und der Mensch in einem verklärten Zustande, ist zur zweyten Lebensperiode der andern Welt gegeben. — Sorge nicht guter, thätiger Mensch, kümmre dich so wenig um deine Geburt ins zweyte Leben; wie du dich um deine Geburt in dies Leben bekümmert hast. Gott wird seinem Engel, deinem Verklärungsengel befehlen, daß er dich beschütze, daß du beym Ueberschritt in die Ewigkeit deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.

* * *

Der Weg ist leicht gemacht, sagte Arcesilaus vom Todeswege, denn man geht ihn blindlings.

* * *

Was ist das Uebel? der Schatten des Guten! ein mäßiger Tribut, den wir an die Ewigkeit abtragen, die uns dafür belohnen wird. Eine willkommene Summe, womit wir wichtige Erfahrungen einkaufen. — Die Vernunft lehrt uns, dem Uebel begegnen, zeigt uns die Kräfte die wir ihm entgegen stellen, die Wege, auf dem wir ihn ausweichen, die Mittel, wodurch wir es entwaffnen können. — Und was ist uns der Tod? Ich begreife nicht, warum der Mensch so kindisch vor diesem zittert, — da wir alle sterben müssen, wie könnte er denn ein Uebel seyn; wie kann unter diesen Ver-

hält-

hältnissen, wie kann bey diesen Bestimmung die Rolle des Menschen sich mit einem Unglück ja, essen; wie kann mich endlich ein Loos erschrecken, das allen Millionen meiner Brüder gefallen ist, und das höchste und sicherste Mittel zum Glücke ist.

* * *

Der Tod erscheint am Krankenlager des Lasterhaften nicht als der lächelnde fingerleichte Genius, der uns die wohlklingende Hymne von den Freuden eines schönern Lebens vorsingt, und uns Kühlung weht mit goldenen Schwingen: nicht als der willkommne Bothe, der mit der überirrdischen glänzenden Mine seinen Wanderstab aufhebt, und nach dem östlichen Hügel zeigt, — sondern als der fatale Knochenmann, der finster wie die Hölle sein Gerippe schüttelt, und mit Unkenruf sein Daseyn verkündiget.

* * *

Aller Tod ist Leben in der ganzen Natur! Dieß ist eine Wahrheit, welche Nachdenken und Erfahrung über alle Zweifel erhebt. Freylich, wenn das sinnliche Auge nur bey dem Leichnam verweilt, und die schrecklichen Spuren der Verwesung entdeckt, wenn wir die Menschen nur nach dem sichtbaren beurtheilen, und des Geistes vergessen, den Gott zu höhern Freuden aufnimmt, dann trauern wir, wie die Unglücklichen, die keine Hoffnung haben. Aber, wenn wir in der Natur nichts untergehen, aus den vermoderten Saamenkorn Früchte hervorwachsen se-

hen, und den Liebling Gottes nach seinem Tode wieder unter seinen Freunden finden, so erhebt der Glaube an Unsterblichkeit unser Herz über alle Todesfurcht!

* * *

Das Leben ist ein Traum, sagt ein arabischer Dichter: der Tod ist das Erwachen; der Mensch eine nachtwandelnde Gestalt zwischen beyden.

* * *

Man darf nur vernünftig seyn, um den Tod nicht zu fürchten. Feines edles Gefühl und Kenntniß der Welt erheben uns über die Schrecken des Todes, die den Pöbel erschüttern. Und wäre man nur mit der Sittenphilosophie vertrauter, man würde das Leben für hassenswerth halten können.

* * *

Die letzten Augenblicke des Lebens, wenn sich der Tod nahet, sind die einzigen; in denen man keine fremde Gestalt annehmen kann. Mögen wir uns immer während des Lebens verkleiden, beym Anblick des Todes fällt die Maske, und der Mensch erblickt sich, wenn ich so sagen darf, in seinem Deshabille. Wie muß ihn diese Ansicht überraschen. Alles beschäftigt ihn, ohne ihn zu rühren, alles würkt zusammen, um das pomphafte Aeußere von ihm zu trennen, welches seine wahre Gestalt ihm selbst verbarg. Er ist allein, und da er sich den

äußern Dingen nicht mehr hingeben kann, so verlassen ihn tausend Ideen, die ihm während seines Lebens so schmeichelhaft gewesen waren.

* * *

Der Tag des Todes ist der Haupttag des ganzen Lebens, gleichsam der Richter, welcher über alle vorige, und alles, was ein Mensch that, entscheidet. An ihm wird die große Probe gemacht, wird die Frucht von allen unsern Bemühungen gesammelt. Um über den Werth oder Unwerth eines Menschen gehörig zu urtheilen, muß man ihn die letzte Scene der ganzen Comödie spielen gesehen haben: sie ist unter allen die schwerste.

* * *

Epominondas wurde gefragt, wen er unter den drey Menschen, dem Chabrias, dem Iphikrates, und ihm selbst am höchsten schätze: Man muß, antwortete er, uns alle drey erst sterben sehn. Der Grund dieser Wahrheit liegt darinn, daß man in jeder andern Situation eine Maske vornehmen kann, bey der lezten Rolle aber sich schlechterdings demaskiren muß.

* * *

Vor allen Dingen müssen wir dahin arbeiten, daß unsere Laster eher sterben, als wir, dann immer reisefertig seyn, und gern und willig sterben. O wie schön ist es, wenn man sein Leben vor seinem

Tode

Tode vollendet, wenn einem nichts mehr zu thun übrig ist, als zu sterben, und einer dann satt und zufrieden davon geht.

* * *

Man zeigt sich ungerecht, wenn man den Tod fürchtet. Denn, wenn er eine gute Sache ist, warum fürchtest du ihn, wenn er ein Uebel ist, warum verschlimmerst du es noch, häufst Uebel auf Uebel, und fügst ihm noch Leiden hinzu, die du entfernen könntest? Du handelst wie jener, dem der Feind einem Theil seiner Güter geraubt hatte, und der dann den Rest in das Meer warf, aus Aerger darüber, daß man ihn geplündert hatte.

* * *

Welches Murren würde sich gegen die Natur erheben, wenn kein Tod wäre, und man hier bleiben müßte, man möchte wollen oder nicht. Warlich, man würde die Natur lästern. Man denke sich ein Leben ohne Ende. Es würde unerträglicher und peinlicher seyn als ein Leben, welches wir verlassen müssen. Auf der andern Seite wäre es schlimm, wenn nicht mit dem Tode eine gewisse Bitterkeit verknüpft wäre. Man würde ihm gierig entgegen laufen. Darum hat die Natur weislich gewollt, daß wir das Leben weder zu sehr lieben, noch zu sehr hassen sollen. Beyde Extreme sollen wir vermeiden, und uns eine Laune geben, bey welcher uns das Leben interessirt, und der Tod nicht schrecklich ist.

* * *

Es

Es giebt Menschen, welche im Tode durch Standhaftigkeit und Selbstgenügsamkeit glänzen wollen. Dies ist Eitelkeit! Man stirbt für sich, und nicht für andere. Den würdigsten Tod stirbt man, wenn man in sich zurückgezogen, gesammlet, ruhig und einsam stirbt. Das Herumstehen von Verwandten und Freunden macht dem Sterbenden nur das Herz schwer; der eine winselt ihm die Ohren voll, der andere begreift ihm die Augen, der dritte den Mund; der wahre herzliche Jammer quält ihn, der verstellte verursacht ihm Aerger. Mehrere große Männer sind absichtlich fern von den Ihrigen gestorben, um nicht in jene Situation zu kommen. Auch ists eine kindische dumme Laune, seinen Freunden durch den Anblick seiner Leiden Trauer und Mitleiden abdringen zu wollen.

* * *

Das Leben hat nur einen Eingang, und hängt von einem Willen außer uns ab. Der Tod ist ein Werk unserer Willkühr, je freyer er ist, um so schöner ist er. Hundert tausend Wege führen zu ihm. Erde kann uns fehlen, um zu leben, aber nicht zu sterben. Das Leben kann jeder Mensch ja dem Menschen entreißen, den Tod nicht. Es ist die größte Wohlthat der Natur, daß sie uns den Schlüssel zu der andern Welt gab. Warum beklagst du dich über diese Welt? Hast du nicht eine bessere zu hoffen?

* * *

Die

Die Natur, unveränderlich in ihrer Ordnung, strebt unaufhörlich, entweder zu schaffen, oder zu zerstören. Das Gesträuch, das aus der Asche eines verlöschten Vulkans hervorwächset, das jugendliche Gras, das der Frühling neben den herabgerollten Felsenstücken der verwitterten Alpen liebkoset, bezeugen die Ordnung der Natur. Sie hat nur zwey Worte in ihrem geheiligten Buche: entstehen und sterben; Wiegen und Särge das ist unsere Welt.

* * *

Wenn du ein Mensch bist, der die Tugend liebt, — der gerade seinen Weg fort geht, und dem andern die Wahrheit ins Gesicht zu sagen sich traut, — so wünsche ich dir einen Magen, der nie hungert, eine Kehle, die nie dürstet, nebst einem Haus auf deinen Rücken, wie eine Schnecke, denn diese drey Stücke hat der Rechtschaffene höchst nöthig.

Bist du aber böse, so wünsche ich dir nichts als Unsterblichkeit, denn du hast alle Eigenschaften dich in der Welt empor zu schwingen. Nur sterben mußt du nicht. Kannst du aber dem Tod nicht entgehen — so wünsche ich dir, daß du ein guter Mensch werden mögest.

* * *

Als Xenophon das Orakel fragte: Wie er sein Leben nützlich anwenden sollte? — erhielt er die Antwort: „Er solle viel mit den Todten umgehen.“

das

das heißt: Die Geschichte verstorbener Menschen lesen, aber sich auch darnach zu seinem eigenen Glücke richten.

* * *

3.

Ueber das Grab.

Ein Schauer fährt durch meine Gebeine an dieser Stätte des Schreckens! Das heißt also Menschenleben! So lösen sich alle die Räthsel dieses ewig strebenden ewig bewegten Geschöpfs, — das man Mensch heißt, — in eine Hand voll Staub auf. So vereiniget im Ziel die verschiedene Laufbahn dessen, dem Kronen oft nicht genug waren, und des Armen, der nur Brot begehrte. Noch ist kein Menschenalter vorüber, und wie abgenutzt sind auch schon die meßingnen Buchstaben auf diesem Grabstein? Wie verlöscht schon durch Fußtritte! das heißt: Menschengedächtniß, Menschenname!

* * *

So wie der Verarmte vom Schiffbruch gerettete allemal beym Anblick der See sein ganzes Unglück aufs neue empfindet, und doch für die Erhaltung seines Lebens gerührt, dem Schöpfer und Erhalter desselben dankt; — so sieht der Christ beym Anblick des eingesunkenen Grabes alle Abgründe seines Unglücks geöffnet, und der Tod dringt gleichsam aus den Gräbern in sein Herz. — Doch dankt

er

er dem gütigen Schöpfer, der dem menschlichen Geschlechte durch den Erlöser das Leben im Grabe erhält. — Im Geiste schwingt er sich nun aus der düstern Welt hinweg, — und hin zu den Wohnungen des Erlösers, wo ein Tag leuchtet, der ewig, eiwg glänzet, und keine Nacht umgrenzet. — Dem Christen ist die unsichere Nacht nicht fürchterlich, er mag auf den Wellen des tobenden Meeres schiffen, oder unter Waffen mit jedem Augenblick den ankommenden Tod erwarten, oder einsam bey lehrenden Schriften wachen. — Der Christ von schützenden Engeln Gottes umringt, ist allemal sicher, wohin sein Beruf ihn nur führt. —

* * *

Auf den Leichenstein jedes Menschen, er glaube hier in dieser Welt, woran er auch immer wolle, gehört die Grabschrift, welche der Engländer Gay erhielt:

I thought so once; but now I know it.
So dacht ich einst; nun aber weiß ichs.

* * *

Reichlich, und das ist mein fester Glaube, — wird uns Gott einst vergelten alle die Thränen, alle die Schmerzen, alles das Elend, das sich in unser Leben mischt; selbst dem geringsten Wurm gab er Fröhlichkeit ins Herz, und schmückte sein unbeträchtliches Daseyn durch Genuß aus, und sein Meisterstück, der Mensch sollte leer ausgehen? Nein, dort

dort über dem Grabe werden diese Hoffnungen wahr, dort reifen sie warlich, die Blüthenträume dieses Lebens. —

* * *

Man findet Grabhügel, die mit marmornen Denkmälern prangen, auf welche die habsüchtige Schmeicheley die niedrigsten Lobsprüche für manchen Schänder der Menschheit eingegraben hat. Mancher Rechtschaffene hingegen liegt ohne Zierde verscharrt. Der Mann von Gefühl geht an dem marmornen Monument vorüber, und lacht über den Thoren; aber bey dem Grabhügel des Rechtschaffenen, den kein steinerner Sarg deckt, und worüber noch keine Leichenrede ertönt ist, bleibt er stehen, weint ihm eine Zähre, und segnet seine Asche. Und nun sagt, was hat mehr Werth, — das marmorne Monument, oder die edle Thräne im Auge des Tugendhaften?

Selig der Rechtschaffene, der den sanften Schlummer des Todes schläft, der Weise blickt auf seinem Grabhügel zum Himmel, streuet bey gestirnter Nacht Blumen über sein Grab, und segnet mit Thränen im Auge den neuen Ankömmling der Ewigkeit.

* * *

Wohl dem, der am Ziele seiner Tage, wenn Geschäfte, Geräusch, Zerstreuungen des Lebens, sinnliche Freuden, Würde, Reichthum, irdische

Vorzüge, Verbindungen und Freunde schwinden, wenn alles diſſeits des Grabes uns verläßt, und sich die Pforten der Ewigkeit öffnen; der dann sich dieß Zeugniß unerschüttert geben, ruhig dem gerechten höchsten Richter sich nähern kann mit dem Bekenntnisse: „ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten!“ — 2 Timoth. 4. — Giebt es für den Denkenden, an Unsterblichkeit und an eine Vergeltung glaubenden Christen, einen höhern Wunsch und ein höheres, würdigeres Ziel alles Strebens?

* * *

Wenn ich einst im Grabe liege, so schenkt mir, Freunde, eine Thräne der Freude, daß ich es überstanden habe. Der Tod selbst ist nichts so schmerzliches; die Flamme verlöscht nach und nach; endlich ist nur ein kleines Fünkchen noch übrig, so auf der Asche herumläuft, bis es sich verliert. Und im Grunde, was heißt denn sterben? Das Alltagskleid ablegen, um in einem festlichern zu glänzen: Die morschen Ueberreste, welche keinen Theil an unserer Vertraulichkeit hatten, beklaget nicht.

* * *

Wie viele ruhen hier, die mit Entsetzen der Sekunde entgegen starrten, so den Vorhang aufrollt, und zeigt, was es sey, dieß fremde Land jenseit der Todtenhügel! Aber was hilft das Starren, das Entsetzen

setzen über eine Veränderung, die uns schon an der Wiege gesungen wird.

* * *

Nur eine Pforte führt dich, o Sterblicher, in den Tempel der Wahrheit, weit ist der Weg dahin, und keiner der ihn ging, mag zurückkehren, diese Pforte ist das Grab. Diesseits reicht an der Unsterblichkeit Hand dein Streben hin zu deinem Glücke.

* * *

4.

Ueber die Unsterblichkeit.

Glaube eines zukünftigen Lebens ist der Menschheit nothwendig, ja, ich möchte sagen, natürlich. Nothwendig, damit sie nicht unter sich sinke, und in Verzweiflung oder in Gräueln, die selbst die ärgste Verzweiflung sind, ärger als ein Thier werde. — Und daß es nicht vorhanden sey; ist dem Menschen nicht nur unerweislich, sondern fast undenkbar. Es ist ihm natürlich, sich fortzudenken in seinen Wirkungen und Kräften. Die Vorstellung, daß alles an ihm, wie sein Körper, von Würmern zernagt, oder ins Wüste zersplittert werde, ist ein Ungedanke, der uns die ganze Schöpfung zu einem unzusammenhängenden Traum macht, indem er ihr die schönste Haltung, die auf Gesetzen der Geisterwelt, in fortdenkenden, gütigwirkenden Wesen beruht, raubet. Dieß lebendige Fortwirken ist dem Menschen

 ein

ein so natürlicher Glaube, daß auch die rohesten Völker an ihm, als an einem Naturglauben hingen, und ihn sich, jedes auf seine Weise, zu seiner Selbstbefriedigung ausbildeten und ausschmückten. Ein freches System der Vernichtung im Tode ist nur für Wüstlinge, Räuber und Mörder, die aufs eigentlichste in den Tag hinein leben, eine erwünschte Predigt.

* * *

Wie werden wir im Tode fortleben? — Hätte ein Mensch die Naturgesetze der Erzeugung, der Geburt und Fortpflanzung der Wesen von der Pflanze an bis zum Menschen hinauf nicht vor sich, und sollte sie a priori errathen; welches Gesetz sollte er errathen? welches Gesetz würde ihm einfallen? Würde ihm der von der Natur genommene Gang nicht vielmehr unglaublich scheinen? Und doch ist in der physischen Natur dieß der merkbarste aller Triebe, auf den alles angelegt ist, dem alles dient; denn eben er ists, der das Kreisrad der Schöpfung im Gange erhält, und die Welt vor dem Tode bewahret. Ins Reich der innern Kräfte, ins eigentliche Dispensatorium des Lebens zu dringen ist keinem Sterblichen gelungen; es wird ihm auch nie gelingen, da die Schranken unserer Organe uns deutlich vorstehn. — Wie thöricht verlohren wäre also jeder Gedanke, der die Geburt der Seelen in eine andere Welt auch nur traumweise beschreiben wollte? Die schaffsinnigsten Köpfe, die sich hiermit abgaben, auf wie kindische Einbildungen

sind

sind sie gerathen! Der uns ungefragt hierhergebracht, und für das Werden in diese Welt einen so unerwarteten Plan entworfen hat, wird uns auch in eine andere Welt hinüber zu fördern wissen, wenn er unser bedarf. Was wissen wir? Das uns empfangende Medium kann bereit seyn, so bald sich unser Auge schließt, und die Kräfte der Natur sind sich allenthalben allgenugsam. — Wir dürfen für sie nicht messen und zählen.

* * *

Glaube muß die Hofnung der Fortdauer nach dem Tode allein bleiben; demonstrirte Wissenschaft kann sie nie werden. Glaube ist ihr Maaß, mit welchem sie auch am froheſten, am unschädlichsten wirkt. Hat es nicht Thoren gegeben, die, weil sie über den hoffenden Glauben hinausschritten, und eine philosophisch demonstrirte Gewißheit dieser Lehre zu haben vorgaben, die Bürde dieses Lebens selbst abwarfen, und sich damit den Genuß dessen, was sie sich hier erst standhaft erwerben sollten, selbst entnahmen? Glaube ists, was für das Volk gehört, und im ruhigen sowohl als wirksamen Genuß des Lebens, ja im letzten Augenblicke sollen wir alle Volk seyn, und uns nicht mit Grübeleyen plagen. Haben wir zu überlegen nicht Zeit genug gehabt? Wollen wir, junge Catonen, das Büchlein in der Hand, erst in der letzten Stunde anfangen zu überlegen? Lebe jeder, wie er soll; im Tode überlasse er sich zutrauend der Vorsehung, die

ihn hieher gebracht, und so manche Anstalt auf ihn vorbereitet hatte; sie wird diese auch dort getroffen haben, und ihn sicheren Schrittes leiten. Dem mit Schwären überdeckten Verbrecher aber reiche man keine falsche Pflaster; wo möglich, gehe er vor den Augen der ganzen Welt als ein Verbrecher hinüber. Sein innerstes Bewußtseyn in diesem Augenblicke zum Kuppler zu machen, ist Hochverrath gegen die Menschheit.

* * *

Ein Wesen, das nur weniger Secunden bedarf, um mit den schnellen Fittigen der Gedanken Tausende von Sonnenfernen zu durcheilen; ein Wesen, das Welten messen, den Lauf der Gestirne berechnen, und in dem unermeßlichen Weltall den unendlichen Schöpfer desselben suchen und finden kann; — ein Wesen, das hienieden auf Erden, wie ein Gott gebietet, zu dessen Dienste die ganze Natur unaufhörlich geschäftig und wirksam seyn muß, und das den Löwen und den Blitz mit gleich unüberwindlicher Stärke seiner Vernunft bändiget; — ein Wesen, dessen Trieb und Fähigkeit zur Vervollkommnung durchaus keine Grenzen kennt, und dessen heißeste Wünsche durch nichts, als durch den Genuß einer ewigen Glückseligkeit befriediget werden können; — ein Wesen endlich, das den allmächtigen Schöpfer des Weltalls durch Vollendung seiner Pflichten verehren, ihn als Vater lieben, ihm kindlich vertrauen, ihm auf dem Wege der sittlichen Vollkommenheit immer

immer ähnlicher werden, und sich seines Wohlgefallens mit so viel Innigkeit, mit so viel überirdischer Wonne und Zufriedenheit freuen und trösten kann: ein solches Wesen sollte ohngeachtet aller seiner unleugbaren Vollkommenheiten und Vorzüge nur für einen nahen ewigen Tod gebohren seyn, und die Eiche des Waldes, unter welcher es oft in stillen Betrachtungen der Kühlung genoß, sollte auf eine längere Dauer Anspruch machen dürfen, als dieses Wesen, an dem das Bild der ewigen Gottheit strahlt? — O! ich müßte meine eigene Hoheit verkennen, ich müßte alles Gefühl für die Nachwelt verleugnen, ich müßte den Schein muthwillig mit der Wirklichkeit verwechseln, wenn ich mich davon überreden wollte. Nein! der Mensch ist nicht sterblich. Nur sein Leib stirbt. Seine Seele, — das unbegreifliche Etwas, das in ihm denkt, empfindet, und Entschließungen faßt, ist unsterblich und ewig wie Gott. Der Tod ist für ihn nichts anders, als die dunkle Straße zur Seligkeit.

* * *

Laß dir das, redlicher Menschenfreund! einen Beweis für deine Unsterblichkeit, — für eine ewige Belohnung seyn, daß meistens diejenigen die Unglücklichsten sind, die es am wenigsten seyn sollten; daß meistens diejenigen Weltundank erndten, welche die ersten Ansprüche auf Erkenntlichkeit hätten, weil sie Seligkeit aussäeten! —

* * *

Es kann uns völlig gleich seyn, wie unser Zustand in der Ewigkeit beschaffen seyn werde, wenn wir nur glauben, daß uns derselbe angenehme Empfindungen und Gedanken verschafft.

Du wirst glücklich, Mensch, wenn du so gut und weise, wie möglich, zu werden strebst; dieß muß dir genug seyn, wenn du dich schon auf dem Wege zur Weisheit befindest. In deines Vaters Hause sind viel Wohnungen; in seiner Kleiderkammer viel Gewänder. Siehe schon hier die Verschiedenheit der Trachten um dich her. Eine andere Klarheit hat die Sonne, eine andere der Mond; grün ist deine Laube, blau das Veilchen, roth die Rose. Einige Thiere haben einen Sinn mehr, als du. Der Polype sieht durch den Sinn des Gefühls. —

* * *

Wem ist es unbekannt, daß der gewöhnliche Maykäfer sich in die Erde eingräbt, darinnen stirbt, wieder anfängt zu leben, und im vierten Jahre darauf wieder lebendig hervorgeht? Kann uns der Schöpfer ein lebendigeres Bild der Auferstehung geben?

* * *

Hohes Alter setzt sich über das Wogen der Welt hinweg, ihre Ereignisse liegen schon zu sehr beschattet im Hintergrunde; der Blick ist schon zu ruhig aufwärts ins Jenseits gerichtet, und beschäftiget sich mehr mit den nahen Aussichten in die bessern Gefilde der Ewigkeit, als daß das Ameißengewühl großen Eindruck auf selbiges machen könnte. Man steht

auf

auf den Felsen des Gleichmuths, und sieht gelassen zu, wie die Wellen an seinem Fusse sich brechen, über einander wegrollen, und im weiten Ocean wieder verschlungen werden.

* * *

Jeder Mensch sollte auf dem Ocean des Lebens sich auf ein Paar Grundsätzen, wie auf Ankern fest halten. Religion und Glaube an Unsterblichkeit sind diese Anker. So glücklich aber ihre Wirkung ist, so veränderlich sind die Ideen und Meynungen, aus denen sie zusammengesetzt sind. Die allerwenigsten Menschen haben einen Glauben, weil die allerwenigsten irgendwo einen festen Punkt in ihrer Seele haben. Die elende Pöbelschar hat angewöhnte Ideen, die der Zufall öfters als andere gestempelt hat, und die darum fester stehen. Lange ist die Lehre von der Unsterblichkeit in theologischer Form erschienen. Die Philosophie verderbte bald vieles an dieser Form, und schmückte diese Lehre mit ein paar künstlichen Wahrscheinlichkeiten oder gar Erdichtungen aus, als auf einmal alle Zweifel gegen anerkannte Wahrheiten, wie aus Aeols Höhle hervorbrachen, und jeden Glauben zu zerstören schienen. Nun glaubt jeder Weltmann, je nachdem der Zufall ihn an das eine oder andere Buch gebracht hat.

* * *

Wenn der Mensch ein unendliches Insekt, ein Wurm — und Gott ist, so muß der Wurm, das

Insekt verwesen, ohne uns zu erschrecken. Der Leib senkt sich nur in den Tod hinab. Er sinkt von der Sonne weg, um in einem hellern Tag wieder hervorzukommen. Das Grab ist nur seine unterirdische Straße zur Seligkeit. Ja, dieses ist der Entwurf, welchen die unendliche Güte gemacht hat. Unsere glorreiche Geschichte erstreckt sich durch verschiedene Theile. Die Zeit liefert die Vorrede, die Ewigkeit entwickelt das Buch, das nimmer ganz entwickelte Buch des menschlichen Schicksals. Aber der Geist, diese unsterbliche Seele, dieses majestätische Bild von Gott in uns, lebt, er verspricht uns den Sieg über den Tod.

* * *

Ein gelehrter und vortrefflicher Vater sagte einst zu seinem Sohne: „Wenn du jetzt schon die Künste und Kenntnisse meines funfzigjährigen Alters hättest, dann würdest du in diesem kurzen Leben es weit bringen können. Aber du mußtest, wie ich von der Fibel anfangen." Diese Wahrheit ist äußerst niederschlagend, so lange wir uns den Tod nur als das Ende dieses Lebens denken, aber sehr unbedeutend, wenn wir auf unsere ewige Dauer Hinsicht nehmen.

* * *

Der Mensch findet hier auf Erden nicht bloß für alle seine thierischen Bedürfnisse Befriedigung. — Der Hunger trifft hier seine Speise, — der Durst

seinen

seinen Trank, — der Geschlechtstrieb eine Gattin; sondern auch der Freundschaftstrieb einen Freund, und eine eheliche Gattin, die Wißbegierde Erkenntniß — das Verdienst in vielen Fällen Belohnung — der Unterdrückte Gerechtigkeit, der Gesellschaftstrieb Gesellschaft. — Wie sollte, denkt bey diesen Bemerkungen der Verstand, nur der gleich mächtige Unsterblichkeitstrieb nicht befriediget werden? —

* * *

In diesem Hause von Staube kann Vollkommenheit nicht gedeihen; Sohn der Erde! Dein Loos ist Unruhe, Sturm und Nebel deine Gefährten, dich aufzuklären ist der Ewigkeit Amt! —

* * *

Ja, die Größe des menschlichen Geistes giebt reichlichen Stoff zum Nachdenken; diese bewunderungswürdige Einrichtung scheint uns unaufhörlich die Vorstellung von einem Plane zu vergegenwärtigen, der einer so hohen Fassungskraft angemessen sey. So viel brauchte es nicht, um uns den Lauf dieses Lebens vollenden zu lassen, und uns in seinen engen Schranken zu leiten: folglich berechtigt uns alles unsere Blicke in die Ferne zu richten. Wenn ich sehe, daß ein Kolumbus, oder Vasco de Gama sich eingeschifft hätte, so würde ich nicht glauben, daß er bestimmt wäre, immer vor den Hafen herum zu segeln.

* * *

Wenn wir dem Laufe eines Flußes folgen, und ein weiter Gesichtskreis sich unserem Anblick darstellt, heften wir unsere Augen nicht auf die sandigen Ufer, an denen wir hingehen; aber wenn bey veränderter Lage der Gegend, oder beym Untergang der Sonne, dieser Gesichtskreis sich zusammen zieht, dann fängt unsere Aufmerksamkeit an, sich auf die dürre Ebene zu richten, die neben uns liegt, und dann bemerken wir erst ihre ganze Trockenheit und Unfruchtbarkeit. So ists auch mit der Laufbahn unsers Lebens. Wenn die großen Ideen von dem Unendlichen unsern Geist und unsere Hoffnungen erheben, werden wir weniger von den Mühseligkeiten und von dem Unangenehmen, das auf unsern Weg gestreut ist, gerührt; allein, wenn unsere Grundsätze sich änderten, und eine düstre Philosophie unsre Aussicht verdunkelte, würde unsere Aufmerksamkeit sich ganz wieder auf die Gegenstände lenken, die uns umgeben, und wir würden dann zu deutlich die Leere und die Täuschung der Vergnügen erblicken, deren unsre moralische Natur empfänglich ist.

* * *

II.

Gedanken und Aeußerungen
edler und guter Menschen
über
Tod, Grab und Ewigkeit,
besonders
in ihren letzten Stunden.

II.

Gedanken und Aeußerungen edler Menschen über Tod, Grab und Ewigkeit, besonders in ihren letzten Stunden.

1.

„Der Tod wird mir Jahrhunderte zur Ruhe geben, antwortete Fermel der Leibarzt des Königes Heinrich des andern von Frankreich, als man ihn von seiner übermäßigen Arbeit durch Vorstellungen abhalten wollte."

2.

Der berühmte Reichskanzler von Schweden, Graf Oxenstierna, ein kluger, erfahrner und gelehrter Mann, legte im Alter seine Bedienung nieder, und

und überließ sich in der Einsamkeit stillen Betrachtungen über Leben, Tod und Ewigkeit. In seiner Einsamkeit besuchte ihn einst der Englische Gesandte Whitlock, zu dem er beym Abschiednehmen sagte: „Ich habe viel in der Welt erfahren, und manche vergnügte Stunde darin erfahren. Aber die Kunst, recht zu leben, habe ich nicht eher verstanden, als jetzt. Ich danke meinem Gott, daß er mir die Zeit gönnet, ihn und mich selbst kennen zu lernen. Mein einziges Vergnügen, das ich suche, welches mir werther ist, als alles, was mir die Welt geben kann, ist dieses, daß ich noch am Ende meiner Tage die Liebe Gottes betrachte, und mit einem gerührten Herzen erkenne, und daß ich in diesem herrlichen Buche lese. — Bey diesen Worte legte er die Hand auf die Bibel. — Sie, mein Herr, sind jetzt in der besten Blüthe ihrer Jahre, fuhr er fort, stehen in großer Gunst bey Königen und Fürsten, werden zu den wichtigsten Geschäften gebraucht, und verrichten dieselben mit völliger Gesundheit und Munterkeit. Aber alles dieses verläßt sie einmal. Alsdann werden sie meine Worte besser verstehen, und wahr finden. Alsdann werden sie erkennen, daß mehr Weisheit, Wahrheit, Trost und Vergnügen bey einem einsamen Leben sey, darin man seine Gedanken aus den Zerstreuungen der Welt sammlet, an Gott denket, zu ihm betet, und die Bibel ließt, als bey allen Höfen, und bey allen Gunstbezeugungen der Großen.

3.

Die Bewohner der Afrikanischen Königreiche Loango und Kakongo, die einen richtigen und scharfen Verstand besitzen, berechnen die Zahl ihrer Lebensjahre nicht, sie geben zur Ursache an, daß man das Gedächtniß nur auf solche Art mit einer unnützen Rechnung belade, da sie uns weder gegen den Tod schützen, noch unser Ziel verlängern könne. Sie sehen den Tod als einen Abgrund an, dem man sich mit verbundenen Augen nähert, so daß es zu nichts hilft, die Schritte zu zählen, weil man doch nicht wissen kann, wenn man den letzten thut, und weil man diesen letzten nicht zu vermeiden im Stande ist.

4.

Des Lord Baco, Großkanzlers von England Gedanken über den Tod.

Die Menschen fürchten den Tod, so wie die Kinder die Dunkelheit. Bey beyden wird der natürliche Abscheu noch durch schreckhafte Märchen vermehrt. Betrachtung des Todes, wie er der Sünde Sold, und ein Uebergang in ein besseres Leben ist, ist fromm und heilsam, Furcht vor dem Tode aber, als der Schuld der Natur, Schwachheit. Doch mischt sich selbst in die frömmsten Betrachtungen öfters Aberglaube. Wir finden in vielen An-

dachtsbüchern, man solle bedenken, wie viele Schmerzen man an einem einzigen Gliede eines Fingers empfinden könne, und daraus auf die Leiden beym Tode, bey der Zerstörung des ganzen Körpersystems, schliessen; da doch der Tod oft weniger Leiden verursacht, als körperlicher Schmerz. Denn diejenigen Theile, welche unsere Lebenskräfte einschließen, sind nicht die empfindlichsten. Der Ausspruch jenes Philosophen, eines blos natürlichen Menschen ist sehr richtig: „Der Prunk des Todes schreckt mehr, als der Tod selbst: das Seufzen und Stöhnen, die Verzuckungen der Glieder, die Bläße des Gesichts, die Thränen der Freunde, und der schwarze Leichenzug sind es, die uns den Tod in einer so fürchterlichen Gestalt zeigen. Es ist auffallend, daß auch die schwächste Leidenschaft der Seele die Furcht vor dem Tode überwältiget. In Gesellschaft mehrerer Kämpfer, die ihn überwinden, ist der Tod den Menschen kein so fürchterlicher Feind. Rache siegt über ihn; Liebe schätzt ihn gering; Ehrbegierde sucht ihn; Furcht vor Schande wählt ihn; Traurigkeit wirft sich in seine Arme. — Furcht kömmt ihm zuvor. Wir lesen sogar, daß, da Kayser Otto sich selbst umbrachte, Mitleiden, — der zärtlichste Affect, — viele seiner treuen Anhänger bewog, mit ihm zu sterben. Seneka fügt noch Ueberdruß des Lebens und der Gesellschaft hinzu: bedenke, wie lange du einerley thust; nicht dem Standhaften und Elenden allein, auch dem ist der Tod wünschenswerth, dem das Leben eckelt. Merkwürdig ist, wie wenig Verände-

änderung die Annäherung des Todes in edlen Seelen wirkt; der ihnen eigene Geist zeichnet sich im letzten Augenblicke aus. Cäsar Augustus sagte sterbend zu seiner Gemahlin: „Livia, lebe glücklich, und nie verlasse dich das Andenken unserer Ehe.“ — Tiberius behielt seine Verstellungskunst noch im Tode bey, schon verließen ihn Kräfte und Sinne, aber noch die Verstellung nicht, sagt Tacitus von ihm. Vespasianus starb mit einem Bonmot: mir dünkt, sagte er, ich werde zum Gott: — Galba mit einer Sentenz; er reichte den Hals hin, und sagte: haue zu, weil es dem Römischen Volke nützt. — Septimius Severus unter Geschäften: geschwinde, wenn noch etwas zu thun übrig. — Eben so auch andere. Die Stoiker haben zu mühsam Trostgründe wider den Tod gesucht; ihre große Zurüstung macht den Feind nur schrecklicher. Mit mehrerem Rechte rechnen wir den Tod unter die Wohlthaten der Natur. Sterben und geboren werden ist beydes in der Natur des Menschen, und vielleicht empfindet das Kind nicht weniger Schmerz von letztern, als vom erstern. Ueberrascht uns der Tod, indem wir einen heftigen Wunsch verfolgen, so fühlen wir ihn so wenig, als der Verwundete die noch frische Wunde. Sind die Kräfte der Seele zur Erreichung eines gewünschten Gutes angestrengt, so entgeht sie durch diese Anstrengung den Schmerzen des Todes. Nach erreichten redlichen Absichten und Erwartungen ist nunc dimittis der süsseste Gesang. Auch dieß ist eine Wohlthat des Todes: Er öfnet dem guten Ruf

 die

die Thüre, und macht den Neid schweigen; die Todten werden erst geliebt. — Siehe d. 1sten Theil der Thanatologie, Seite 294.

5.

Senekas Gedanken über Alter und Lebensgenuß aus dem 12 seiner Briefe an den Lucilius.

Wohin ich mich nur wende, seh ich die Beweise, daß ich alt werde. Ich war auf meinem Vorwerk, und beklagte mich über die Kosten des einfallenden Gebäudes. Giebt mir der Hofmeister zur Antwort, es sey kein Fehler seiner Nachläßigkeit, er thue alles, aber das Haus sey alt. Dies Haus ist unter meinen Händen aufgeführt. Was wirds mit mir werden, wenn die Steine von meinem Alter schon verwittern? Ich war böse auf ihn, und ergreife die nächste Gelegenheit, mit ihm zu hadern. Das ist offenbar, fang ich an, die Ahornbäume sind versäumt. Sie haben kein Laub, wie knotigt und verdorrt sind die Aeste, wie traurig und garstig die Stämme. So wären sie nicht, wenn man sie umgraben und begossen hätte. Er schwur bey meinem Schutzgeiste, er thue alles, er lasse es an keiner Sorgfalt fehlen, aber sie wären ja alt. Im Vertrauen unter uns gesagt, ich habe sie gesetzt, ich habe ihre ersten Blätter gesehen. Ich wendete mich gegen die Thür. Wer ist der Abgelebte da?

Der

Der sitzt mit Recht bey der Thür, er sieht schon hinaus. Wo hast du ihn her? Was hast du für einen Wohlgefallen daran, einen fremden Todten aufzunehmen. Darauf antwortete jener: Kennst du mich nicht? Ich bin Felicio, dem du sonst Spielwerk zu bringen pflegtest. Ich bin des Hofmeisters Philositus Sohn, dein Augapfel. In der That, erwiedre ich, der träumt. Mein Augapfel war auch ein kleiner Junge. Indessen kann es gar wohl seyn, denn ihm fallen eben die Zähne aus. Ich bin meinem Vorwerk das schuldig, daß mir überall mein Alter erschien, wohin ich mich auch wendete. So wollen wir es denn umfassen und lieben. Es ist voll Wollust, wenn man es zu genießen weiß. Die Früchte sind einem am angenehmsten, wenn sie sich verliehren. Das Knabenalter ist am Ausgange das schönste. Der letzte Trunk des Weins schmeckt Zechbrüdern am besten, jenes Ausschlürfen der letzten Tropfen, die den Rausch fertig machen. Was der Mensch am liebsten hat, spart er auf die letzte. Das schon abhängige, doch noch nicht verfallne Alter ist das angenehmste. Selbst der, welcher auf der äußersten Spitze steht, hat noch, glaub ich, seine Freuden, oder, es tritt selbst an ihre Stelle, keiner zu bedürfen. Wie süß ists, die Begierden verjagt, und sie hinter sich gelassen zu haben. Es ist beschwerlich, sagst du, den Tod so vor Augen zu haben. Erstlich muß ihn der Jüngling so gut, als der Greis vor Augen haben. Denn wir werden nicht nach den Jahren abgeruffen; auch ist keiner so alt, daß er

nicht ohne Scheu noch einen Tag hoffen könnte. Ein Tag aber ist ein Grad des Lebens. Das ganze Alter besteht aus Theilen, und um die kleinern Kreise ziehn sich größere. Es ist einer, der sie alle umfaßt und einschließt, der geht vom Geburts= bis auf den Sterbetag. Ein anderer umläuft die Jahre der Jugend, einer das ganze Kindesalter. Endlich kommt das Jahr, das die Zeiten in sich faßt, durch deren Vervielfältigung das Leben entsteht. Ein kleiner Cirkel umgürtet einen Monat, der kleinste einen Tag, und auch der zieht sich vom Anfang zum Ende, vom Aufgang zum Niedergang. Deswegen sagte Heracletus, der den Beynahmen Scotinus, oder der Finstere von seinem dunklen Ausdruck bekommen hat: Ein Tag ist dem Ganzen gleich. Das hat ein anderer anders verstanden, denn er hat gesagt: er sey seinen Stunden gleich, und er hat auch nicht unrecht. Denn, wenn ein Tag die Zeit von vier und zwanzig Stunden ist, so müssen sich alle Tage unter einander gleich seyn, weil die Nacht behält, was der Tag verlohren hat. Ein anderer sagte: ein Tag sey allen gleich, denn der größeste Zeitraum hat nichts, das man in einer einzigen Tageszeit fände. Licht und Nacht, und die doppelten Abwechslungen der Welt, die bald kürzere bald längere Nacht gleicht sie aus. Man muß daher jeden Tag so einrichten, als ob er der letzte wäre, das Leben beschlöße und endete. Pacuvius, der sich Syrien durch die Länge der Anwesenheit unterjocht hatte, da er sich mit Wein und jenem Todenschmaus

gleich=

gleichsam selbst zur Gruft bereitet hatte, wurde von der Tafel ins Bett getragen, und unter dem Klatschen seiner Verschnittenen zur Musik gesungen: er hat gelebt, gelebt hat er. So begrub er sich jeden Tag. Was jener aus bösem Gewissen that, wollen wir aus gutem thun. Laßt uns froh und freudig sagen, wenn wir schlafen gehn:

Ich habe gelebt und den Lauf vollbracht, den mir das Schicksal vorgezeichnet hatte.

Will uns Gott den morgenden Tag noch zugeben, so wollen wir ihn mit frohem Herzen annehmen. Der ist der glücklichste und ruhigste Besitzer seiner selbst, der den kommenden Tag ohne Bekümmerniß erwartet. Wer gesagt hat, ich habe gelebt, der steht mit jedem Tage zu einem neuen Gewinn auf. —

6.

Der Philosoph Plotinus.

Als dieser bey den Römern, und bey allen, die ihn kannten so beliebte Weltweise seinem Tode nahe war, so starb er mit den schönen und rührenden Worten:

„Ich sterbe voll Ernstes, das, was göttliches in mir ist, dem wieder zuzuführen, welcher das Göttliche des Ganzen ist.“

7.

Chr. Fürcht. Gellerts Bekenntnisse.

Der sel. Professor Gellert ein sehr warmer Verehrer der Religion Jesu, legte vor seinen Zuhörern folgendes merkwürdiges und rührendes Bekenntniß ab.

„Ich habe funfzig Jahre gelebt, und mannigfaltige Freuden des Lebens genossen. Keine sind dauerhafter, unschuldiger, und glückseliger für mich gewesen, als die mein Herz, von den sanften Fesseln der Religion eingeschränkt, nach ihrem Rathe gesucht und genossen hat; dieses bezeuge ich auf mein Gewissen. — Ich habe funfzig Jahre gelebt, und mannichfaltige Mühseligkeiten des Lebens erduldet, und nirgends mehr Licht in Finsternissen, mehr Stärke, mehr Trost und Muth in Leiden gefunden, als bey der Quelle der Religion; dieses bezeuge ich auf mein Gewissen. — Ich habe funfzig Jahre gelebt, und bin mehr als einmal an den Pforten des Todes gewesen, und habe es erfahren, daß nichts, ohne Ausnahme, als die göttliche Religion mit ihrer Kraft die Schrecken des Todes besiegen hilft; daß nichts als der heilige Glaube an unsern Heiland und Erlöser den bangen Geist bey dem entscheidenden Schritte in die Ewigkeit stärken, und das Gewissen,

das uns anklagt, stillen kann; dieses bezeuge ich als vor Gott!"

8.

Töllners, Professoris zu Frankfurt letztes Bekenntniß.

Als dieser verewigte Mann drey Tage vor seinem Tode das heilige Abendmahl genoß, legte er dabey, im Beyseyn mehrerer Personen folgendes merkwürdiges Bekenntniß ab.

„Ich bin überzeugt von der göttlichen Sendung Jesu, sprach er, und von der Wahrheit der Geschichte, die unmöglich erdichtet seyn kann. Ich bin überzeugt von der Göttlichkeit seiner Lehre, darin ich vorzüglich dreyerley finde: eine schöne Moral, die geschickt ist, gute und selige Menschen zu machen, in Verbindung mit dem versöhnenden Tode Jesu, als dem wichtigsten Beweggrunde zur Befolgung derselben. — Das Verhältniß Gottes gegen uns als unsers versöhnlichen Vaters, davon der Tod Jesu mir ein Beweiß, eine Wirkung, und Vermittelung desselben bleibt, und endlich die Lehre der Unsterblichkeit und eines kommenden bessern Lebens. Ich kenne für die Wahrscheinlichkeit dieser Lehre alles, was mir die Vernunft darreicht, meine Gewißheit giebt mir aber allein das Wort

Jesu: ich lebe, und du sollst auch leben! — Nun übersehe ich das wahrhaftig Wesentliche in der Religion, abgesondert von Subtilitäten, die nichts zu meiner Beruhigung beytragen. Mich in meinem Glauben zu stärken, durch Vergleichung meiner geringern Leiden mit dem Leiden meines Jesu mich aufzurichten, lebendig mich meiner Unsterblichkeit zu freuen, nehme ich nun jetzt das Abendmahl des Herrn.—"

* * *

9.

Sterbebetrachtungen des Herzogl. Mecklenburgischen geheimen Raths, Herrn v. Baßewitz.

Ich gebe meinen Geist in die Hände Gottes, und überliefere ihm meine unsterbliche Seele, als den Ausfluß seines Wesens zur baldigen seligen Gemeinschaft mit seinem Lichte. Krankheit und Schmerzen stören mich nicht in dem erhabenen Gedanken meiner bessern Bestimmung. Ich weiß so gewiß, als ich noch lebe, daß mir die Zukunft ein herrliches Loos vorbehalten hat, und daß gleich nach der Vollendung des natürlichen Todes, mein geistiges Auge Gott sehen, von Angesicht zu Angesicht sehen wird, wie er ist; eine Seligkeit, die das Fleisch nicht zu begreifen vermag!

Mein

Mein Freund ist mein göttlicher Erlöser. Auf sein Verdienst sterbe ich ruhig, und von ihm begleitet gehe ich ohne Furcht in den Tod. Er wird mich seiner Erbarmung würdigen, und mich bey seinem himmlischen Vater vertreten mit unaussprechlichen Seufzern. Mit ofnen Armen gehe ich ihm entgegen. Er wird mich nicht verlassen; sein Tod ist mein sicherer Bürge.

Die Kirche Christi, die ich durch meinen ungöttlichen Wandel geärgert habe, erfreue ich durch das nachfolgende Bekenntniß meiner seligern Ueberzeugung. Zwölf Jahre hindurch war ich ein unsinniger Freygeist, ein Verfolger der Ehre Gottes, ein Schänder des Bluts der Erlösung. Seit zwey Jahren zog mich mein Heiland zu sich mit Seilen der Liebe, und dur seine Gnade bin ich mir selbst nicht mehr ähnli . Wie unselig wär ich gestorben, wenn mich der Tod in dem ersten Zustande übereilet hätte? Jetzt rufe ich mit Freuden: O Tod! wo ist dein Stachel, o Hölle, wo ist dein Sieg! Gott aber sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesum Christum!

Ein längeres Leben halte ich mir für eine göttliche Wohlthat, die ich mit Ehrerbietigkeit zu erlangen schuldig bin. Ich werde auch das meinige in einer ruhigen Einsamkeit zu seiner Ehre anwenden, wenn es ihm gefällig, mich ferner damit zu erfreuen. Die Schöpfung wollte das Leben, und das Leben der Creatur hat die Veredlung des Geistes zur Absicht. Wie sollte ich mein Daseyn

nicht

nicht wünschen? Mein Erlöser will mich aber zu sich haben, und weil an mir die Schöpfung vollendet ist, folge ich ihm gern. Stärket euch durch mein Exempel, ihr Freunde, die ich zurücklasse, und heiliget euch in Gedanken dem Gefühl der alles beglückenden Religion! In ihr sind die Empfindungen der Ruhe, die mich so göttlich erquicken, und sonst nirgends.

Meinen Brüdern und Schwestern wünsche ich die Gnade Gottes in Christo Jesu, nicht Ehre noch Reichthum; denn beyde verderben die Seele, aber Friede und Freude in dem Blute des Erlösers, Glaube und Liebe in der Furcht Gottes, Stärke und Einfalt im Glauben. Gott segne sie zeitlich und ewig, und lasse es ihnen im Leben, besonders aber in der Stunde des Todes wohlgehn! Das seligste Leben führt der Christ, der täglich sterben lernt. Gott erleuchte ihre Augen, daß sie nicht zu einem Leben entschlafen, das ärger ist als der Tod. Ich hoffe sie alle in der Ewigkeit wieder zu finden, und will für sie beten, so lange ich noch lebe:

Jesu du Sohn David, erbarme dich ihrer!

Noch segne ich besonders die Freundinn meiner Liebe, die redlichste Gehülfinn, die Schöpferinn aller meiner Ruhe auf Erden. Gott stärke ihre fromme Seele, mit den wachsenden Begriffen seiner allerheiligsten Erkenntniß, und vergelte ihr mit Wohlthaten jenseit des Grabes, die Treue, die sie mir bis zum Grabe beweiset! Ihr Stand war nicht wider ihr Gewissen. Ich gebe ihr dieses Zeugniß sterbend,

bend, und vor aller Welt. Sie behauptete ihn redlicher, als viele Frauen, die der Zufall bezeichnet. Sie war mir im Gewissen angetrauet, und hat das ihrige in Ansehung meiner, niemals beleidiget. Meinem Namen zu Liebe habe ich sie vor der Welt verläugnet; mir zu Liebe werden die Miterben meines Namens so gerecht seyn, und sich ihrer nach meinem Tode erinnern. Gott setze sie zum Segen immer und ewiglich, und behüte sie für Schimpf und Verfolgung! Ich will für sie beten, daß ihr Glaube nie aufhöre, und ihre Liebe nie verlösche.

Was sich in meinen Schriften anstößiges findet widerruf ich, als unzeitige Mißgeburten meiner vorwitzigen Vernunft; was mit der Lehre vom Verdienst Jesu bestehen kann, erkenne ich für meine eigene Arbeit. Liebhaber der Wahrheit mögen daraus urtheilen, was der Christ zu erfinden vermag, wenn er bemühet ist, sich selbst zu erforschen. Ehe ich denken mochte, übereilte mich der Einfluß der Elemente, und machte mich müde zur Weisheit. Seit ich mich gewöhnt habe, tiefsinnig zu seyn, erscheint mir ein Begriff nach dem andern. Diesen Vortheil habe ich dem Nachdenken zu verdanken. Bald werde ich da seyn, wo Irrthum und Finsterniß aufhören, wo, ferne von sinnlichen Träumen, zu göttlicher Weisheit, Bewußtseyn, der Seele Empfindung sich läutert.

Ach Gott, wann werde ich dahin kommen, daß ich dein Angesicht schaue!

Zu

Zu meiner Beerdigung wünsche ich mir die Gegenwart der Engel, die mich in Abrahams Schoos tragen, sonst keine Verschwendung, womit sich der Pöbel ankündiget. Der elende Körper verdient nicht, daß man ihn im Triumph aufführe. Will ein gewissenhafter Zeuge Christi, meines unsterblichen Geistes in einer erbaulichen Rede gedenken, und zur Ehre der Religion, meinen nachbleibenden Freunden verkündigen, daß ich als ein ungöttlicher Mensch, die mehreste Zeit meines Lebens in fleischlicher Sicherheit zugebracht, und nur erst einige Jahre vor meinem Ende die Gnade der Erleuchtung des heiligen Geistes in meiner Seele empfunden habe, die mich nunmehro zum Kinde Gottes und zum Erben des ewigen Lebens macht; so wird vielleicht dieses Zeugniß manchen Sünder zur Aenderung seines Sinnes aufmuntern, und nach mir zu Gott ziehen. Die Wege der Vorsehung sind bey dergleichen Umständen allezeit wirksam und unbegreiflich. Meinen Feinden vergebe ich gern, und meinen Freunden, wünsche ich tausend gutes! Aber Gott Lob! ich habe keine Feinde.

Geistlicher Hochmuth empöret mich nicht. Was ich hier bekenne, schreibe ich Gott zu Ehren, und meinen Freunden, die nach mir verwesen, zur Erbauung. Ich begehre nicht, nach Art der Könige, im Sandstaub und in der Geschichte zu leben! Gott sey mir in der Stunde des Todes gnädig, und erhöre mich nach seiner Barmherzigkeit, wenn ich stillschweigend zu ihm seufze! Herr gedenke an mich,

wann

wann du in dein Reich kömmst! Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände, du hast mich erlößt, Herr, du getreuer Gott! d. 23. Febr. 1761. P. C. C. v. Baßewitz.

* * *

10.

Der berühmte Engländer Hobbes.

Hobbes blieb sich in seiner letzten Stunde gleich. Er sah den Tod ohne Schrecken herannahen, laß mit Vergnügen einige Grabschriften, die seine Freunde ihm bestimmten, und erklärte sich scherzend für die: voici la pierre du philosophe: Siehe da den Stein des Weisen. Und als er nun eben im Begriff war, seinen Geist aufzugeben, rief er: „Jetzt thue ich einen großen Sprung in die Finsterniß.“ — —

* * *

11.

Letzte Worte eines sterbenden Vaters zu seinen Kindern.

Seht meine Lieben! so ist der Mensch. Achtzig Jahre sind vorüber, froh durchlebte ich sie, — und habe sie kennen gelernt, die Welt, in jedem Betracht. Die Stunde meiner Auflösung nähert sich — ich muß fort. Wohlan denn, — die Bi-

bel sey das Buch, das ihr immer gemeinschaftlich lesen sollt. Fühlet sie, die Lehren, unmittelbar beglücken sie die Menschen. Wählet auch jedesmal einen Spruch zur Verhaltungsregel aus diesem heiligen Buche. Befolget den Inhalt davon, und habt ihr euer Tagewerk vollbracht, so prüfet eure Herzen, dankt dem Schöpfer für die euch verliehene Gnade, und selig wird der Abend eines solchen Tages seyn. Seyd gerecht Kinder! Gerechtigkeit bahnt den Weg zum Himmel, und macht glücklich hienieden. Liebet jedermann; habt Mitleiden mit den Fehlern eures Nebenmenschen, verachtet ihn deßhalb nicht, und gestatten es die Umstände, so beßert ihn; beydes ist Pflicht des Menschen, und um so mehr Pflicht des Christen. Beleidiget euch jemand, suchet nicht Rache. Glaubt mir, Gleichgültigkeit schmerzt den Feind mehr, als die ausgesuchteste Rache. Doch lasset euch eure Gerechtsame nicht rauben. Der seine Rechte muthwillig vergiebt, beweißt, daß er sie nicht verdient habe. Euren Feinden begegnet mit Liebe, denn dadurch entwaffnet ihr sie. Ohnmächtig werden sie vor euren Augen. Jedem, der euch vorgesetzt ist, gehorcht. Lieber leidet ein kleines Unrecht, als daß ihr euch ohne dringende Noth Feinde zuziehen solltet. Es ist Wahrheit, liebe Kinder! ein einziger Feind, so gering und unbedeutend er auch immer seyn mag, kann mehr schaden, als zwanzig Freunde helfen. Suchet den Umgang mit größern nicht, als ihr selbst seyd. Schwach ist ihre Freundschaft,

und seicht ihre Verheissungen. Werden sie Feinde, und — wie leicht werden sie das nicht, so schaden sie gewaltig, unterdrücken unmenschlich. Bleibt in eurem Gleise, dienet Gott, und eurem Herrn, jedesmal wird Wonne eure Gefährtin seyn. Die Schätze dieser Welt sehet nicht für die Glückseligkeit selbst an, sie sind blos Mittel dazu, gebrauchet sie mit Vernunft, und ihr werdet nie Ursache haben, eurem Daseyn zu fluchen. Nutzet jede Gelegenheit wohlzuthun, es ist ein Vergnügen, Kinder, das sich nur fühlen und empfinden läßt. In eurer Haushaltung seyd mäßig; Mäßigkeit ist die Grundfeste des häuslichen Wohls. Meidet Schulden, die Hülfe davon ist nur scheinbar, schrecklich die Folgen. — Euren Landesherrn liebt wie euch selbst. Euer Vaterland verläugnet nie. — Seyd Freunde und Verehrer der Tugend, sie allein ist die Quelle reiner Freuden, vergesset des Gebets nicht, — ich sterbe, — in der Ewigkeit sehn wir uns einst wieder. —

* * *

12.

Bekenntniße einiger berühmten Männer.

Der Herzog von Luxenburg, der als ein Held gelebt hatte, starb wie ein Weiser. „Der glänzendste Ruhm, sagte er auf seinem Sterbebette, beruhiget einen Sterbenden weniger, als das Andenken einer guten That."

Auf seinem Sterbebette sagte Ludwig XIV. zu dem jungen Prinzen, seinem Nachfolger: „Ihr seyd

bald der Erbe eines großen Königreichs. Aber ich bitte euch ernstlich, dabey nie die Pflichten gegen Gott, dem ihr alles zu verdanken habt, zu vergessen. Beeifert euch um Frieden mit euren Nachbarn. Ahmt mir nicht nach, der ich den Krieg zu sehr liebte, und zu viel verschwendete. Fraget um Rath, und wählet unter allen Vorschlägen die besten. Bedrücket eure Unterthanen so wenig ihr könnt, und thut alles, was ich, leider! nicht selbst gethan habe."

Der berühmte Peter Gaßendi starb mit aller Ruhe eines Weisen. Als er seinem letzten Augenblick nahe gekommen war, ergriff er die Hand eines seiner Freunde, und sagte, indem er sie auf seine Brust legte, die Worte, die auch seine letzten waren: „Siehe da, was das Leben des Menschen ist."

Als Montesquieu dem Tode nahe war, that er allen Pflichten eines Christen Genüge, und sprach zu dem Umstehenden: „Ich habe die Religion stets hochgeschätzet, die Sittenlehre der heiligen Schrift ist vortrefflich und das köstlichste Geschenk, das Gott den Menschen geben konnte."

13.

Diogenes Gedanken über den Selbstmord.

Diogenes war einst krank, und ein gewisser Mann, der ihn jetzt in seiner Krankheit besuchte, sagte zu ihm: „Es wäre besser, wenn er sich ums Leben brächte, als daß er die großen Schmerzen der Krankheit so lange ertrüge, da er das Leben zumal so wenig zu achten schiene: — Diogenes aber gab ihm zur Antwort: — „Die da wissen, was sie in der Welt zu thun und zu sagen haben, müssen darin aushalten, du hingegen kannst entbehret werden, da du weder das eine, noch das andere zu wissen scheinst."

III.

Die letzten Stunden edler Menschen aus der Verlassenschaft ihrer Freunde.

III.

Die letzten Stunden edler Menschen aus der Verlassenschaft ihrer Freunde.

1.

Die letzten Stunden des Herrn C. L. P. zu Berlin aus dem Briefe eines seiner Freunde unter dem 1. Jan. 1750.

Es war die letzte Nacht vor seinem Uebergange in die Ewigkeit, als er mich bat, daß ich ihn ein wenig allein lassen möchte, indem er sehr müde wäre, und sich des Schlafs nicht erwehren könnte, ich auch selbst der Ruhe höchst nöthig hätte; so bald er aufgewacht seyn würde, wollte er es mir sagen lassen. Ich mußte nachgeben, weil er mir meine inständige Bitte, bey ihm wachen zu dürfen, schlechterdings

abschlug. Ich gieng also von ihm weg, und warf mich in dem neben anstossenden Zimmer auf das Ruhebette seines Bedienten, welcher inzwischen vor der Schlafkammer seines Herrn horchend sitzen bliebe. Ich konnte lange nicht einschlafen, weil meine Seele nicht so ruhig war, als die Seele meines sterbenden Freundes. Endlich aber überwältigten mich doch Müdigkeit und Schlaf, und ich mochte wohl eine gute Stunde geschlafen haben, als ich unruhig erwachte, und mich dünkte, daß ich ihn reden hörte. Ich eilte sogleich nach seinem Zimmer, und vernahm von dem Bedienten, daß sein Herr bereits eine gute Weile laut gesprochen habe; es dünke ihm, er bete.

Ich blieb also, um ihn nicht zu stören, an der Thüre stehen, und hörte noch diese ganz vernehmlichen Worte: — — den großen Reichthum von Barmherzigkeit und Gnade. — — — Ja, mein anbetungswürdiger Erlöser, ich weiß, du nimmst dieses mein schlechtes Opfer in Gnaden an, bis ich dir nun bald, nach deinem Bilde mehr verklärt, ein besseres werde bringen können. Mein ganzes Herz wallt, — — ach ja, ewig will ich deine Erlösung mit Anbetung und Dank erheben, und die unaussprechliche Weisheit und Güte deiner Führungen. Darf ich bitten! — — Noch heute laß mich bey dir seyn, und mich deinem Thron nähern! Welch ein Glanz! — — Ists auch möglich! — — Ich bins ja nicht werth! — — Ach was vor Reitzungen und Anbetung und Freude erschüttern mei-

ne Seele! ach mein Herr und mein Gott! — Hierauf schwieg er stille; ich aber war mit mir selbst ganz unzufrieden, daß ich nicht lieber mit dem Bedienten an der Thüre wachend sitzen geblieben, damit ich sein Gebet hätte ganz hören können.

Inzwischen schlich ich ganz leise nach seinem Bette und hatte da einen Anblick, der mein Herz mit den stärksten Rührungen durchdrang. Mein Freund hatte sich mit entblößtem und etwas gesenktem Haupte aufgerichtet, ein tiefes Denken hielt seinen Geist in sich selber eingeschränkt; seine Augen waren fest verschlossen, und ich sehe noch die letzte Thräne der Anbetung und des Dankes an seinen Wangen herabrollen. Nie ist mir sein graues Haupt so ehrwürdig vorgekommen, als in dieser Stellung. Sein ganzes Gesicht sagte sehr bedeutungsvoll, daß sein Geist annoch in der Anbetung vor Gott läge; und ich sahe zum erstenmale, wie ein aufrichtig gottesfürchtiger Mensch aussiehet, wenn er insgeheim zu seinem himmlischen Vater betet, und fühlt, daß er ihn gnädig höret. Hier mahlte sich die reinste Seele in ihrer engelschönen Gestalt auf dem Gesichte meines Freundes ab, und ich konnte darauf stark ausgedruckt alles lesen, was in seinem anbetenden Geiste vorgieng. Ein Gepräge von der ganzen Heiterkeit und Unschuld eines guten Gewissens, von hoher und sicherer Hoffnung, von tiefer Versinkung, von Demuth und Anbetung vor der höchsten Majestät, von inbrünstiger Liebe und Dankbarkeit von Ehrfurcht und Bewunderung, von heiligem Loben

 und

und Preisen; das sahe ich alles auf diesem Gesichte mit solchen hinreissenden Eindrücken in mein eigenes Herz, daß ich wie entzückt mit anbetete.

Nachdem ich nun eine gute Weile meinen Freund mit unverwandten Blicken angesehen hatte, so schlug er die Augen auf, und erblickte mich unbeweglich vor seinem Bette stehen. Mein Gott, wie bewegte sich mein Herz, als er mir die Hand mit einer Miene voll der zärtlichsten Freundschaft reichte, und zu mir sagte: „Mein treuer und werther Freund, auch sie werden mit mir in jener Klarheit Gott anbeten und loben. O wie ist er so herrlich und unaussprechlich in seiner Menschenliebe, die er uns in der Erlösung seines Sohnes erwiesen hat! Da wollen wir uns mit ewiger Anbetung und Dank in diese Tiefen der Weisheit und Gnade versenken, und freundschaftlich unsere Seligkeit theilen. Da wollen wir in jenen unzähligen Sphären die Wunder der Allmacht, Weisheit und Güte des höchsten Wesens in uns hier unbekannten Geschöpfen gemeinschaftlich anbeten, lehrbegierig betrachten, und uns freuen. Inzwischen nehmen sie hier meinen letzten, herzlichen Dank an, für die mir erwiesene unschätzbare Liebe und Freundschaft." Hierauf erhob er Augen und Hände, und betete auch für mich: „Du höchste Liebe, vergilt du selber meinem Freunde seine Treue dadurch, daß du ihn in der Wahrheit und Tugend stärkest und erhältst, damit wir uns in deinen ewigen Wohnungen wieder finden, und keiner ohne dem andern selig sey! —"

Ich

Ich konnte vor Rührung meines Herzens nichts sagen, sondern fühlte blos was ich nicht auszudrücken vermögend war. Er selbst, dessen Körper durch so hohe und starke Wirkungen seines Geistes nur noch mehr war erschöpft worden, sank ermüdet auf sein Lager zurück, und blieb in einem langen Stillschweigen, welches er endlich von neuen mit dieser Frage unterbrach: Ist mein Sohn noch nicht angekommen? Sie haben ihm doch geschrieben, wie sehr ich ihn zu sehen wünschte? Ich antwortete, daß ich solches auf seinen Wunsch gleich gethan hätte, und noch heute seine Ankunft gewiß erfolgen würde. Hierauf that er die Augen zu, fiel in einen tiefen Schlaf, der länger als zwey gute Stunden dauerte.

Kaum war er wieder erwacht, als man mir meldete, sein Sohn sey eben nunmehr angekommen. Ich sagte ihm solches, und hatte nicht sobald die Frage gehört: Ist er da? als er selbst in das Zimmer trat, und sich wehmüthig dem Sterbebette seines Vaters näherte. Dieser richtete sich zum Sitzen auf, zeigte seine Freude deutlich in seinen Mienen, und nachdem er sich eine ziemliche Weile, seinen Sohn starr ansehend, besonnen hatte, sagte er zu ihm folgende Worte, welche die letzten seines Lebens waren.

„Mein Sohn, Gott ruft mich näher zu sich, und ich fühle ganz merklich, daß mir nur noch wenige Augenblicke vor meinem letzten Schritte übrig sind. Mein letzter Wunsch war, dich noch zu sehen, ehe ich sterbe. Mein Wunsch ist erfüllet, und

ich verlasse nun die Welt mit desto größerer Zufriedenheit. Meine zeitlichen Güter, die nunmehr die deinigen sind, wirst du nun in der guten Ordnung antreffen, so dir bereits bekannt ist, und in welcher du sie mir durch deinen nützlichen Beystand hast erhalten helfen. Ich übergebe sie dir ohne Schulden und ohne Rechtshändel, als ein reines Geschenk der Vorsehung, auf welchen kein Fluch eines einzigen mit Unrecht erworbenen, aus Kargheit ersparten, oder aus Unmenschlichkeit dem Dürftigen entzogenen Hellers haftet. Ich habe meine beyden Landgüter mit dem Gelde deiner Mutter, welches sie von ihrem frommen Vater ererbet, vor vierzig Jahren gekauft, und sie durch meinen langen Fleiß und ordentliche Haushaltung, unter dem göttlichen Seegen, zu dem jetzigen reichen Ertrag gebracht, ohne daß ich einen Fuß breit davon durch Ränke oder Gewalt meinen schwächern Nachbarn entzogen. Und das Capital, so ich bey * * * auf vier pro Cent stehen habe, ist von meinem jährlichen Ueberfluß nach und nach gesammelt worden. Wirst du nun die ganze Erbschaft vom Geitz und Unrecht, und auch von Müßiggange und Verschwendung so rein erhalten, als ich dir sie lasse: so wirst du sie auch mit einem eben so reinen Gewissen besitzen, und deinen Kindern einst überliefern können. In meinen Rechnungen wirst du jährlich eine Post von 500 Thaler finden, die ich seit 20 Jahren, jeden vierten Februar dem Kaufmann * * * in * * übermacht habe, um solche unter der Hand dem verarmten Herrn von

* * *

* * * und nach dessen Absterben seinen eben so dürftigen Kindern, zuzustellen. Mein lieber Sohn, dieser Herr von * * * war eben der, welcher kurz nach meiner Verheyrathung mit deiner tugendhaften Mutter, die er vergeblich um die Ehe angesprochen hatte, den vierten Februar, nachdem er zwey Tage vorher einen Pistolenschuß nach mir gethan, mir Gift beybringen ließ, von dessen tödtlichen Wirkungen aber die göttliche Barmherzigkeit mich durch eine sonderbare Hülfe befreyete. Einige Jahre darauf gerieth dieser heftige Mann durch seine verschwenderische Lebensart in die äußerste Armuth, die um so viel betrübter war, da er sich inzwischen verheyrathet hatte. Ich ergriff diesen Umstand mit freudiger Danksagung gegen Gott, daß seine weise Vorsehung mir Gelegenheit und Mittel gegeben, meinem Feinde gutes zu thun, und wählte dazu eben den Tag des Jahres, an welchem Gott so wunderbar über mich gewacht hatte. Und nun, mein Sohn, weißt du die eigentliche Ursache, warum ich allemal den vierten Februar, nach meinem Aufstehen länger in meinem Schlafzimmer allein blieb, und bis zu einer so merklichen Freude vergnügt war, wenn ich den Jäger mit einem Paquet nach * * * abfertigte. Nun weißt du auch, was mich bewogen, daß ich vor drey Jahren in unserer abendlichen Betstunde ein besonderes Dankgebet veranstalten ließ, als ich vernahm, daß dieser Mann noch zuletzt in sich gegangen, und durch eine rechtschaffene Bekehrung zu Gott seine Seele gerettet, so wie Gott

mein

Leben aus seiner Gewalt gerettet hatte. Und nun, mein Sohn, weist du die eigentliche Ursache. Diese Post nun, wirst du jährlich an eben dem Tage an den Kaufmann * * *, auf dessen Verschwiegenheit und Treue du dich sicher verlassen kannst, so lange übermachen, als es diese dürftige Familie wird nöthig haben. Ich kenne dein Herz, und kann das von demselben fest erwarten; sonst würde ich dich, als dein Freund darum bitten, als dein Vater es dir befehlen. Doch nimm dieses dir entdeckte Geheimniß mit ins Grab. Ueberhaupt, mein Sohn, schaffe dir ein frommes Herz, und einen Grund des Trostes zu Gott durch reiches, dabey aber kluges Wohlthun an den Armen. Du wirst dabey edelgesinnt genug seyn, um mit aller Behutsamkeit die Quelle zu verbergen, aus welcher ihnen so viel Gutes zufließt. Du weißt, daß das Gewissen der eigentliche und beste Schauplatz der Tugend seyn muß, und auch bey unsern besten Handlungen kein reines Vergnügen in die Seele dringt, so bald wir Lob und Ruhm bey Menschen suchen."

„Meine Bedienten sind alle, wie du weist, bey mir alt und grau geworden, und können dir wohl nicht, nach deiner Lebhaftigkeit und Jugend die erforderlichen Dienste erweisen. Verwechsle sie also mit jüngern, aber reiche ihnen in dem für sie erbaueten Nebenhause ihren Unterhalt, bis sie ruhig sterben. Dem alten Gärtner laß seinen doppelten Gehalt, und den einen Küchengarten zu seiner Nutzung, so lange er lebt, weil er in meiner Jugend

mich

mich von einer Ausschweifung zurück hielt, und eine Hand voll Ducaten, die ich ihm anbot, ganz unwillig auf den Tisch warf, mit den Worten: „Herr, ich will lieber aus eurem Dienst gehen, als an einer Sünde Theil nehmen!“ — Schäme dich nicht, wie ich mich auch nicht geschämt habe, aus deinem Hause ein Bethaus zu machen, und in Gesellschaft deines Gesindes demjenigen das schuldige Opfer zu bringen, der euer beyder Herr ist. Du wirst die Annehmlichkeiten des Lebens um ein großes vermehren, und von dem mancherley Gesindeverdrüßlichkeiten nichts wissen, mit welchen sich so viele andere Herrschaften plagen, wenn du dasselbe gewöhnest Gott zu fürchten, und sich in seiner Erkenntniß täglich zu üben. Folge darin dem Exempel der alten Zeiten, da der gesunde Verstand mehr galt, als der bloße Witz, und Tugend mehr als Frechheit.“

„Zuletzt, mein Sohn, und das liegt mir am meisten am Herzen: Fürchte Gott, und ehre den König. Sey ein guter Christ, und ein guter Unterthan. Laß aber ja deine Gottesfurcht nicht Heucheley seyn, und hüte dich auf das äußerste, für Kopfhängerey und marktschreyerischer Andacht. Die Religion muß das geheime Gesetz deiner Neigungen und deines Wandels, nicht aber ein prahlhaftes Wirthshausschild deines Lebens seyn. Hüte dich aber auch vor andern Abwegen. Werde nie ein Verräther und falscher Freund der Religion. Verachte großmüthig den eingerissenen Spott über die

Bibel.

Bibel. Laß dieselbe deine tägliche und liebste Gesellschaft seyn. Du wirst daraus eine Weisheit lernen, welche die Welt nicht kennet, und die dein bester Rath, und dein bester Trost seyn wird. Vergiß nicht, daß ein ewiges Leben auf dich wartet, welches du nur allein durch Gottesfurcht und Tugend für dich glückselig machen kannst. — — — Nun mein Sohn, habe ich dir alles gesagt, was mir noch auf meinem Herzen lag. — Komm, gieb mir deine Hand, und versprich mir, daß du diesem allen nachkommen wollest, damit ich dir meinen väterlichen Seegen ertheile."

Nachdem der weinende Sohn dieß auf die ehrerbietigste Weise gethan hatte, legte ihm mein sterbender Freund die Hände auf sein Haupt, und sprach mit mehr erhabener Stimme: „Barmherzigkeit und Gnade von dem Schöpfer und Wohlthäter meines Lebens sey über dir ewiglich, mein Sohn! Ach Herr, deiner väterlichen Bewahrung und Leitung übergebe ich ihn. Dein Geist führe ihn auf ebener Bahn zum ewigen Leben! Ach Gott, ach Gott, bewahre ihn im Glauben an deinen Sohn, und gieb nicht zu, daß dieser Grund der Hoffnung in seiner Seele zerstöret werde! Laß mich ihn dort in jenen seligen Wohnungen — — — Hier stockte meines Freundes Blut und Stimme. Eine gänzliche Erschöpfung seiner Lebenskräfte führete ihn sanft in die lange Nacht des Todes. Er sank allmählig auf sein Lager zurück, und schloß nach wenig Minuten, ohne Kampf und Angst, auf Erden seine

Augen.

Augen. Sein unsterblicher Geist schwang sich ohne ferneres Leiden aus den Banden des Körpers los, und prägte noch auf sein erblaßendes Gesicht die respectablen Züge von den Empfindungen der Hoffnung und eines guten Gewissens, mit welchen er sich in die ewigen Hände seines Schöpfers warf.

2.

Sophie Salome geborne Wagener.

geb. d. 1 May 1762 zu Broich.
gest. den 23 September 1795 zu Ratingen.

Sie war die Gattin des Prediges zu Ratingen, Herrn Friedrich Mohns und starb in der Blüthe ihrer Jahre. Ihr Gatte erzählt ihren Hingang in das Land der Ruhe selbst mit folgenden Worten. — Im September des vorigen Jahres, wo die Dissenterie in unsern Gegenden fast überall die schrecklichsten Verheerungen anrichtete, ward auch sie von dieser scheußlichen Seuche ergriffen. Der Blutverlust war gleich anfangs so heftig, und die Krankheit warf sie schon in den ersten Tagen mit solchem Ungestüm zu Boden, daß ich für ihr Leben zu zittern begann. Sie aber duldete mit Ruhe, und sahe dem Ausgange ihrer Leiden mit stiller Gottergebenheit entgegen. — Die Dinge dieser Welt hatten alles Interesse für sie verlohren, und selbst um ihr Hauswesen, das ihr sonst immer so sehr am Herzen lag, bekümmerte sie sich wenig, oder gar nicht.

Da ich bey der Verpflegung meiner geliebten Dulderin keinen andern Beystand haben konnte, als den Beystand einer getreuen Magd, überdieß in meinem Hause bald vier bald fünf Republikaner bewirthen mußte, und es immer unmöglicher fand, unter diesen Umständen auf meine beyden kleinsten Kinder die nöthige Aufsicht zu haben: so sahe ich mich genöthigt, dieselben zu meinen Anverwandten zu schicken, und sie ihrer Fürsorge zu überlassen. Sie äußerte bey der Abreise derselben ihre mütterliche Sorgfalt auf eine rührende Weise, und sagte ihnen dann, zwar mit Wehmuth, aber doch mit Gelassenheit, das Lebewohl. Zween Tage vor ihrem Tode kündigte sie mir ihren nahe bevorstehenden Abschied aus der Welt mit ruhiger Fassung des Gemüths an. Ich warf mich in den Lehnstuhl neben ihrem Bette, schloß ihre Hand in die meinige, und weinte laut. Nein! — sagte ich endlich, nein, liebe Salome! — Du wirst nicht sterben, du wirst wieder genesen. Aber wohlgethan ist es freilich, sich auf alles gefaßt zu machen, und sich dann Gott und seinen Fügungen ruhig zu unterwerfen. Wir redeten hierauf noch manches über unser geführtes eheliches Leben, verziehen einander mit Thränen in den Augen unsere Fehler, und faßten die edelsten Vorsätze für die Zukunft. Sie bat mich endlich das Gespräch abzubrechen, weil es ihr allzu viel Wehmuth verursache, und mit ihr zu beten. Als ich mit ihr gebetet hatte, fiel sie in einen sanften Schlummer, der bis zu ihrem Tode fortwährte, und

aus

aus welchem sie nur von Zeit zu Zeit erwachte, um Trank und Arzeney zu nehmen, oder sich durch fromme Seufzer zu Gott, zu ihrem letzten Kampfe zu stärken. Der Anblick der ruhig schlummernden weckte in meinem Herzen die Hoffnung, die ich noch nie ganz aufgegeben hatte, von neuem auf, daß sie wieder genesen werde; aber ach! ich Unglücklicher, wie täuschte ich mich! Ihr Schlummer war nicht der stärkende erquickende Schlummer der Genesung, sondern das allmähliche leise Hinschlummern zur Ewigkeit. Am 23 September, als am 10 Tage ihrer Krankheit, fand ich des Morgens ihre Augen eingefallen, und ihr ganzes Wesen entstellt. Sie wollte trinken, aber sie konnte es nicht mehr. Der Arzt zuckte die Achseln, und unter den bängsten Empfindungen, die je meine Seele zerrissen, erwartete ich mit ein paar guten Freunden ihr Ende. Um zehn Uhr erwachte sie aus dem letzten irdischen Schlummer, um bald darauf in den Schlummer des Todes zu versinken, aus dem sie nie wieder zum irdischen Leben erwachen wird. Sie bat einigemal flehentlich um Hülfe. Mit weinenden Augen rief ich ihr zu: „o du Liebe, Gute! wollte Gott, daß ich dir helfen könnte! aber ich kann dir nicht helfen; halte fest an Gott! seine Hülfe ist nahe.“ Und während, daß ich nach der Vorschrift des Arztes die letzten Versuche zu ihrer Rettung veranstalten wollte, verschied sie. Ich verlohr an ihr eine wackere Gattinn, die acht Jahre hindurch meine treueste Gefährtinn auf meiner Lebensreise war, und Glück und Un-

glück treulich mit mir theilte — eine gute Mutter meiner Kinder, die, gewöhnt an häusliche Eingezogenheit, ihre süßesten Freuden im Kreise ihrer Unmündigen fand, und eine vortreffliche Hausmutter, die durch Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Pünktlichkeit und Liebe zur Ordnung sich um mein Hauswesen sehr verdient machte. Ich ward mit ihr im Jahr 1787 den 17 Julius verehelicht, und werde sie nie vergessen.

Bey ihrem natürlichen Hange zur Schwermuth konnte sie freylich auch wohl nicht von denjenigen Fehlern völlig frey bleiben, die damit gewöhnlich unzertrennlich verbunden zu seyn pflegen. Aber diese Fehler verdienten um desto mehr Nachsicht, da sie ihren Grund mehr in ihrem Blute, als in ihrem Herzen hatten, und durch so viele liebenswürdige Eigenschaften, wohin ich auch ihre Religiosität, Aufrichtigkeit, Bescheidenheit und Dienstfertigkeit rechne, aufgewogen wurden.

Wenn man an jemandem eine vortheilhafte Characterveränderung wahrnimmt, so pflegt man zu sagen: er werde bald sterben. Dieses muß doch wohl seinen Grund in der Beobachtung haben, daß der Mensch manchmahl gegen das Ende seines Lebens, auch ohne dasselbe gerade mit aller Wahrscheinlichkeit nahe zu sehn, edler zu denken und zu handeln pflegt, als man es sonst an ihm gewohnt war. Ob diese Characterveränderung von einem geheimen Ahnen der Seele, daß der entscheidende Augenblick nahe sey, oder von dem Einwürken des allmählich und

unver-

unvermerkt, dem Tode entgegenreifenden Körpers auf die Gemüthsart des Menschen herrühre — will ich unentschieden lassen. Genug! jene Beobachtung habe ich selber bey meiner vollendeten Salome bestätiget gefunden. Jene Characterfehler, die die Folge ihres Hanges zur Schwermuth waren, verloren sich seit ihrer Genesung von einem Faulfieber, das sie kurz vorher einige Monate vor ihrem Tode gehabt, und von dem sie wieder genesen war, allmählich fast gänzlich. Nie werde ich ohne süße Wehmuth mich daran erinnern, wie weich und gefühlvoll sie seitdem war, wie zärtlich sie mich liebte, und welche heiße Thränen der Wehmuth ihr das Gespräch über unsere vielleicht nahe Trennung — welche von jeher ein Gegenstand ofter vertraulicher Unterredungen unter uns war, entlockte; wie ruhig sie allen Drangsalen entgegen sahe, die uns der Krieg vielleicht noch bereiten würde, und wie herzlich sie mich zu eben dieser ruhigen Stimmung, und Erwartung der Zukunft ermunterte, wenn sie mich bange und bekümmert sahe; wie gütig sie gegen jederman, wie herzlich sie gegen ihre Freunde, wie großmüthig gegen ihre Feinde, wie freygebig sie gegen Nothleidende war. Ach! ich sahe ihre fortgehende Veredlung, und glaubte an ihrer Seite der höchsten Stufe irdischer Glückseligkeit nahe zu seyn, — ach! — und ich ahnete nicht, daß sie sich so sichtbar zum Engel bildete, um bald heimzugehen zu ihren Geschwistern, den Engeln! — —

3.

Caroline Sophie Auguste Großmann, geborne Hartmann.

geb. 1752 zu Gotha.
gest. d. 29 März 1784 zu Bonn.

Caroline Großmann besaß einen sehr gebildeten Verstand, und Güte des Herzens in reichem Maße. Sie war eine von den edelsten Seelen aus Deutschlands Töchtern, und ihre letzten Lebensstunden verdienen gewiß auch einen Platz in diesen Blättern.

Gegen das Ende des Jahres 1783 erwartete sie ihre Niederkunft. Sie lud ihren Mann, der in Maynz dazumal war, dazu ein; ihn trieb Liebe und Pflicht zu ihr, in vier und zwanzig Stunden flog er von Maynz nach Bonn; fand sie, die liebe, sich innerlich härmende Gattinn. Die Freude, ihn wieder zu sehn, färbte die von Gram gebleichten Wangen, und fröhlich sah sie nun der Niederkunft entgegen, vor der ihr bisher geschaudert hatte. Diese erfolgte den 26 December Abends, und war eine ihrer schmerzhaftesten. Am folgenden Nachmittag um 2 Uhr verließ sie Großmann, um zur Probe des deutschen Hausvaters zu gehen; sie war munter und fröhlich; Abends um sechs Uhr kam er nach Hause, und fand sie in Convulsionen, fand sie sterbend. Arzt und Chirurgus wurden gehohlt, alle ersinnliche Mittel angewandt, vergebens! Am neunten

ten Tage ermahnte man ihren Mann, sich zu fassen, und für die Seelenruhe seiner Frau zu sorgen. Welch ein Auftrag! Er sammlete sich, setzte sich zu ihrem Bette, und fragte sie: ob er ihr vorlesen solle? Gern, erwiederte sie. Als von ohngefähr ergriff er Hamlet, und las den Monolog; „Seyn, oder nicht seyn!" nahm davon Gelegenheit, ihr alles zu sagen, was zu dem wichtigen Schritt vorbereiten konnte. Nach einer ziemlichen Weile aufmerksamen Zuhörens winkte sie ihm, und sagte: „Ich verstehe dich, ich bin bereit! Sie machte, mit aller Gegenwart des Geistes, unter den Leiden einer Märtyrinn verschiedene Verordnungen; ihre Kinder wollte sie nicht sehen. „Sie fesseln mich zu sehr, sagte sie, machen mir den Uebergang zu schwer! Du, sprach sie zu ihrem Mann, bist ihr Vater, und dort oben ist der Vater unser aller." So erwartete die Dulderinn den großen Schritt. Um Mitternacht des neunten Tages war noch ein heftiges Mittel verordnet. Es wirkte, und sie besserte sich dem Anschein nach. Man brachte ihr des folgenden Tages die unschuldige Ursach ihrer Leiden, ihr Kind. Sie gab ihm einen Schlag, dann drückte sie es mit Inbrunst an ihr Herz, häufige Thränen rollten ihre Wangen herab. In dieser Pantomime liegt viel, liegt — alles! Nach einer Pause sagte sie: Schmerzenskind! Da nehmt es hin; Kinder, was kostet ihr den Müttern! fuhr sie fort, und hüllte ihr Gesicht in ein Tuch. — Sie kam nach etlichen Wochen so weit, daß sie im Zimmer an einer Seite auf ihre Wart-

frau gelehnt, an der andern auf einen Krückenstab gestützt auf- und abgehen konnte. Bey dieser merklichen Besserung eilte Grosmann beruhiget und voll Hoffnung, in seinen Berufsgeschäften nach Maynz. Die Abschiedsstunde schlug, sie überstand sie mit Entschlossenheit, aber man las ihren innern Kampf in ihrem Gesichte, sie litt! „Mann meines Herzens, sagte sie, reise, schone deiner Gesundheit, komm bald in die Arme deiner dich liebenden Karoline.“

Das Unglück wollte, daß in einem Kamin der Churfürstlichen Residenz Feuer entstand. Das Lärmen der Feuertrommeln, das Geschrey der herbeystürzenden Leute, der plötzliche Schrecken wirkten so heftig auf die Kranke, daß sie ohnmächtig an allen Gliedern zitternd auf ihr Lager zurückfiel; und von diesem Augenblicke an nahm sie zusehend ab, und erhohlte sich nicht wieder. Man schrieb es ihrem Mann; er eilte von Maynz fort, war der erste, der es wagte, den übermäßig angeschwollenen, mit Eis geschwängerten Rhein mit einem Nachen die Nacht herunter zu fahren, und stand in vierzehn Stunden vor dem Bette seines Weibes. Da lag sie, die Dulderinn die Spuren des kommenden Todes in ihrem Gesichte gezeichnet, mit gefalteten Händen, erwartend den Geliebten ihrer Seele, um ihr letztes Lebewohl von ihren sterbenden Lippen zu stammeln. Welch ein Anblick des Schmerzens für ihn! Welch ein Anblick der Freude für sie! Als sie nach einem kurzen Schlummer die Augen öffnete. Solche Scenen müssen gesehen werden, um sie ganz zu empfinden.

den. Wer vermag sie zu schildern? — Ihr Zustand wurde mit jedem Tage schlimmer. Sie litt unaussprechlich! Ihre Schmerzen, sagte der Arzt, in zehn Theile getheilt, jeden Theil einem Mann aufgelegt, er hat daran sie tragen. Und warum mußte sie sie tragen? sie allein sie tragen? Allgütige, allweise Vorsicht, du hattest deine Ursachen! Sie ertrug sie mit einer bewundernswürdigen Gelassenheit, Ergebung und Standhaftigkeit, die nur dann und wann durch Seufzer um Auflösung unterbrochen wurden, und dieß Gebet des leidenden Geschöpfs zu seinem Schöpfer wird ja wohl vergönnt seyn!

Am acht und zwanzigsten März war sie den Tag hindurch ungewöhnlich heiter, sprach mit vielem Scharfsinn über das neue Schillersche Trauerspiel: Kabale und Liebe, das ihr Mann ihr vorgelesen hatte, mit vieler Beurtheilung von Geschäften und Einrichtungen der Zukunft, mit vieler Munterkeit mit denen, die sie bis Abends neun Uhr besuchten. Sie schien von halb zehn Uhr bis gegen eilf Uhr zu schlummern, doch war sie mit ihrem Lager unzufrieden. Nach eilf Uhr verlangte sie von ihrem Mann, daß er sie auf eine andere Seite richten möchte; der hintere Theil ihres Leibes war wund gelegen, und schon oft hatte er sie während ihrer Krankheit von einer Seite zur andern richten müssen. Sie wünschte ihm eine gute Nacht; er stieg in sein Bett, um nach seiner Gewohnheit so lange zu lesen, bis seine Augen Schmerz empfanden. Der

erste Schlag von 12 Uhr geschah, er löschte sein Licht aus; mit dem fünften rief die Wärterin ihm zu: Herr, unsere Frau stirbt! „Schrecklicher Zuruf! der ihn an ihr Bett schleuderte. Er faßte sie in seine Arme, sie sah ihn an, drehte ihre großen blauen Augen, machte eine gewaltsame Bewegung und senkte ihr Haupt auf seinen Arm. Er rief ihr zu: Caroline! Grosmanns Weib! Wenn sie das nicht hört, murmelte er wild und fürchterlich, so ist sie fort! Er sank ohnmächtig an ihren Busen, die Wärterinnen rissen ihn fort, brachten ihn durch starken Eßig zu sich. Er warf sich wieder auf den Körper, spürte noch Wärme, glaubte noch Pulsschläge zu fühlen, schickte zu dem Leibchirurgus Zartmann. Dieser freundschaftliche Mann kam: Sie ist nicht todt, soll nicht todt seyn, rief er. Zartmann sagte: sie ist todt!

Sein nachheriger Zustand ist nicht für die Beschreibung; denn so ward nicht leicht ein Mann von seinem Weibe geliebt!

Am 30 Abends um zehn Uhr ward der Körper der Verklärten unter dem Zulauf einer unglaublichen Menge Volks, bey dem Schein der Todtenfackeln, unter Begleitung der Geistlichen und Professoren, des Churfürstlichen Orchesters, der ganzen Schauspielergesellschaft und vieler andern Personen aus der Stadt, auf den Kirchhof zur Pfarrkirche St. Remigii beygesetzt.

Sie starb als Weise, als Christin; der Mönch von Libanon war das letzte Buch, das sie las. Da

sie ihren Tod mit vieler Gewißheit ahndete, bat sie ihren Mann inständigst, ihren Körper nicht öffnen zu lassen; er mußte ihr einen Handschlag darauf geben. Ich habe sittsam gelebt, ich will auch sittsam nach meinem Tode seyn, sagte sie.

Der Pater N. K** vom Kreutzberge sammlete in der rauhesten Witterung die ersten Veilchen, band einen Strauß, und bat einen vertrauten Freund, ihn der Verstorbenen mitzugeben. Dieser drängte sich durch die Menge, die gekommen war, den zur Schau ausgesetzten Körper noch im Sarge zu sehen, hindurch, und steckte den Strauß in ihre gefaltenen Hände. Wenig, — und doch so viel! —

Als Grosmann zur Beerdigung gerufen wurde, nahm er seine älteste Tochter, um sie zum letzten Abschied zu ihrer Mutter zu führen, allein bey Erblickung der Leiche stürzte sie mit einem durchdringenden Geschrey zu Boden: man schleppte sie fort. Grosmann kniete am Sarge seiner Gattinn nieder, drückte den letzten Kuß auf ihre erblaßten Lippen, und eilte, sich unter das Trauergefolge zu mischen. Vergebens suchte man ihn abzuhalten, der Leiche zu folgen. Sein Schmerz machte ihn stärker, als sie alle. Er folgte standhaft bis zur Gruft. Als der Priester die erste Schaufel mit Erde auf den Sarg warf, würkte der dumpfe Ton des fürchterlich wiederhallenden Grabes, die schreckliche Gewißheit, sie ist nicht mehr! so heftig auf ihn, daß man ihn sinnlos nach Hause schaffen mußte. Er litt un-

ausſprechlich, und glaubte, ſein Schmerz werde gerade ſchwer genug fuͤr ihn zum Leichenſtein ſeyn!

Fuͤr ſeine unvergeßliche Gattinn hat er einen Leichenſtein verordnet, oben das Sinnbild der Ewigkeit, unter einem Genius mit umgeſtuͤrzter Fackel, wie die Alten, nach Leßings vortrefflicher Abhandlung, den Tod abgebildet haben, und in der Mitte eine ruͤhrende Grabſchrift.

4.

Johann George Sulzer

geſt. 1779 zu Berlin.

Der beruͤhmte Probſt Spalding ſchildert dieſen großen Philoſophen auf ſeinem Krankenbette folgendergeſtalt. — Einen meiner letzten Beſuche, ſpricht er, nicht den letzten, gab ich unſerm Sulzer etwa vierzehn Tage vor ſeinem Tode. Ich fand ihn in der Geſellſchaft von Herrn Weguelin, Mitgliede der Koͤnigl. Akademie der Wiſſenſchaften, worzu hernach, ich weiß nicht mehr wie bald, auch Herr Moulines, gleichfalls Mitglied der Akademie und hieſiger Franzoͤſiſcher Prediger, kam. Der Kranke war am Koͤrper aͤußerſt ſchwach; aber die gewoͤhnliche Munterkeit ſeiner Seele zeigte ſich jetzo noch merklicher, weil, wie er uns erzaͤhlte, ſeit ganz Kurzem, die ſonſt heftigen Schmerzen, denen er ſo lange unterworfen geweſen war, um ein Großes nachgelaſſen hatten. „Ich habe viel, ſehr viel ausgeſtan-

gestanden, sagte er, aber das freuet mich, und dafür danke ich Gott, daß ich bey allen meinen Leiden von innerlicher Ungeduld und unmuthiger Empörung in meiner Seele frey geblieben bin. Ich getraue mir zwar, setzte er lächelnd hinzu, nicht mit Posidonius zu sagen: Schmerz, du magst wüthen, so viel du willst, ich werde doch nicht gestehen, daß du ein Uebel bist! aber das kann ich sagen, und werde es immer sagen: der Herr hat alles wohl gemacht.

Da meine Empfindung hierbey mich sehr natürlich dahin brachte, ihn bey der Hand zu nehmen, und ihm mein Vergnügen über ein solches Zeugniß von ihm, und seinen jetzigen Umständen zu erkennen zu geben, so fieng er an, noch lebhafter von dieser seiner Ueberzeugung zu reden, welche bey ihm auch nicht wenig durch sein etwaniges auf die Kenntniß der Natur gewendetes Studium wäre bestärkt worden; denn da hätte er so häufig gefunden, daß das, was der Unkundige als Unregelmäßigkeit und Unordnung in der Physischen Welt ansähe, im Grunde zu einem wesentlichen Nutzen gereiche, und die weiseste Einrichtung beweise. Und wie sollte ich denn, fuhr er fort, nicht eben so von der göttlichen Regierung über die menschlichen Schicksale, und über die meinigen denken? — Ich sagte ihm, diese seine Denkungsart stimmte so sehr mit der in einem alten, mir ausnehmend schätzbaren Kirchenliede überein, daß gewiß auch ihm eine Stelle daraus, in der natürlichen, treuherzigen Sprache unserer

Groß-

Großväter gefallen würde, wo es sehr schön und sehr wahr heißt:

Er hat noch niemals was versehn
In seinem Regiment,
Nein, was er thut, und läßt geschehn,
Das nimmt ein gutes End.
Ey nun, so laß ihn ferner thun,
Und red' ihm nicht darein,
So wirst du hier in Frieden ruhn
Und ewig selig seyn.

Er hörte mich mit einer stillen beyfallgebenden Aufmerksamkeit an, und antwortete, indem er seine Hand in die Höhe hob, und seine Augen vor Freude und Rührung glänzten: „O! es ist herrlich, herrlich, das zu wissen, und zu empfinden!" Er ließ sich darauf weitläuftig, und mit Bewegung darüber aus, wie viel Unwillen und Abscheu ihm von jeher das Verfahren so mancher Leute von großen Geistesfähigkeiten verursacht hätte, die ihren Witz und ihren Scharfsinn unglückseliger Weise darauf verwendeten, diese Stützen der Tugend und des Trostes guter Menschen, und selbst der Ordnung, der Sicherheit und des Glücks des gesellschaftlichen Lebens durchaus umzureißen, wobey er noch mit innigem Vergnügen eines von ihm aus dem Munde eines großen und liebenswürdigen Prinzen gehörten ähnlichen Urtheils erwähnte.

Die Unterredung ward durch eine hinzukommende Gesellschaft unterbrochen, und theils auf Ge-

schäfte, theils auf Materien aus den Wissenschaften gelenkt, woran Sulzer mit der Gegenwart, Richtigkeit und Stärke des Geistes Theil nahm, deren man zu allen Zeiten an ihm gewohnt war. So dachte und sprach bey der Annäherung seines Todes, der Mann, den kein Vorurtheil band; den sein freyer, heller, fester Blick auf die Wahrheit lang ausgezeichnet hatte; den keine aus Todesfurcht entstehende Bußangst eines verwilderten Freygeistes nun erst zur schwärmenden Andacht hinauftrieb, da der Same dieser Empfindungen in seinen stets geäußerten, aus seinen Schriften hervorleuchtenden und mit einem durchaus gleichförmigen Leben bewiesenen Grundsätzen lag; den endlich keine Schwächung des Geistes auf seinem Krankenlager fromm machte, da bis an seine letzten Tage seine Bekannten die Heiterkeit und Kraft seines Verstandes bewundern mußten, womit sich, bey jedem vorkommenden Anlaß und Inhalt von Gesprächen, seine Seele über ihren entkräfteten Körper erhob.

* * *

5.

Albrecht Heinrich, Prinz von Braunschweig.

geb. 1742 zu Potsdam.
gest. d. 8. Aug. 1761 zu Hamm.

Dieser junge Prinz, welcher im 19 Jahre sein Leben endigte, äußerte in seinen letzten Stunden die bewun-

bewunderunswürdigste Fassung. Denn gleich nach empfangener Wunde, die seinen Tod veranlaßte, sahe er die Vorbereitung zum Tode, als sein wichtigstes Geschäft an, das er auch bey den schmeichelnden Hoffnungen der Aerzte, nicht vernachläßigen dürfte, und das er auch vorher nie bey Seite gesetzet hatte. Daher war ihm dieses Geschäfte auch nicht neu. Nicht brauchte er erst die Gründe von der Unsterblichkeit seiner Seele, und von der Versicherung einer glücklichen Ewigkeit ängstlich zusammen zu suchen. Ihre Betrachtung war ihm allemal eine der angenehmsten gewesen, und diese seine glückliche Ueberzeugung durch den unmittelbaren Beystand jetzo gestärkt, gab ihm Muth, daß er auch in der Nähe die Ewigkeit mit heitern Muthe des Geistes ansehen konnte. — Am Tage seiner Vollendung, an dem sich schon Frühmorgens alle Merkmale des Todes in seinem Gesichte zeigten, fragte er seinen ersten Wundarzt: wie weit er glaubte, daß sein Ende wohl noch entfernt sey, und als dieser mit Wehmuth ihm sagte, daß seine bevorstehende große Veränderung wohl nicht mehr weit seyn könne, sprach er mit der heitersten Gelassenheit: „Ich bin mit Gottes Willen vollkommen zufrieden, und will meinem Tod geruhig entgegen sehen; ich kann ihn aber auch eben so ruhig im Bette erwarten. Nachdem er sich hierauf vom Lehnsessel dahin hatte tragen lassen, empfahl er seinen durch die Genugthuung seines Erlösers gerechtfertigten Geist in die Hände seines himmlischen Vaters, und nahm

darauf

darauf von allen Umstehenden, mit Darreichung der schon erstorbenen Hand, und mit den zärtlich freundlichsten Blicken, womit er allezeit seine Freunde, die Menschen ansah, und worüber auch die Todeszüge keine Gewalt hatten, Abschied. Nach einem kurzen Schlummer, den schon alle Umstehende für den letzten hielten, erwachte er wieder, bat den Kammerjunker Du Till, sich neben ihn ans Bette zu setzen, und dictirte ihm eine Art eines letzten Willens, worin er bis auf seine geringsten Bedienten, alle diejenigen, denen er sich, für ihre ihm bewiesene Treue, seine Erkenntlichkeit zu beweisen schuldig glaubte, der großmüthigen Fürsorge seines Durchlauchtigsten Herrn Vaters empfahl, und der Kammerjunker mußte ihm die Hand darauf geben, den Brief sogleich noch mit einer Estafette fortzuschicken.

Hierauf fiel er wieder in einen sanften Schlummer, man erwartete abermals sein Ende; indessen erwachte er bald darauf ganz belebt, bat den Kammerjunker Du Till noch einmal, sich wieder bey ihm ans Bette zu setzen, dictirte ihm einen Brief an seinen Durchlauchtigsten Herrn Vater, einen an seine Frau Mutter Königliche Hoheit, einen an Sr. Durchlaucht, den Erbprinzen, zwey andere an die Prinzen Friedrich und Willhelm, und noch einen an die Prinzessinn Elisabeth, worinnen er von allen, auch von dem geheimen Rath von Wallmoden, — welcher die Aufsicht über seine Erziehung gehabt hatte, mit den zärtlichsten Ausdrücken, die sein Herz nur empfinden konnte, und zugleich mit

der

der beherztesten Gegenwart des Geistes Abschied nahm, sie auch alle noch mit seiner sterbenden Hand unterschrieb und auf seinem Bette versiegeln ließ.

Als hierauf der Leibmedicus Schäfer ihn ersuchte, sich ein wenig zu erhohlen, antwortete er: „Er hätte nur noch von seinen beyden jüngsten Geschwistern, der Prinzessinn Augusta, und dem Prinz Leopold Abschied zu nehmen; er wolle aber den Brief in eins ziehen. Er fieng denselben auch zu dictiren an, aber mitten im Briefe schien der in der Auflösung stehende Geist sich von der Erde zu erheben; denn die Anrede an seine Geschwister, die sich mit einer rührenden Ermahnung zur Gottesfurcht und Tugend anfieng, verwandelte sich mitten im Briefe in eine Rede an Gott. Und gleich darauf übergab er auch seinen Geist in die Hände seines himmlischen Vaters, schloß seine Augen, und starb.

Siehe von diesem liebenswürdigen Prinzen einen Brief an seine Frau Mutter, meine Thanatologie 1 Theil, Seite 137.

6.

Der Dichter Barthe.

Der berühmte Dichter Barthe, hatte von Natur einen äußerst ungeduldigen Charakter erhalten; er würde gegen seinen Bedienten, der ihm seinen Kaffee zu kalt gebracht hätte, in Wuth und Flammen ausgebrochen seyn, und doch sahe er mit kaltem

tem Blute die Annäherung des schmerzhaftesten Todes, und der sich gar nicht vorher sehen ließ.

Ein Bruch hatte ihm einen Augenblick bange gemacht, allein er überredete sich, daß ein elendes und schlecht angebrachtes Bruchband ein hinlängliches Hülfsmittel wider dieses Uebel sey, und hielt in dieser Ueberzeugung alle weitere Diät für höchst entbehrlich.

Den Morgen nach einem Schmause wacht er mit einer Indigestion auf. Während der Anstrengung beym Erbrechen tritt sein Bruch aus, er schiebt ihn selbst wieder zurück, und bleibt unbesorgt. Ein Freund besucht ihn in diesem Augenblick. Er scherzt und spaßt mit ihm. Bey einem neuen Erbrechen tritt der Bruch zum zweytenmal aus, und von d m Augenblick an, ohne etwas von seinen Kräften oder seinem Muth zu verlieren, und ohne daß die Umstehenden an ihm die geringste merkliche Veränderung wahrnehmen konnten, erklärt er sich für ein Kind des Todes. Man schickt nach Wundärzten, es kommen verschiedene zu gleicher Zeit. Sie untersuchen seinen Zustand, und behaupten einmüthig, daß er operirt werden müsse. Seine Antwort war: „Meine Herren, ich bin es zufrieden, aber ich erwarte nichts gutes davon. Mein Leben kann mir nichts mehr verlängern. Lassen sie mich erst mein Testament machen, ehe sie zur Operation schreiten. Man schaffte ihn in ein Bad, um seine Schmerzen zu lindern, welche heftig waren. Er diktirte aus dem Bade sein Testament mit fester Stimme und

standhafter Miene. Er erinnerte sich mit unglaublicher Gegenwart des Geistes der geringsten Kleinigkeiten. Er vergaß weder die kleinste Summe, die er, noch die, welche man ihm schuldig war. Er konnte sich nicht auf die Nahmen einiger Personen besinnen, aber er beschrieb ihre Wohnungen und ihr Aussehen. Der Marquis von Villette bringt ihm ein Logenbillet zu der Vorstellung von Piccinis Iphigenia. „Lieber Marquis, gab er zur Antwort, man wird mich zu Grabe tragen, ich kann nicht mehr in die Oper gehen.“ Der Marquis glaubte, es sey eine Grille, uud will es ihm ausreden. „Nein, nein, sagte Barthe, die Sache ist gewiß, aber lassen sie uns von etwas andern reden. Piccini macht also sein Glück? Ich habe immer geglaubt, daß Iphigenia sein bestes Werk sey. Und nun fieng er ein Gespräch über Musik und Oper an.“

Ihm fällt ein, daß er etwas in seinem Testament vergessen hat. Er bittet den Marquis, es zu schreiben, und diktirt ihm zum Schluß die Bitte, einige Bände aus seiner Bibliothek anzunehmen. Hierauf begab er sich unter die Hände der Wundärzte, und ihm entfuhr, während der schmerzhaften Operation, welche fünf Minuten dauerte, nicht ein Schrey.

Herr Cavalier, sein vertrautester Freund, den er zum Vollstrecker seines letzten Willens ernannte, kam vom Lande, wo er ihn hatte hohlen lassen. „Lieber Cavalier, redete er ihn an, ich fürchtete zu sterben, ohne sie wieder zu sehen.“ Der Anblick seines

nes Freundes machte ihn weich, aber nicht schwach; Er theilte ihm noch einige seiner letzten Willensmeinungen mit. Er gab weder den Hoffnungen von Wiedergenesung, die man ihm vorspiegeln wollte, Gehör, noch bedauerte er den Verlust seines Lebens. Er beschäftigte sich blos mit den Auftritten und Vorfällen, die nach seinem Tode sich ereignen würden, und zwar mit eben der Theilnahme, und eben der Aufmerksamkeit, als man gemeiniglich nur sonst für Dinge zeigt, welche uns unser gegenwärtiges Leben angenehm machen.

„Die Sterbenden, sagt Montaigne, sprechen zum Tode, laß mich das Werk endigen, das ich angefangen habe; laß mich des Hauses genießen, das ich baute; aber Barthe sagte nicht zum Tode:" Laß mir Zeit, die hundert Verse zu vollenden, die noch an meinem Gedichte fehlen; laß mich einige Tage das neue Zimmer bewohnen, das ich mit so vielem Geschmack ausgeziert habe." Er verließ sein Gedicht und sein Zimmer eben so gleichgültig, wie sein Leben. In einem Augenblicke, wo vier oder fünf Wundärzte sein Bette umringten, rief er seinen Freund, Herrn Cavalier, und raunte ihm ins Ohr. „Sie werden diese Leute bezahlen, nicht ich." — Madame Barthe ließ sich nach seinem Befinden erkundigen. — Er schien sehr gerührt von ihrem Antheil; nur dieß einzige Mahl sprach er nicht von seinem Tode, als von einer unfehlbaren Sache.

An einem letzten Augenblicke, wo die auf den Lippen schwebende Seele den Nahmen Gottes aus-

 spricht,

spricht, als ob sie ihn schon zu schauen begönne, hörte man ihn auch diesen heiligen Nahmen nennen, aber mit der Ueberzeugung, daß er auf seine Barmherzigkeit vertraue.

So starb ein Mann, der lebte, um alle Freuden der Welt zu genießen, und sie zu besingen, und der eine Menge schöner, Freude athmender Episteln, drey oder vier gut aufgenommene Comödien, und ein Gedicht über die Kunst zu lieben schrieb.

7.

Johanna Grey die unglückliche Königinn v. England.

geb. den 8 Febr. 1537.
enthauptet, d. 12 Febr. 1554.

Lady Johanne Grey war unter der Regierung Eduards VI das liebenswürdigste Frauenzimmer in England, groß an Talenten des Geistes, aber noch viel größer an Tugenden. Ihre Eltern, Heinrich Grey, Marquis von Dorset, und Lady Franziska Brandon, die älteste von den Töchtern Carls, Herzogs von Suffolk erzogen sie mit aller Sorgfalt, und sie erlangte eine ausnehmende Geschicklichkeit in der Musik, vielen Sprachen und allen weiblichen Geschäften. Mit diesen Gaben aber verband sie so viel Sanftmuth, Demuth und Bescheidenheit, daß sie die Liebe zu den Wissenschaften nicht als Nahrung für den menschlichen Stolz, sondern als

die Quelle der Glückseligkeit betrachtete, und selbst bey dem größten Tadel ihrer Aeltern mit doppeltem Vergnügen zu dem Unterrichte ihrer Lehrer zurückeilte. Ihr Vater wurde im Jahr 1551 zum Herzog von Suffolk erwählt, und an demselben Tage wurde der Graf von Warwick, der mächtige Günstling Eduards zum Herzog von Northumberland ernannt.

Beide Herzöge hatten nun diejenige Größe erlangt, die sie nur immer wünschen konnten; aber die Aussicht in die Zukunft erschütterte sie oft. Die Gesundheit Eduards wurde immer schwächer, und die Veränderung der Nachfolge war noch das einzige Mittel, das nach seinem Tode die Größe beyder Herzöge vor allen Stürmen in Sicherheit setzen konnte. Der Herzog von Northumberland suchte daher diesen Plan auszuführen, und vermählte seinen vierten Sohn, den Lord Guildfort Dudley mit der Lady Johanne. Wenig Tage nachher wurde aber Eduard so schwach, daß Northumberland sein großes Vorhaben ausführen, und ihn bewegen mußte, die von Heinrich VIII einmahl festgesetzte Thronfolge zu verändern, und die Lady Johanna zur Nachfolgerinn zu ernennen. Eduard gab nach, und sie ward nach seinem Tode als Königinn erkannt. Ganz in der Stille lebte damals die Lady auf ihrem Gute, frey vom Stolze, und völlig unschuldig an diesen Handlungen des Ehrgeitzes. Als ihr Vater und der Herzog von Northumberland ihr die Nach-

richt von ihrer Erhebung hinterbrachten, so bat sie dringend, sie damit zu verschonen.

Aber alle diese ihre Vorstellungen und Bitten konnten den herrschsüchtigen Geist ihres Vaters nicht bewegen. Auch die Mutter der Lady wendete alle Beredsamkeit an, so daß sie endlich aus Gehorsam gegen beyde Aeltern und aus zärtlicher Liebe gegen ihren Gemahl nachgab, und nach London reiste.

Sie ward als Königinn geehrt, aber am neunten Tage war auch schon ihre Regierung geendiget. Die Prinzessinn Maria fand unter dem Volke eine stärkere Zuneigung, und die unglückliche Johanne ward selbst von ihren ungetreuen Freunden verlassen. Als alle Rathschläge fruchtlos waren, begab sich der Herzog in das Zimmer seiner Tochter, und meldete ihr, daß sie nunmehr die königliche Würde niederlegen müßte. Mit einer ruhigen und zufriedenen Miene antwortete sie: „Glauben sie mir, mein theuerster Vater, daß ich mich in diese Nachricht weit besser, als in meine vorhergehende Erhöhung auf den Thron finden kann. Ich verlasse denselben jetzt mit gutem Willen, und folge darin den Bemühungen meines Herzens. Ich bemühe mich dadurch die von andern begangenen Fehler zu tilgen, wenn anders so große Fehler durch eine aufrichtige Erkenntniß derselben können irgend nur getilget werden.“

Nicht lange hernach wurde sie mit ihrem Vater, und andern Freunden gefangen genommen. Die Königinn Maria, welche die Tugenden der Lady selbst

mit

mit Bewunderung und Hochachtung betrachtete, verschob von einer Zeit zur andern den letzten Auftritt ihres traurigen Lebens. In dieser Gefangenschaft schrieb sie einen rührenden Brief an ihren Vater, der stärker von dem traurigen Schicksal seiner vortrefflichen Tochter, als von der Furcht seines eignen Todes beunruhiget wurde. — „Es ist wahr, schreibt sie, ich weiß, mein theuerster Vater, daß ihr Herz unter zweifachen Kummer leidet, so wohl wegen des Unglücks, das sie sich zugezogen, als auch wegen der unglücklichen Umstände, in welche sie mich gesetzt haben! Allein, mein theuerster Vater, ich kann mich doch glücklich schätzen, daß, indem ich meine Hände in Unschuld wegen des Vergangenen wasche, mein schuldloses Blut den Himmel um Barmherzigkeit anflehen kann. Nicht, als ob ich nicht gestehen müßte, daß ich, — zwar mit Zwang, und wie sie wohl wissen, auf dringendes Bitten, — die Krone auf mein Haupt zu setzen, mich entschlossen, und dadurch die Königinn und die Gesetze schwer beleidiget habe. Doch habe ich das feste Vertrauen, daß mein Verbrechen vor Gott geringer sey, je weniger bey meiner gezwungenen Erhöhung mein Herz daran Antheil genommen hat. Dieses, mein Vater, ist die Gesinnung bey der Annäherung meines Todes, der, so schwer er ihnen auch fallen mag, für mich doch höchst willkommen ist. Nein, nichts kann mir mehr willkommen seyn, als daß ich aus diesem Elende zum Sitz der reinsten Freude gelange, und ich bitte Gott — wenn es ei-

ner Tochter erlaubt ist, so an ihren Vater zu schreiben, — daß er sie in dem standhaften Glauben an den Erlöser bis ans Ende, so wie bisher erhalte, damit wir im Himmel uns wieder treffen mögen.“

Unterdessen erfolgte ein Aufstand, welcher den Staatsräthen, der Königinn Maria Gelegenheit gab, sie zu überreden, daß der Thron nicht anders, als mit dem Blute der unglücklichen Lady könne befestiget werden. Maria hatte in der That viele mitleidige Gesinnungen gegen sie, und die Lady ward mehr von dieser Großmuth der Prinzessinn gerührt, als von der Nachricht ihres in kurzer Zeit bevorstehenden Todes. In dieser Gemüthsverfassung fand Johannen der Abt von Westmünster D. Feckenham, den die Königinn zu ihr schickte, um sie mit der römischen Kirche auszusöhnen. Er glaubte ganz gewiß, den Sieg über ein junges Frauenzimmer zu erhalten, das nach seinem Urtheile von der heftigsten Leidenschaft, von der Furcht des Todes beunruhiget würde. Schon trat er mit einer triumphirenden Miene in ihr Zimmer, und wollte den Streit beginnen, als ihm Johanna ganz gelassen antwortete: „ich habe keine Zeit mehr zu verlieren; denn die Erörterung solcher Streitfragen kann für die Lebenden, aber gewiß nicht für den Sterbenden interessant seyn. Ich werde es als den stärksten Beweis ihres Mitleids hinnehmen, wenn sie mich ungestört meinen Frieden mit Gott machen lassen.“

Diese Worte verstand der Abt ganz unrecht, er eilte zur Königinn, und bat, ihren Tod noch einige Tage zu verschieben. Die Königinn willigte in sein Verlangen, allein der Irrthum wurde bald entdeckt, als er Johannen die Gnade der König nn meldete, so sagte sie: „ich wünsche keinen Aufschub des Todes, vielmehr sehne ich mich nach ihm, als dem Ende meines Elendes und dem Eingange zum ewigen Frieden. Sie konnte nunmehr eine Unterredung über die Wahrheit der christlicheu Religion nicht vermeiden. Da aber der D. Feckenham sahe, daß alle Beredsamkeit verschwendet, und alle Bemühungen fruchtlos waren, so nahm er mit folgenden Worten Abschied: „Madam, ich bin wegen ihrer Hartnäckigkeit sehr bekümmert, und habe nun leider die traurige, aber gewisse Ueberzeugung, daß wir uns beyde nie wieder finden werden. Es ist ganz gewiß, antwortete Johanna, wir werden uns nie wieder finden, wenn anders Gott ihr Herz nicht ändert. Denn ich bin überzeugt, daß, wenn sie nicht Buße thun, und sich zu Gott wenden, es um ihr wahres Wohl sehr traurig aussiehet, und ich bitte den Vater der Liebe um seine Barmherzigkeit, daß sein guter Geist ihr Herz regiere. Er verlieh ihnen schon die Gabe der Wohlredenheit, möchte es doch auch seiner Güte und Weisheit gefallen, ihren Verstand und ihr Herz für die Wahrheit empfänglich zu machen. So sprach die fromme Dulderinn aus herzlicher Ueberzeugung. Diese Aufrichtigkeit beleidigte den Abt nicht. Er verließ sie selbst

auf dem Blutgerüste nicht, und noch in den letzten Augenblicken ihres Lebens belohnte Johanne seine gutgemeinten Bemühungen um ihre Bekehrung mit dem lebhaftesten Danke.

Der Tag ihres Todes eilte indessen heran; kurz zuvor schrieb sie einen Brief an ihre Schwester, die Lady Katharine, welcher ein unvergeßliches Denkmahl ihrer Tugenden, und ein kostbares Vermächtniß für das ganze menschliche Geschlecht bleiben wird. — Als der schreckliche und traurige Morgen anbrach, verlangte ihr Gemahl, der auch sein Leben verlieren mußte, sie noch einmal zu sprechen. Er erhielt die Erlaubniß ohne Schwierigkeit, aber Johanne ließ ihm versichern, daß eine solche Zusammenkunft ihren Schmerz weit eher vermehren, als die Ruhe befestigen würde, in welche sie ihre Seelen gegen die Streiche des Todes zu setzen gesucht hätten. Wir wollen diese Zusammenkunft, sagte sie, in einer andern Welt halten, dort sind Freundschaften gewiß glücklich und Vereinigungen unzertrennlich. Sie trat daher, als er zum Blutgerüste vorbey geführet wurde, nur an das Fenster, und nahm mit einigen Worten von ihm Abschied. Sein Leichnam, den man nach der Capelle des Towers führte, mußte unter ihrem Fenster vorbey kommen. Bey diesem schrecklichen Anblicke ergriff Johanne ihre Schreibetafel, und zeichnete folgende Worte auf: „Wenn sein gewaltsam getödteter Körper vor menschlichen Richterstühlen gegen mich zum

Beweise da liegt, so wird sein seliger Geist vor dem Throne Gottes meine Unschuld vertheidigen."

Eine Stunde darauf wurde sie zum Blutgerüste geführt. Mit einer ruhigen und zufriedenen Miene bestieg sie dasselbe, grüßte alle, die zugegen waren, und nahm von dem D. Feckenham, der sie begleitet hatte, mit folgenden Worten Abschied. — „Gott wird ihnen ihre gütigen Gesinnungen für mich reichlich vergelten, ob mir gleich ihre Reden größere Unruhe verursacht haben, als alle Schrecken meines herannahenden Todes." — Hierauf hielt sie eine der rührendsten Reden an die Zuschauer: „Ich bin unter einem Gesetze, sagte sie, und nach diesem bin ich verdammt zu sterben. Ich habe die Königinn auf keine Art beleidiget, deßwegen will ich meine Hände in Unschuld waschen, und meinem Gott eine Seele, die von solcher Missethat rein, und an der Ungerechtigkeit unschuldig ist, übergeben." Ich sterbe, weil ich gezwungen zu einer Handlung meine Einwilligung gegeben, von welcher ich das Gesetz nicht verstanden habe. Nichts desto weniger habe ich den allmächtigen Gott beleidiget, daß ich mich den Leidenschaften und dem Vergnügen der Welt überlassen habe. Noch weniger habe ich nach der Erkenntniß gelebt, die mir Gott gegeben hat, darum hat Gott diese Art des Todes wegen meiner Sünden über mich verhängt. Ich danke ihm aber herzlich, daß er mir Zeit zur Buße gelassen, meine Sünden zu bereuen, und mich mit meinem Erlöser, den meine Eitelkeit beleidiget hatte, wieder auszu-

söh-

söhnen. — — Ich bitte euch alle, meine Freunde, daß ihr mit mir, und für mich betet, damit Gott, da ich noch lebe, nach seiner großen Barmherzigkeit und Gnade, mir meine Sünden, wie unzählig und schwer sie auch sind, vergeben wolle. Ich ersuche euch alle, daß ihr mir das Zeugniß geben wollet, daß ich hier als eine wahre Christin sterbe, und in meinem Herzen überzeugt bin, einzig durch das Verdienst meines Erlösers, durch kein verdienstliches Werk meiner eigenen Handlungen selig zu werden, bei welchen ich zittere, wenn ich bedenke, wie sehr sie wider mich zeugen. Und nun bitte ich euch alle, betet für mich, und mit mir. —

Nach dieser Rede knieete sie mit großem Muthe nieder und betete. — Sie stand wieder auf und legte ihre Kleider von sich. Der Scharfrichter bat sie knieend um Vergebung. Herzlich gern, antwortete Lady Johanne, und als sie den Block fühlte, rief sie aus: „Herr, in deine Hände befehl ich meinen Geist. — In diesem Augenblicke wurde ihr der Kopf auf einen Streich von ihrem Körper getrennt.

8.

Johanna Catharina Morgenstern.

geb. d. 8 May 1748 zu Magdeburg.
gest. d. 11 Sept. 1796 eben daselbst im 49 Jahre.

Diese edle deutsche Frau, in der gelehrten Welt besonders bekannt unter dem Nahmen der Doctor

Morgenstern, verdient besonders im Andenken auch bey der Nachwelt erhalten zu werden. Sie war seit dem Jahr 1767 bis 1782 die Gattinn des D. Morgenstern in Magdeburg, und heirathete nach seinem Tode im Jahr 1785 den Rathmann Schulze ebendaselbst. Ihrer Familie, ihren Freunden, unter denen die trefflichsten Männer ihrer Vaterstadt waren, und allen, die sie genauer kannten, wird sie unvergeßlich seyn. Viele Arme und Nothleidende, die sie mit Rath und That unterstützte, werden sie lange vermissen. Von ihren neun Kindern aus beyden Ehen leben nur noch zwey Söhne von ihrem ersten Gatten.

Durch ihre mannigfaltigen ökonomischen und moralischen Schriften für ihr Geschlecht ward sie auch in einem größern Kreise nützlich. Ihre erste Schrift: Der Unterricht für ein junges Frauenzimmer, das Küche und Haushaltung selbst besorgen will, fand allgemeinen Beyfall, doch da es in der Folge durch unzweckmäßige Zusätze der Buchhändler sehr verunstaltet wurde, so beschloß sie, es aufs neue vorzunehmen und zu verbessern. Sie arbeitete daher in den letzten Jahren ihres Lebens fleißig an einem Werke, wovon sie hoffte, daß es das vollständigste und nützlichste ihrer Bücher seyn würde, unter dem Titel: „Die Hausmutter in allen ihren häuslichen und wirthschaftlichen Geschäften.“ Es sollte in zwey Bänden im Jahr 1797 erscheinen, allein der Tod rief sie, von diesem Geschäfte ab.

Noch

Noch vier Tage vor ihrem Hinscheiden schrieb sie daran.

Zur Herausgabe ihrer moralischen und Erbauungsschriften für Frauenzimmer ward sie von einem ihrer Freunde, dem verstorbenen allgemeingeschätzten Hauptpastor Sturm in Hamburg aufgemuntert. Sie hatte sie meist nur zu ihrer eigenen Beschäftigung aufgesetzt, denn ihr Geist war beständig thätig, ungeachtet ihr Körper schwächlich, ihr Nervenbau zart und empfindlich war, und daher durch Leiden Anderer, als durch eigenes, leicht erschüttert wurde. Nur der Wunsch andern auf mehr als eine Art zu nützen, konnte sie zur anonymen Herausgabe ihrer Schriften bestimmen. Die Honorare, die sie dafür bekam, verwandte sie nie für sich, sondern immer zu wohlthätigen Zwecken, zur Unterstützung der Armen und Nothleidenden. Die Sorge für ihr Hauswesen, und die zärtlichste Sorgsamkeit für ihre Verwandten; nützliche Lectüre, eigene schriftliche Arbeiten, die ihr viel Vergnügen machten, da sie ihr sehr leicht wurden; — fleißige Beschäftigung mit Botanik, mit dem Seidenbau, — wodurch sie einige arme Leute zu beschäftigen suchte, auch bey dieser Gelegenheit königliche Prämien bekam — mit mancherley ökonomischen Arbeiten und Versuchen, u. s. w. theilten ihre Zeit. Nie fand man sie anders, als nützlich beschäftigt. Sie hatte das Vergnügen, ihre Unterweisung für weibliche Dienstboten in der Magdeburgischen königlichen Industrie und Armen-Schule,

so

so wie in andern Schulanstalten für Mädchen aus den niedern Ständen eingeführt zu sehen, und oft den herzlichsten Dank solcher Personen zu erhalten. Noch kurz vor ihrem Tode schrieb ihr der verdienstvolle Preußische Staatsminister von Struensee, daß er der königlichen Magdeburgischen Kammer die Anweisung gegeben habe, von ihrer Unterweisung in dem Ackerbau für Arme und Unbemittelte, ein paar hundert Exemplare unentgeldlich unter dürftige Anpflanzer zu vertheilen. Wenn sie noch länger gelebt hätte, würde sie mehrere ihrer Schriften ganz umgearbeitet herausgegeben haben, auch die moralischen und Erbauungsschriften, weil bey zunehmender Ausbildung in den spätern Jahren ihres Lebens ihr manches früher geschriebene nicht mehr gnügte. Da sie bey ihren schriftstellerischen Arbeiten nie andere Absichten hatte, als die, im Stillen nützlich zu werden, so setzte sie auch nie auf eine derselben ihren Nahmen. Bescheidenheit, große Geduld, und Standhaftigkeit im Leiden, Sanftmuth und Gelassenheit, doch ungeachtet dieser — ausdauernde Festigkeit im Durchführen dessen, was sie für gut und für Pflicht erkannte, ächte Religiosität, ganz aufs Praktische gerichtet, und allgemeines thätiges Wohlwollen, selbst mit eigenen Aufopferungen verbunden, waren Hauptzüge ihres edlen Charakters. Sie starb, ungeachtet voran gegangener körperlichen Schmerzen, mit einer sehr seltenen Heiterkeit und Geistesgegenwart. Die Folgen ihrer nützlichen Würksamkeit bleiben.

Wenn

Wenn Eitelkeit so oft die einzige Triebfeder weiblicher Schriftstellerey ist, so muß man diese würdige Frau aus der Zahl solcher, die von keiner reinern Absicht getrieben und begeistert werden, billig heraus heben, und als ein Beyspiel aufstellen, daß sich Schriftstellerey bey einigen von der Natur dazu berufenen Frauen auch mit ächter Weiblichkeit und mit der Erfüllung der übrigen Pflichten des Weibes gar wohl vertrage.

* * *

9.

William Pitt, Graf von Chatam.

geb 1698.
gest. 1761.

Dieser große Staatsmann von England zeichnete sich auch besonders durch eine unwandelbare Liebe gegen sein Vaterland aus. Den stärksten Beweis davon gab er, als er an dem Tage, welches der letzte seiner politischen Existenz war, ins Oberhaus gieng. Den Abend und die Nacht vor diesem Tage war er so schwach, daß Lady Chatam, nachdem sie alle mögliche Gründe, ihn davon abzuhalten, umsonst versucht hatte, endlich Mistres Howe, eine vertraute Freundinn und Verwandtinn zu ihm schickte, die nach vielen andern Beweggründen auch zu dem kam, daß sein Leben in Gefahr kommen

men konnte. — „Dieß weiß ich, antwortete er mit großer Festigkeit und Ruhe: ich weiß, daß ich höchstens nicht über einen Monath zu leben habe, vielleicht kann dieses der letzte Tag seyn, aber meine Pflicht ruft mich auf meinen Posten, und was andere Folgen betrifft, da geschehe der Wille des Herrn!" — Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so befahl er, seine Kleider herbeyzubringen, zog sich an, und gieng vom Lord Stenhope und seinem jüngsten Sohn begleitet, nach dem Hause hinab.

Der Gegenstand der Debatte war die Unabhängigkeit von Amerika, welche er in einer Rede voll Kraft und großer Beredsamkeit, von beynahe einer Stunde bestritt. Der Herzog von Richmond antwortete ihm, und gegen das Ende seiner Rede bemerkte man, als wenn Lord Chatam nach Luft arbeitete. Er achtete das indeß nicht, und versuchte aufzustehen, sobald sich der Herzog gesetzt hatte. Aber kaum war er auf den Füßen, so fiel er sprachlos rücklings auf den Boden nieder. Das ganze Haus gerieth in Bestürzung und brach die Geschäfte den Augenblick bis auf den folgenden Tag ab. Man brachte ihn in eins der anstoßenden Zimmer, wo Doctor Broklesby, der gerade zugegen war, ihm zu Hülfe eilte. Sobald es mit Sicherheit geschehen konnte, ward er nach seinem Hause gebracht, wo er etwa noch einen Monath schmachtete und dann starb.

Einst erhielt er sehr eilig Depeschen, als ihm gerade das Podagra hart zusetzte. Aber kaum las er sie, so vergaß er seinen Schmerz, sprang aus dem Bette, und forderte Feder und Dinte. — „Aber, theurer Mann! du wirst dich ums Leben bringen! rief Lady Chatam: Und gesetzt, das wäre auch, versetzte er hastig, was ist denn mein Leben gegen so viele Millionen, die durch meine Nachläßigkeit verloren gehen können?

* * *

10.

Wilhelm Murray, Graf v. Mansfield

geb. zu Perth in Schottland, d. 2 März 1705.
gest. zu Ken-Wood, den 20 März 1793.

Er war einer der größten Rechtsgelehrten und Staatsmänner, die England gehabt hat. Mit Ruhm und Ehre überhäuft stand er an der Spitze der Nation. Meister in allen Arten von Geschäften, die er vornahm, in jeder Materie, die in seinen Bezirk gehörte, war es ihm eigen, die verwickeltsten Fälle mit Ruhe zu durchschauen, und sie mit Klarheit und Präcision andern vorzutragen. Seine Beredsamkeit war unwiderstehbar, seine Stimme von ausnehmender Harmonie, seine Action voll Anstand und Würde, seine Sprache durchaus rein, sein Styl stark, nervicht und klar, seine Fassungskraft von Natur schnell und sein Gedächtniß ungewöhnlich

stark

stark und scharf, so daß er aus dem Stegreif Fälle aus den besten Quellen beybringen, und sie mit Evidenz auf den vorliegenden anwenden konnte. Im geheimen Rathe verließ man sich fast ganz allein auf seinen Ausspruch in Bestimmung aller Streitigkeiten, welche die Colonien oder Poisen betrafen. Die Genauigkeit, Unpartheilichkeit und Schnelligkeit, womit er die letztern entschied, wurden von aller Welt bewundert, und hatten sich im In- und Auslande der allgemeinsten Billigung und Zufriedenheit zu erfreuen.

Nachdem er zur Belohnung seiner Dienste noch das Amt eines Kanzlers der Schatzkammer erhalten hatte, und zum Grafen von Mansfield in der Grafschaft Nottingham war ernannt worden im Jahre 1776, so nöthigte ihn endlich die Schwachheit des Alters sich auf einige Monathe von dem Gerichtshofe der Königsbank zu entfernen, und den 3 Jun. 1788 den hohen Posten eines Lord-Oberrichters von England niederzulegen, nachdem er solchen 31 Jahr und sieben Monathe verwaltet hatte.

Von der Zeit seiner Abdankung an, nahmen seine körperlichen Kräfte sehr merklich ab, seine Seelenkräfte behielt er fast bis ans Ende ohne Nachlaß. Zurückgezogen aus dem Gewirre des geschäftigen Lebens, nahm er noch immer den lebendigsten Antheil an der Wohlfahrt seines ihm so theuren Vaterlandes. Besonders fesselten die erstaunenswürdigen Erscheinungen der französischen Revolution seine Aufmerksamkeit. Sein Herz blutete ihm bey dem beklagens-

werthen Ende des unglücklichen Ludewigs XVI. und er folgte allen Begebenheiten bis im März 1793, mit voller Seele.

Den 20 dieses Monaths verschied er auf seinem Landsitze bey Ken=Wood unweit Hampstead im neun und achtzigsten Jahre seines Alters. Ungefähr eine Woche vor seinem Tode verfiel er in eine Art stiller Apathie. Kurz zuvor hatte ihn Lord Stormondt über einen verwickelten Fall, der im Oberhause anhängig gemacht worden war, zu Rath gezogen, und bemerkt, daß seine Ideen und Erinnerungen noch vollkommen klar waren. — Er hatte wiederhohlt befohlen, daß man durchaus kein Mittel versuchen sollte, um ihn aus seiner gefühllosen Betäubung zurück zu bringen, weil es ihm nicht wünschenswerth schien, sein Daseyn zu verlängern. — Der unvergeßliche Mann ward, — seinem ausdrücklichen Willen gemäß, — in der Stille am 28 März in der Westmünster=Abtey beygesetzt, in dasselbe Grab, worin seine Gattin seit dem 10 April 1784 ruhte. Sein Gut bey Ken=Wood und die Masse seines Vermögens, das sich auf 300,000 Pfund Sterling belief, vermachte er seinem Sohne, dem gegenwärtigen Grafen.

* * *

II.
Ludewig Hektor Herzog v. Villars.
gest. den 17 Jun. 1734 zu Turin.

Villars war einer der größten Helden Ludwigs des XIV. Ein Held voll Eifer, Herzhaftigkeit und

edler Freymüthigkeit. Man warf ihm letztere sehr oft vor, und sie verhinderte ihn auch an seinem schnellen Glücke, worauf ihm sein Genie Anspruch gab. Als er einst sich im Beyseyn des ganzen Hofes vom König beurlaubte, um zur Armee abzugehen, sagte er zu ihm: „Sire, ich gehe zum Gefecht wider Ew. Majestät Feinde, und verlasse sie mitten unter den meinigen.“

In der Schlacht bey Friedlingen 1702, wo die Franzosen siegten, war Villars nur noch General-Lieutenant. Als er nach der Schlacht an der Spitze seiner Infanterie durch ein Holz marschirte, rufte eine Stimme: wir sind abgeschnitten. Seine Regimenter geriethen darüber in die schrecklichste Unordnung. Villars Gegenwart des Geistes stellte die Ruhe wieder her; kommt meine Freunde, rief er, der Sieg ist unser, es lebe der König! zitternd antworteten ihm die Soldaten, es lebe der König! und fingen an zu fliehen. Er brachte sie wieder in Ordnung, sie kamen zu sich selbst, ruften den Villars auf dem Schlachtfelde zum Marschall von Frankreich aus, und der König bestätigte ihm in vierzehen Tagen die Ehre.

Der Verlust der Schlacht bey Höchstädt war für Frankreich ein empfindlicher Streich, und Marlborough konnte ohne große Hindernisse in Frankreich eindringen. Villars ward jetzt der Schutzengel seines Vaterlandes, stellte sich dem Feinde entgegen, vereitelte dessen Pläne, und zwang ihn sogar zum

Rückzuge; das hieß in den erschöpften Umständen, in denen sich Frankreich jetzt befand, Alles thun.

Den Verlust des Treffens bey Malplaquet ersetzte er durch den Sieg bey Denain, der ihm desto mehr Ruhm erwarb, je schwerer er war. Paris, der Hof, ganz Frankreich frohlockte. Als er zum erstenmal in die Oper kam, reichte ihm die Schauspielerinn Antier einen Lorbeerkranz in die Loge. Eine Ehre, die dem Marschall von Sachsen nach dem Siege bey Fontenoy auch wiederfuhr.

Die Abnahme seiner Kräfte nöthigte ihn von der Armee 1734 zurückzukehren. Er beneidete den Marschall von Berwick, da er vor Philipsburg in den Laufgräben blieb. „Hab ich doch immer gesagt, er hat mehr Glück, als ich, sagte er zu seinem Beichtvater, der ihm die Neuigkeit erzählte, um ihm seinen glücklichen Zustand zu zeichnen, daß er ruhig sterben könnte. Und kurz darauf starb er.

Es ist noch merkwürdiger, daß er zu Turin in eben dem Zimmer starb, in welchem er war geboren worden. Der König ließ ihm, um seine Hochachtung gegen ihn an den Tag zu legen, zu Paris ein prächtiges Leichenfest halten. Er hinterließ ausser sehr ansehnlichen Gütern, an baarem Gelde eine Million und 800000 Stück von Achten.

IV.

Briefe
von
Sterbenden
an
ihre hinterlassenen Freunde.

IV.

Briefe von Sterbenden an ihre hinterlassenen Freunde.

I.

Nachgelassener Brief des Volks-Repräsentanten Salle zu Paris an seine Gemahlinn, wenig Augenblicke vor seiner Hinrichtung geschrieben.

Bourdeaux d. 30 Prairial im 2 Jahr der Freyheit.

Wann du diesen Brief bekömmst, meine theure Freundinn, bin ich nicht mehr, und lebe nur noch in dem Gedächtnisse der Menschen, die mich lieben. Welche Last ich dir zurücklasse! — Drey Kinder, und nichts — um sie zu erziehen; Indessen tröste dich, ich sterbe nicht, ohne deine Leiden mitempfunden, ohne auf deinen Muth gerechnet zu haben, und ich finde Beruhigung in dem Gedanken, daß du um deiner unschuldigen Familie willen gerne wirst leben wollen. Liebe Freundinn, ich kenne dein tie-

fes Gefühl, ich weiß, daß du bittere Thränen dem Andenken eines Mannes weinen wirst, der dich glücklich machen wollte, der seine vornehmste Freude in der Erziehung seiner beyden Söhne und seiner geliebten Tochter fand. Aber vergiß nicht, daß dein zweyter Gedanke ihnen angehört. Sie sind ihres Vaters beraubt, und können zum mindesten durch ihre unschuldigen Liebkosungen dir die meinigen ersetzen. Lalotte! Ich habe Alles für meine Erhaltung gethan, ich glaubte mich dir und vor allem meinem Vaterlande schuldig zu seyn. Es schien mir, das Volk, das jetzt die wahren Gesinnungen deines unglücklichen Mannes verkennt, müßte einst die Augen wieder öffnen, und von mir selbst erfahren, wie theuer mir immer sein Interesse gewesen sey; auch glaubte ich, leben zu müssen, um alle Monumente zu sammlen, die dem Andenken meiner unglücklichen Freunde nützlich werden könnten; ich mußte endlich auch für dich, für meine Familie, für meine Kinder leben. Der Himmel hat es anders gewollt. Ich sterbe, ohne mir den Vorwurf machen zu dürfen, durch irgend eine Unvorsichtigkeit mein Leben in Gefahr gesetzt zu haben. Liebe Freundinn! ich sterbe ruhig! Ich hatte in meiner Erklärung an mein Departement bey Gelegenheit der Begebenheiten vom 31 May versprochen, mit Entschlossenheit zu sterben, am Fuße des Schaffots glaube ich noch versichern zu können, daß ich Wort halten werde. Theuerste, beklage mich nicht! Der Tod, wie mich dünkt, wird mich nicht sehr schmerzhaft

haft ängstigen, ich bin schon vorbereitet. Ein ganzes Jahr hindurch habe ich nicht gemurrt, in dem Augenblicke, da ich gefangen wurde, habe ich zehnmal eine Pistole gegen meine Stirne losgedrückt, die aber immer versagte, denn ich wollte nicht lebendig meinen Henkern überliefert werden. Indessen ist der Vortheil immer gewonnen, daß ich alles, was der Kelch bitteres enthält, im voraus getrunken habe; und der Augenblick, der mir bevorsteht, scheint es, kann so schwer nicht seyn.

Lalotte verbirg deine Leiden, und flöße deinen Kindern nur bescheidene Tugenden ein. Es ist so schwer, mit Erfolg für das Glück seines Vaterlandes zu wirken. Rom wurde nicht minder unterjocht, obgleich Brutus den Tyrannen erdolchte, und Kato, um keinen Tyrannen zu dienen, sich selbst das Leben nahm. Ich glaube mich fürs Volk aufgeopfert zu haben; empfange ich den Tod zum Lohne, so bleibt mir doch das Bewußtseyn meiner guten Absicht, so tröstet mich der Gedanke, daß ich die Achtung meiner selbst mit ins Grab nehmen, und daß mir vielleicht die öffentliche Achtung einst wieder geschenkt werden kann. Ach, meine Freundin! wenn ich mich an dieser Aussicht nicht betröge, so könntest du alsdann hinlängliche Mittel finden, deine Familie zu erziehen. Ich laße dich im Elende! Welch ein schmerzhafter Gedanke! und wenn man dir auch alles ließe, was ich besitze, so würdest du doch kein Brod haben. Denn was man auch ge-

sorgt

sorgt haben mag, du weißt am besten, daß ich nichts hatte. Doch, liebes Weib, muß diese Rücksicht dich nicht zur Verzweiflung bringen. Arbeite, Liebe! du kannst es; Lehre deine Kinder arbeiten, wenn sie das Alter dazu erreicht haben werden. O meine Beste! könntest du dich auf diese Weise vor der Schmach bewahren, zu Freunden deine Zuflucht zu nehmen! Sey, wo möglich, so stolz, als ich; hoffe noch, hoffe auf den, der alles kann. Er ist mein Trost im letzten Augenblicke. Das ganze Menschen-Geschlecht hat schon längst sein Daseyn anerkannt, und der Gedanke, daß doch irgendwo Ordnung anzutreffen seyn muß, ist mir zu sehr zum Bedürfniß geworden, als daß ich nicht an die Unsterblichkeit meiner Seele glauben sollte. Er ist groß, gerecht und gut, der Gott, vor dessen Richterstuhl ich jetzt erscheine. Ich bringe ihm ein Herz, das, wo nicht ganz frey von Schwachheiten, doch frey von Verbrechen und voll der reinsten Absichten ist. Und wie Roußeau so schön gesagt hat: „Wer in dem Schooße eines Vaters einschläft, darf wegen des Erwachens unbesorgt seyn.“ — Umarme meine Kinder, liebe sie, erziehe sie, tröste dich, tröste meine Mutter, meine Familie. Lebe wohl! Lebe auf immer wohl!

Dein guter Freund Salle.

2.
Letzter Brief der Angelike Franciske Roland, Gemahlinn des, in der Pariser Revolution so bekannten Minister Rolands, kurz vor ihrer Hinrichtung, den 5 December 1793, an ihre kleine Tochter.

Ich weiß nicht, meine kleine Freundinn, ob es mir erlaubt seyn wird, dich noch einmal zu sehen, oder dir zu schreiben. Erinnere dich deiner Mutter! — diese wenigen Worte enthalten alles, was ich Gutes dir sagen könnte. Du hast mich in dem Bestreben, meine Pflichten zu erfüllen, und den Leidenden nützlich zu werden, glücklich gesehen. Es giebt keine andere Art, es zu seyn. Du hast mich mit Ruhe Unglück und Gefangenschaft ertragen gesehen, weil mir mein Gewissen keine Vorwürfe machte, und mir der Genuß froher Erinnerungen blieb, welche gute Handlungen immer zurücklassen. Es giebt auch kein anderes Mittel, sich die Uebel des Lebens und den harten Wechsel des Schicksals erträglich zu machen. Vielleicht, ja ich hoffe es, vielleicht stehn dir nicht so harte Prüfungen bevor, als diejenigen sind, die ich habe erfahren müssen. Du wirst aber manchen andern ausgesetzt seyn, gegen welche du nicht weniger gewaffnet seyn mußt. Ein strenges, arbeitsames Leben ist das sicherste Verwahrungs-Mittel gegen alle Gefahren, und die Nothwendigkeit macht dir zum Gesetze,

was

was meine Klugheit dir vorschreibt: dich ernsthaft zu beschäftigen. Sey deiner Aeltern würdig; sie hinterlassen dir große Beispiele, und wenn du sie zu benutzen weißt, wirst du nicht umsonst gelebt haben.

Leb wohl, geliebtes Kind! das ich mit meiner Milch ernährte, und in dessen innigstes Wesen ich alle meine Gefühle ergießen möchte. Es wird eine Zeit kommen, da du im Stande seyn wirst zu beurtheilen, welche Gewalt ich mir in diesem Augenblicke anthue, um mich nicht durch dein süßes Bild erweichen zu lassen. Ich drücke dich an meine Brust, lebe wohl, meine Eudora!

3.

Noch ein Brief dieser großen und seltenen Frau, an ihre Wärterinn Fleury, kurz vor ihrer Hinrichtung.

An meine gute Wärterinn Fleury.

Meine gute Fleury, du deren Treue, deren Dienste und Anhänglichkeit, mir seit dreyzehn Jahren so werth waren, empfange meine Umarmung, mein Lebewohl!

Erhalte in dir das Andenken von dem, was ich war. Es wird dich über das, was ich leide, trösten; gute Menschen gehen dem Ruhm entgegen, wenn sie ins Grab steigen. Meine Leiden werden

bald

bald enden; besänftige die deinen, und denke an die Ruhe, deren ich nun bald genieße, und die künftig niemand wieder stöhren kann. Sage meiner Agathe, daß ich das süße Bewußtseyn mit mir nehme, von ihr seit meiner Kindheit geliebt worden zu seyn, und das Bedauern, ihr meine Zuneigung nicht bezeigen zu können. Ich wäre dir gerne nützlich geworden, daß ich dich wenigstens nicht betrübe! Leb wohl, meine arme Liebe, lebe wohl!

4.

Brief der unglücklichen Königinn von England Catharina, geborne Infantinn v. Spanien und Gemahlinn Heinrichs des 8 Königes v. England, kurz vor ihrem Tode an ihren Gemahl geschrieben.

Sire, mein theuerster König, Herr und Gemahl!

Meine Seele steht im Begriff in eine andere Welt überzugehen, und einen Körper zu verlassen, dem Sie, Sire, viel Kummer und Drangsale verursacht haben. Diese haben indessen niemals die Liebe vermindert, welche ich für Sie empfinde, und welche mich bis ins Grab begleiten wird. Diese Liebe treibt mich an, Ihnen noch den gegenwärtigen Brief zu schreiben, Sie als ihre Gemahlinn zu beschwören, und als ihre Mitchristinn zu vermahnen,

nen, daß Sie ihre Blicke auf jene Welt richten, und sich ihre Freuden wichtiger seyn lassen, als die vergängliche Krone, welche Sie jetzt tragen, und die beschränkte Majestät, welche Sie hienieden umgiebt.

Ich habe nie unterlassen, den Allerhöchsten anzuflehn, daß er ihr Herz von den sinnlichen Vergnügungen, die mich so viel Thränen und geheime Leiden gekostet haben, und sie selbst in einen Abgrund von Unordnungen und Zerrüttungen gestürzt, zu sich erheben möchte. Was ich um Ihrentwillen gelitten habe, verzeihe ich Ihnen von Herzen. Möge die Barmherzigkeit Gottes Ihnen eben so uneingeschränkt verzeihen.

Ehe ich meinen letzten Seufzer ausstoße, thue ich noch eine Bitte an Sie, wozu alle Gesetze des Himmels und der Erden mich berechtigen und Sie verpflichten: sie betrifft die Vorsorge für ihre und meine Tochter, die Prinzessinn Maria. Waren Sie gleich gegen mich kein guter Ehemann, so seyn Sie doch gegen sie ein guter Vater. Endlich sorgen sie doch, wenn mein Andenken noch etwas über sie vermag, für meine drey Kammerfräulein und meine Bediente, die mir redlich gedient haben. Lassen Sie ihnen ihren rückständigen Gehalt, und noch ein Jahr darüber auszahlen, damit sie einigermassen für das belohnt werden, was sie mir geleistet haben.

Ich versichere Sie noch einmal meiner aufrichtigen Liebe und des einzigen Wunsches, der mir

auf der Welt noch übrig bleibt, Sie zu sehen und in ihren Armen zu sterben.

Sie starb den 6 Januar 1536 zu Rimbolton in der Grafschaft Huntington. Eine Darmgicht machte ihrem unglücklichen Leben, im funfzigsten Jahre ihres Alters, ein Ende.

* * *

5.

Letzter Brief der Gemahlinn des Königl. Preuß. Kriegsraths Freyherrn von Hohenhausen, Frauen Henriette Frieder. von Ledebur kurz vor ihrem Tode an ihren Gemahl.

Mein im Leben und Tode geliebter Ehegatte,

Wenn du diese Zeilen lesen wirst, so werde ich nicht mehr seyn. Ich fühle es nur zu sehr, wie mein Körper allmählich zum Tode reifer wird. Ich unterdrücke aber manche Klage, da ich weiß, daß du sie ungern hörst und oft wirkliche Krankheit vor Hypochondrie hältst. Ungewiß also ob die letzten Stunden meines Lebens mir und auch dir die nöthige Heiterkeit, Kräfte, auch Stille gewähren werden, um förmlich von dir, mein innigstgeliebter Mann! Abschied zu nehmen; wag ich es, dir durch gegenwärtige Zeilen meine letzten Bitten und

meinen Dank zu sagen. Mit Rührung thue ich das letzte. Nimm dann von meinen sterbenden Lippen den zärtlichsten Dank für alle deine Liebe, für alle deine Sorgfalt, für deine Treue, für deine gütige Nachsicht mit meinen vielfältigen Fehlern und Schwachheiten. Gott, der Alliebende vergelte es dir immer im reichen Maß! Ich hätte liebreicher, freundlicher und zuvorkommender gegen dich seyn sollen; mein Gewissen giebt mir aber das Zeugniß, daß ich eine weit bessere Ehefrau gewesen wäre, wenn nicht stets anhaltende Schwäche des Körpers meine besten Freuden vergället hätte. — Mit einer dauerhaften blühenden Gesundheit und mit frohem Muthe wäre ich aber zu glücklich auf dieser Unterwelt gewesen; dieß wollte Gott nicht, ich hätte seiner vielleicht gänzlich vergessen, ich hätte nicht verlangt nach bessern Gütern, wenn nicht körperliche Leiden mich näher zu dem Vater der Liebe führten. Verzeih' du mir denn, wenn ich nicht stets mich so betragen habe, wie ich sollte; ich liebe dich wie meine Seele, dieß bekenne ich vor Gott, und der Gedanke, daß ich in den letzten Jahren meines Lebens deine Ruhe und dein Glück oftmals zerrüttet, machte mir manche kummervolle Stunde. Ich konnte meine Pflichten als Gattinn und Hausmutter nicht zur Hälfte erfüllen, jede Unordnung, die ich, oder du, mein Geliebter! entdeckte, war mir ein Stich ins Herz; ich wollte so gern meinen Pflichten nachleben, aber ich konnte es nicht; und diese Einsicht war denn oft der Grund meines Unmuths. —

Unsere lieben Kinder empfehle ich dem Schutze Gottes und deiner väterlichen Sorgfalt. Ersetze ihnen doppelt, was sie an mir verlieren. In Absicht ihrer Erziehung überlasse ich alles deinen bessern Einsichten und der Leitung Gottes. Höhere Weisheit sey bey diesem wichtigen Geschäfte deine Führerinn. Nur einige Bitten erlaube meinem mütterlichen Herzen: — Schone so viel wie möglich, die schwachen oder reizbaren Nerven unsers Leopolds. Selbst Geschichten, worin zu viel Affect und Enthusiasmus ausgedruckt wäre, würde ich vermeiden; — und vor allen Dingen hüte dich, in seiner Gegenwart in Hitze gegen andere auszubrechen; Er ist ohnehin schon etwas auffahrend, und dein Beyspiel wirkt auf den Knaben zum Erstaunen. — Flöße ihm, so wie bisher, Liebe zu Gott und Religion ein. Bedenke, daß es besser ist, ein Christ und Menschenfreund, als der erste im Lande ohne Gottesfurcht und Tugend zu seyn! —

Glaube es mir, der Leopold wird nie eine große Rolle in der Welt spielen, ich wünsche es auch nicht. Allein er wird, wie ich hoffe, ein durchausrechtschaffner Mann werden — und was ich von Gott erbitte — ein Christ. Ach, dieß von Gott erbetne Kind war ja nicht ein Geschenk auf wenige kummervolle Jahre; es war ein Geschenk für zwo Welten, und darnach mußt du ihn erziehen. —

Solltest du dich, wie ich vermuthe, wieder verheirathen; so bitte ich inständig, wo nicht beyde Kinder, doch wenigstens Henrietten von dir zu ge-

 ben.

ben. — Willst du sie meiner Schwester, der Aebtissin zu Bassum, oder der Bulow, nach jener Ableben anvertrauen; so wird es mir am liebsten seyn. — Nur laß meine Kinder nicht unter der Zucht einer Stiefmutter! —

Dir aber, bester Mann! führe Gott eine edle, dich zärtlich liebende Seele zu! Dieß wünsche ich mit aufrichtigem Herzen; und du bist dann recht glücklich — glücklicher, als du es mit mir schwachem kränklichem Geschöpfe warst. O so gönne noch meinem Andenken eine sanfte Thräne, und denke, daß du und meine Kinder meine ganze Welt hienieden waren, — und daß ich jede unfreundliche Miene, jeden mißvergnügten Augenblick, den ich dir machte, Gott mit Thränen der Reue abgebeten habe! Mit Vorsatz betrübte ich dich gewiß nicht; dieß Zeugniß giebt mir mein Gewissen. Es war größtentheils Uebereilung, Unvorsichtigkeit und Krankheit, die mich zu Fehlern verleiteten. Gott hat sie mir in Gnaden verziehen — von dir darf ich doch ein gleiches hoffen? —

Gern würde ich es sehen, wenn du von meinem Sterbetage an, so lange du lebst, jährlich an Arme 5 Reichsthaler austheilen ließest, und vorzüglich zur Erquickung Armer und Kranker verwendetest. Es kann an dem Orte geschehen, wo du dich aufhältst, und jedesmal an meinem Sterbetage. —

Nun, mein im Leben innigst geliebter Mann! kann ich mein Haupt getrost niederlegen, wenn Gott gebeut. Viel gutes habe ich unterlassen, das ist

wahr, allein mein Herz liebte Tugend und Religion, und ich hoffe, der Vater der Menschen wird auch bey mir Gnade für Recht ergehen lassen. Dort finden wir uns wieder! Gott segne dich! — Denke oft an Tod und Ewigkeit. Es beruhigt unsere Seele, und benimmt die Furcht des letzten Augenblicks. — Sie starb zu Herford wenig Tage darauf, am 3 März 1787, nachdem sie am 1 März mit einem Sohne glücklich entbunden worden war.

* * *

6.

Brief einer unglücklichen Frau, die jugendlichen Leichtsinn mit einem frühzeitigen Tode büßen mußte, auf ihrem Sterbebette geschrieben.

Vielleicht ist sie es noch manchem, Ihnen, Theurer! kann sie seit langer Zeit nicht mehr ein Geheimniß seyn — die Geschichte meines Lebens. Ach möchte sie doch die ganze Welt wissen! Jetzt, da mich alles verläßt, nur der Wurm nicht, der unaufhörlich an meinem Leben nagt, immer wüthender, immer lauter; jetzt da ich am Rande des Grabes stehe, und schaudernd hinüber sehe in den düstern unermeßlichen Raum der Ewigkeit, in diesem Augenblick, dem schrecklichsten meines Lebens ergreif ich die Feder, und schreibe an Sie, den einzigen

Vertrauten, den ich kenne, sitzend auf meinem Sterbebette. Lieber, theurer Mann! hören Sie mich, hören Sie die Bitte einer sterbenden Sünderinn: Sie wissen es selbst, wie ich bey meinem ersten Fehltritte, und den unseligen Folgen davon, meinen — ach! allzunachsichtigen Vater durch Schmeicheleien und andere Künste zu bereden suchte, daß er glaubte, ich litte an der Wassersucht; wie ich ihm mein Zutrauen auf einen gewissen Arzt in der Ferne entdeckte, und er blind genug war, nicht zu sehen, was alle Leute sahen, daß ich da einen Zeugen meiner unglücklichen Liebe zurückließ. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie mich der Gedanke martert: dort genießt ein Kind von dir, ein durch nachmalige Heirath legitimirtes Kind, eine erbärmliche bäuerische Erziehung; wird vielleicht beraubt des Väterlichen und Mütterlichen ein jammervolles Leben führen; wird vielleicht noch unglücklicher; geräth vielleicht —— ach, ich kann sie nicht alle ausdenken — diese Vielleicht, die mir jetzt das Leben so schwer machen. Nehmen Sie sich dieses armen schuldlosen Kindes an, benutzen Sie die Freundschaft, die Ihnen mein Mann schenkt, lassen Sie das mutterlose Kind nicht ganz Wayse werden. Vergeben Sie es meiner Schwachheit, daß ich diese Bitte nicht an meinen Mann thue; tausendmal ward ich wieder, ich weiß nicht, von was, zurückgeschreckt. Gott wird mirs vergeben, ich kann nicht. Ihnen, Ihnen möcht ich, sollt ich noch vieles sagen; aber ich werde zu schwach, ich besor-

ge eine Ohnmacht. Gott sey Dank, daß ich das noch vermochte. Leben Sie wohl. — — — — — — — — —

Gott, wie gütig bist du auch dann noch, wann du strafest. Ich habe mich wieder erhohlt, ich kann den Faden wieder anbinden, bis der, an dem mein bischen Leben noch hängt, ganz zerreißt. Es ist niemand um mich, als meine Magd. Weinend und schluchzend bitte ich sie: erinnern Sie meine Schwestern oft an meine Geschichte; schildern sie mich ihnen, so, wie ich jetzt aussehe, um ihnen begreiflich zu machen, wie sich das Laster selbst straft. Oder ist etwa mein aufgedunsener Leib, meine eingefallenen Augen und Wangen, die gelbliche Bleiche, die sich todtenähnlich über mein Gesicht und über meinen ganzen Körper ausbreitet, ist dies Gerippe, das einem ausgedrockneten Wurme ähnlicher sieht, als einem Menschen nicht die Folge meiner Vergehungen? — O, ich fühle es zu sehr; möchten es alle, noch eh' sie es fühlen, begreifen! Möchte der Anblick meines Körpers, meiner gequälten geängstigten Seele meinen Geschwistern, jedem jungen Mädchen, jedem leichtsinnigen Jüngling zur Warnung dienen!! Bitten Sie, — ach, ich kann nichts mehr, als bitten, meine Aeltern, meinen Vater, daß er wachsamere Augen auf seine Kinder habe; daß er seiner blinden Liebe eine vernünftigere Richtung gebe. Gott verzeih es ihm! Wie blind war er an mir! O, wie beschämt denk ich an die verschwelgten Stunden, die Mörderinnen meiner

Unschuld, die Erstickerinnen des Gefühls der Schamhaftigkeit! Ich will all den traurigen Rest meiner Kräfte noch zusammen raffen, ich will alles selbst thun, um was ich Sie jetzt bitte; aber, wenn ich es nicht mehr vermag, wenn er kömmt, der Unerbittliche, noch eh' ich mich ermannet habe, dann thun Sie es, Bester! — nicht wahr? Danken will ich Ihnen, wenn wir uns wieder sehen. Glauben Sie mir es, ich sterbe gern. Was sollte ich auch hier machen? O, das sagen Sie auch noch meinen Schwestern und jedem Mädchen, daß sie auch in der Ehe keine Ruhe, keine Befriedigung, keine Seligkeit finden, wenn sie nicht unverdorben diesen Stand antreten. Jetzt kann ichs nicht mehr aushalten! Mein letztes Lebewohl. Gott sey mir gnädig!

* * *

7.

Schreiben der Herzoginn von Holstein-Sonderburg, Charlotte Amalia Wilhelmina, welche im Jahr 1770 entschlief, an ihren Gemahl, und das sie kurz vor ihrem Tode ihrem Testamente beygefügt hatte.

Möchte dieser Brief nicht deinen Schmerz erneuern, sondern dich vielmehr wegen meines Verlustes

lustes trösten! Ich fühle die ganze Bitterkeit unserer Trennung. Dasjenige zu verlassen, was ich über Alles in der Welt liebe, ist eine Sache, woran ich nicht denken kann, ohne daß mir mein Herz blutet; aber es ist der Wille meines Gottes, der die Güte und Weisheit selbst ist. Er thut alles zu unserm Besten. Und was ist unsere Trennung? Sie wird nur kurz dauern, und wenn wir wieder vereiniget seyn werden, mein Geliebter, so sind wir es ewig. Dann werden wir nichts mehr zu fürchten haben; wir werden einer unwandelbaren Glückseligkeit genießen. Wie viel trostreiches hat dieser Gedanke für mich, daß ich mich dereinst auf ewig wieder vereiniget sehen werde mit dir, und mit meinen lieben Kindern! Ich bin gewiß überzeugt, daß Gott meine Wünsche erhören wird. Täglich habe ich ihn angeflehet, daß er mir meine Kinder nehmen möchte, wenn sie nicht zu seiner Ehre und zum Nutzen ihrer Nebenmenschen leben würden.

Mir ist also nichts übrig, mein Geliebter, als daß ich dich um Vergebung bitte, wenn ich dich bisweilen durch meine Lebhaftigkeit beleidigt habe. Ich erkenne die große Geduld, die du mit mir gehabt, und das einzige, das mich tröstet, ist dieses, daß ich dich niemals vorsetzlich beleidigte. Könntest du in meinem Herzen die Reue sehen, die ich darüber empfinde, daß es bisweilen durch meine Lebhaftigkeit geschehen ist; so bin ich versichert, daß ich Vergebung erhalten würde. Ich habe nicht

nöthig, dir unsere Kinder zu empfehlen. Deine Zärtlichkeit gegen sie ist mir bekannt. Sie haben gegenwärtig dich allein in der Welt übrig, und um der Liebe willen, die du für sie hast, bitte ich dich, mäßige deine Traurigkeit, daß sie nicht zugleich ihren Vater und ihre Mutter verlieren.

Für meine Söhne bin ich unbesorgt. Ich hatte mir vorgenommen, mich nicht länger mit ihrer Erziehung abzugeben, so bald sie ihr fünftes Jahr erreicht hätten. Ich wollte dir alsdann ganz allein die Fürsorge für dieselben überlassen, und Gott hat es für gut gefunden, daß dieses einige Jahre früher geschehen sollte. Ich gestehe es gern, daß ich in Ansehung meiner Tochter nicht völlig so beruhiget bin. Es scheinet mir, daß diejenigen Mütter nicht zu entschuldigen sind, die ihre Töchter Fremden anvertrauen. Das Vorurtheil will 'nicht, daß sie die Erziehung ihrer Söhne auf sich nehmen, aber sich an diesem Vorurtheil zu rächen, sollten sie sich billig mit der Erziehung ihrer Töchter ganz allein beschäftigen. Suche dir für sie eine Person von Stande aus, an die sie sich halten kann, und die gelinde mit ihr umgeht; denn man würde dieses liebe Kind ganz verderben, wenn man es mit zu vieler Strenge erziehen wollte. Diese Person muß vor allen Dingen große Gesinnungen besitzen, und ihre vornehmste Bemühung muß es seyn, ihrer Untergebenen dieselben mitzutheilen. Insonderheit bitte ich dich, mein Geliebter, daß du sie nicht

einer bloßen Französinn anvertrauest. Gemeiniglich setzt diese die ganze Erziehung blos darein, daß man gut französisch zu sprechen lerne, und einen äusserlich guten Anstand bekomme, aber zur Bildung des Herzens hat sie selten die gehörigen Kenntnisse. Auch ist dieses eine nicht geringe Unbequemlichkeit, daß sie nicht immer bey ihren Untergebenen seyn kann, und nach meiner Meynung, um ein Kind wohl zu erziehen, darf man dasselbe nicht einen Augenblick verlassen. Ich habe bey der Kleinen den Grund zu einem guten Charakter bemerkt, und ich bin gewiß, daß man dieselbe zu einer guten und liebenswürdigen Person bilden kann, wenn man sie nicht verdirbt. Ich bitte dich mein Geliebter, schenke ihr einen Theil derjenigen Zärtlichkeit, die du für ihre Mutter gehabt hast, und liebe sie nicht weniger als ihre Brüder.

Ich bin überzeugt, daß du insonderheit Sorge tragen wirst, daß unsere Kinder einen guten Grund in der Religion erhalten; dieß ist das größte Gut, das wir ihnen geben können. Was mein Vermögen betrifft, so habe ich in meinem Testamente bestimmt, wie viel ein jedes von unsern Kindern, nach meinem Tode haben soll. Ich habe auch einige Pensionen für meine Bedienten verordnet. Ich bin gewiß, mein Allerliebster, daß du sie bezahlen wirst. Meine übrigen Bedienten empfehle ich deiner Vorsorge. Bezeuge ihnen insgesammt meine

Er=

Erkenntlichkeit für ihre Treue, mit der sie mir gedienet haben.

Vermelde meinen Abschiedsgruß meiner geliebten Mutter, und sage ihr den verbindlichsten Dank für alle Zärtlichkeit, die sie im Leben gegen mich gezeigt hat. Gott sey ihr Vergelter!

Danke deiner lieben Familie für alle Freundschaft, die sie für mich gehabt. Ich bitte sie um Vergebung, wenn ich sie jemals wider meinen Willen beleidiget habe. Ich hoffe, daß sie alle das kleine Andenken, daß ich ihnen vermacht habe, von einer Person annehmen werden, die die zärtlichste Freundschaft für sie mit in ihr Grab nimmt. Ich empfehle ihnen meine lieben Kinder, insonderheit bitte ich meine Schwiegerin, diejenige Freundschaft, die sie für mich gehabt, meiner Tochter zu schenken. Zum Beschluß danke ich dir nochmals, mein Geliebter, für alle Zärtlichkeit, die du für mich gehabt hast, und bitte dich um dieser Zärtlichkeit willen, dich nicht zu sehr zu kränken; sondern dich mit der Hoffnung aufzurichten, daß du bald wiederum vereiniget seyn wirst mit deiner zärtlichen und ganz getreuen Gemahlinn, Freundinn und Dienerinn.

* * *

8.

8.

Schreiben des Johann Huß, welches er aus seinem schrecklichen Gefängnisse kurz vor seinem Tode, an einige Freunde in Böhmen erließ.

Lieben Freunde,

Erlaubet mir, diese Gelegenheit zu ergreifen, euch zu ermahnen, daß ihr auf nichts in dieser Welt euer Vertrauen setzet, sondern euch ganz dem Dienste Gottes ergebet. Ich bin wohl berechtiget euch zu warnen, daß ihr euch nicht auf Prinzen, noch auf irgend einen Menschen verlasset, denn es ist keine Hülfe bey ihnen. Gott allein bleibt getreu und beständig; was er verspricht, das hält er gewiß. Ich selbst überlasse mich ganz seiner gnädigen Verheissung, und traue festiglich auf seine Gnade. Nachdem ich mich bemühet habe, sein treuer Diener zu seyn; so fürchte ich mich nicht, von ihm verlassen zu werden. Ich hoffe vielmehr, nach den Worten unsers gnädigen Erlösers„: du frommer und getreuer Knecht, du bist mir über wenig getreu gewesen, — und wahrhaftig, mein Leben ist das wenigste, was ich ihm darbringen kann, weil er mir es selbst gegeben, — ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude," bald für meine vielen ausgestandenen Trübsale ewige Glückseligkeit und Ruhe zu genießen. Der Gott des Friedens und aller Himmel erhalte euch! Dieß

ist ohne Zweifel der letzte Brief, den ich an euch schreibe; ich habe Ursache zu glauben, daß man mich morgen abfordern wird, mit meinem Leben zu antworten. Jedoch auch hier tröste ich mich mit dem Troste Jesu Christi, und fürchte mich nicht vor denen, die den Leib tödten, aber die Seele nicht tödten können. Sigismund hat in vielen Dingen fälschlich gehandelt. Gott aber verzeihe es ihm! Ihr habt gehört, in was vor harten Ausdrücken er von mir geredet hat. Lebet wohl! Betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet; Ich freue mich auf meinen Todestag; Suchet so zu leben, daß ihr freudig sterben könnet!

V.

V.

Gedichte

über

Leben, Tod, Grab

und

Unsterblichkeit.

V.

Gedichte über Leben, Tod, Grab und Unsterblichkeit.

I.

Die Bestimmung des Menschen.

Als die Königinn der Dinge,
Reich an unerschöpftem Reitz,
Wesen schuf, war nichts ihr zu geringe;
Sie begabete mit mildem Geitz:
Denn das Füllhorn aller Trefflichkeiten
War in ihrer Mutterhand,
Und sie paarte, was an Lieblichkeiten,
Wechselnd auch, zusammen je bestand.

Einen Schmuck von tausend Farben
Webte sie um Florens Brust;
Neuverjünget, wenn die Schwestern starben,
Treten Schwestern auf mit Siegeslust.
In ein Chor von tausend süßen Liedern
Theilte sich ihr mächtger Klang,
Der auf bunten schwebenden Gefiedern
Disharmonisch-schön zum Himmel drang.

Stärke, Klugheit, sanfte Triebe,
Schönheit in jedweder Art,
Und in tausend der Gestalten Liebe
Ward umhergegossen ungespart.
Endlich trat sie in sich selbst, und senkte
Tief sich in ihr Mutterherz:
Meinem Liebling, wie, wenn ich ihm schenkte
Aller meiner Kinder Lust und Schmerz?

Und sie sann. Auf Einem Wege
Ward aus allem Sympathie.
„Ferne, sprach sie, sey von ihm die Träge!
Seine Lust sey ewig süße Müh.
Angeboren ward ihm nichts; geboren
Werd in ihm ein ewger Trieb.
Und auch jedes Glück, durch Schuld verloren,
Werd ihm tausendfach durch Reue lieb.

Nur in andern sey sein Leben;
Wirksamkeit sein schönster Lohn.
Enkel, die ihm Dank und Ehre geben,
Lohnen ihn für seiner Brüder Hohn.
So vereint durch alle Folgezeiten
Strebe seine süße Müh;
Neugestärkt durch Widerwärtigkeiten
Steige mehr und mehr umfassend sie.

Auch im Kleinsten werd' ums Ganze
Ewig dieß Geschlecht verdient;
Nur am Ziel im schönsten Abendglanze
Hängt der Kranz, der für den Menschen grünt.

Für die Leidenden, die ihn umringen,
Weih ich ihn der Menschlichkeit,
Und sein Herz, wann Seufzer auf ihn dringen,
Zum Altare der Barmherzigkeit." —

Mutterköniginn! das schwächste Wesen,
Das man einzeln nur beweint,
Hast du dir im Ganzen auserlesen,
Und gesammt durch Lieb und Noth vereint.
Deinen Sinn fürs Größere und Größte,
Und dein Mutterherz, Natur,
Gabst du uns. Das Bessere und Beste
Weckt uns stets, und lebt im Ganzen nur.

* * *

2.

Die Entzauberung.

Lehre der Braminen.

Bezwinge den Durst nach äußerem Gut, du getäuschter Mensch!
Entzaubre dir Verstand und Herz;
Der Gewinn an eigenen Thaten
Nur dieser beruhiget dich.

Güter, Ehren und Jugend haschet die Zeit hinweg;
Täuschungen sind sie, verschwunden im Augenblick.
Lerne das Ewige kennen,
Und faß es in dein Herz.

Wie ein zitternder Wassertropf an der Lotosblume,
Unaussprechlich = leise gleitet das Leben hinab.
Auf dann! theile den Ocean der Welt
In der Tugendhaften Genossenschaft, in stiller Fahrt.

Tag und Nacht, Morgen und Abend,
Winter und Frühling scheiden und kehren zurück.
So spielt die Zeit mit uns; das Leben entflieht —
Und deiner Erwartungen Wind weht ungehemmet fort?

Denke der Wunderwelt, deren kleiner Theil du bist!
Denke, woher du kamest?
Woraus gebildet in deiner Mutter Schoos?
Bedenk' es oft!

Die sieben Meere der Welt, die acht Urberge werden bleiben;
Brama, Indra, die Sonn, und Rudra dauern fort; 1)
Nicht du, nicht ich. Ob dieß und jenes Volk
Fortdaure, ängstet dich das?

In dir, in mir, in jedem Wesen ist Wischu; 2)
Thöricht, wenn du dich je beleidiget glaubst.
Sieh jede Seel' in deiner eignen Seele,
Und banne den Wahn des Verschiedenseyns hinweg.

Auch deine Neigung setze nie zu fest,
Auf Freund und Feind, auf Bruder und Sohn.

Sey

1) Die Elemente der Welt.

2) Die Gottheit, die die Welt erhält.

Sey gegen alle gleich gesinnt,
Wenn du erreichen willst des Ewigen Natur.

Dein Leib ist kraftlos; grau dein Haupt;
In deiner Rechte zittert der Bambusstab;
Und noch ist deiner Begierden Krug dir unerfüllt?
Ausschöpfen willst du mit deiner Scherbe den Ocean?

3.

Die Begräbnisse.

Steige hinab, o! eremitische Freundinn,
Unter den Staub des dich erwartenden Grabes,
Fürchte du nicht den schmerzlich entsetzlichen Anblick! —
Im dunkeln Schattenreich! —

Seyd mir gegrüßt, ihr Monumente des Schreckens,
Vor euch erbebt nur die unmännliche Seele,
Welche noch nie dem Gegenwärtigen entrissen,
Stets an dem Staube klebt. —

Siehe, wie prahlt in der betrügrischen Inschrift
Vornehmer Grab! Im stillen Schatten des Ahorns
Ruht ungerühmt vom panegyrischen Marmor
Des Weisen Aschenkrug. —

Hier oder da wird mein Gebein denn schlafen,
Glücklich, wenn in Thränen die zärtliche Freundschaft
Um mich sich härmt, meine verlassenen Freunde
Um mich einst klagen.

Schauernd steh' ich — tief in die trauernde Stille
Sind sie verhüllt, des Todes öde Gefilde.
Auf das Gebein, vor seiner Zerstörung gefürchtet,
Tritt des Geringern Fuß.

Mich auch empfängt dereinst eine der schauervollen Hölen,
Wenn sich mein Haupt, gleich einer sterbenden Rose,
Welcher der Norwind Unschuld und Purpur geraubt,
In dunkle Schatten neigt.

Ruhet dann sanft, o, ihr entschlummerten Gebeine!
Moder und Staub wird euch nur herrlicher machen,
Herrlicher sollt ihr noch die zärtlichen Freunde
Einstens dort ewig seh'n!

• • •

4.

Die Schiffahrt.

Leben, Freund, ist ein ernst Geschäft,
Auf dem trüglichen Meer ists eine Schifferfahrt.
Fährt man dich, o so kostets Lohn;
Oder fährst du dich selbst, mußt du des Meeres Herrn
Zoll entrichten. So zolle dann
Jede Sorge, die dich tief in dem Innern nagt;
Zolle jegliche Todesfurcht.
Wo der Wind dich auch hintreibt; du mußt die See
Ausstehn lernen; das Leben ist,
Freund, ein ernstes Geschäft; dulde sein Ungemach:
So wird dir die Reise sanft.
Endlich landest du doch sicher am Ufer, in

Deinem Hafen; er heißt das Grab.
Wenn das Segel, der Mast, wenn das Gebälke nun
Mürb und müde zusammenfällt,
Sagt ein Täfelchen einst: „Wandrer, es ruhet hier
Weiland Schiffer Euphorion."
O wie lächerlich, Freund, wenn du zu dieser Fahrt
Charons Alter dir wünschetest!
Fahr' in Frieden und einst sage die Tafel nur,
Daß du fröhlich gesegelt hast.

5.

Monjourdains Schwanengesänge.

An seine Freundinn, den Tag vor seiner Verurtheilung zum Tode.

Die Stunde schlägt, wie könnt ich sie verhören!
Bald wird der Tod den Vorhang niederziehn.
Kein Hoffnungstraum soll weiter mich entehren,
Kein feiger Wunsch, dem Schicksal zu entfliehn!
Ich sterb, und einen Tod, der Tugend nicht entweiht:
Hier überlaß ich meine süße Liebe
In Wittwentrauer und in Herzeleid!
Sie bleibt! o daß ich auch noch länger bliebe!

Doch morgen schon wird sich mein Auge schließen,
Und ewig! wird die schönste nicht mehr sehn!
Das deine wird in Wehmuth überfließen,
Statt, wie voreinst, der Liebe Wink zu spähn.

Hinstarren wird die Hand, die, — o wie oft, wie treu!
In deiner lag, du, meine süße Liebe!
Mein Weg ist Nacht, geht alle Lust vorbey!
O daß auch ich — auch ich noch länger bliebe!

Zehn Jahre flohn! das Glück von deinen Tagen
War mein Geschöpf, — zerstör' es nicht durch Leid! —
Nur Augenblick' erlaub ich dir zu klagen;
Der schöne Rest gebührt der Fröhlichkeit!
Ein andrer Glücklicher, ach! glücklicher als ich,
Bereite dir noch Scenen süßer Liebe,
Erneure die Erinnerung an mich!
Dann weg, o Wunsch, daß ich noch länger bliebe!

Oft wird mein Geist zu deinem Lager schweben
Aus jener Welt, die Tugenden vergilt;
Wird deine Nacht aufs lieblichste beleben
Durch eines Traums erkornes Zauberbild! —
Dann, dann, o Wollust, komm, zur Schönheit komm zurück
Mit allem Reitz der sonst so milden Liebe!
Dann lächl' ich droben noch in euer Glück;
Dann weg, o Wunsch, daß ich noch länger bliebe!

Wenn dieser Schlag — ihm wehrt kein Mutterflehen —
Die Theure nicht zu gleich darniederschlägt,
Wenn Gram bey Jahren, die zu Ende gehen,
Den guten Vater nicht zur Ruhe legt:
O dann verlaß sie nicht! Mich wieder finden, mich
Laß sie in deinem Herzen, süße Liebe!
O dann vielleicht, dann trösten beyde sich;
Und jeder wünscht! O daß ich länger bliebe!

* *
*

An seine Freunde, den Tag nach der Verurtheilung zum Tode.

Lebt nun wohl, ihr kleinen Lebensfreuden!
Freier Scherz, und Freudenzauberer,
Du Pokal, wir müssen ewig scheiden!
Euch vergessen — ach! es ist so schwer!
Doch der Paß ist schon gesiegelt; Morgen
Nehm ich Landes-Post auf gutes Glück,
Liefre meinen Kopf, und ohne Sorgen
An den Stahl der Mutter Republik.

Ja, ich bin, ihr Freunde, bin ergeben!
Weinet nicht, daß mir das Loos auch fiel!
In der Zeit, worin wir jetzo leben,
Steht das Leben aller auf dem Spiel.
Wenn wir oft das volle Glas geschwungen,
Taumelnd in des Jubels lautem Chor,
Habt ihr nicht so tapfer angeklungen,
Daß auch ich mein Bischen Kopf verlor?

Wie? wenn nun auf meinem Landes-Karren
Mich in Haufen ganz Paris umdrängt,
Und die Kappen aller seiner Narren
Lachend um den armen Sünder hängt:
Wer mag glauben, daß mein Tod nun bündig
Freyheit unserm Volk assecurirt?
Ists was anders? Ha! nichts anders find ich,
Als Hans Hagel, der den Kopf verliert!

Dieser Monjourdain war zu Anfange der Pariser Revolution Commandant der Section Poissonniere.

Er hatte sich als Freund der Gesetze und des Convents den Haß der Jakobiner zugezogen. Er war gesund, gebildeten Geistes, von allen, die ihn kannten, geliebt, fünf und dreyßig Jahr alt, und hatte zwey bis dreymal hunderttausend Livres Einkünfte.

6.

Der alte Todtengräber.

Du lieber Gott, wie morsch ists nicht;
Wohin man mit dem Spaden sticht,
Ist faules Holz in Menge:
Ich suche hin, ich suche her,
Und finde doch kein Plätzchen mehr,
Der Kirchhof ist zu enge.

Und stören möcht ich keinen gern,
Muß hier schon oft der Ordensstern,
Wenns trifft, dem Bettler weichen,
Ja, wenn er noch so vornehm wär',
Zuletzt muß alles doch hierher,
Die Armen, wie die Reichen.

Der Tod macht keinen Unterschied,
Wer heut, wie eine Rose blüht,
Kann morgen schon erblassen.
Ganz leise schleicht der Tod umher,
Sein Stündlein weiß kein Mensch vorher,
Man muß sich immer fassen.

Du Schädel, siehst mich grämlich an,
Und warst doch wohl ein braver Mann
Vielleicht vor funfzig Jahren,
Da liegst du nun, so dürr und bloß,
Der Unterkiefer ist schon los,
Und keine Spur von Haaren.

Bist ganz zerknickt, — komm Schädel, nun
Sollst du doch hier in Frieden ruhn,
Kein Bube soll dich necken.
Schlaf wohl, bis an den jüngsten Tag,
Wo dich der liebe Herr Gott mag
Zum Leben auferwecken.

7.

Der Tod. Eine Vision.

Ich saß, gekühlt von Abendwinden
In einer Mondnacht Einsamkeit
Im Schatten blühnder Kirchhofslinden,
Und dacht an Tod und Ewigkeit.
Die Hoffnung künftiger Belohnung
Erheiterte den trüben Sinn,
Und zauberte mich zu der Wohnung
Verklärter Ueberwinder hin.

Da troff Vergessenheit der Sorgen
Auf mich herab, und plötzlich stand
Ein Jüngling schön, wie Frühlingsmorgen
Vor meinem Blick im Lichtgewand.

Er

Er sah mich an. Dann blickte wieder
Sein Aug' bald heitrer Himmelwärts,
Bald trauriger zur Erde nieder,
Und jeder Blick durchdrang mein Herz.

Es schwamm in seiner Augen Bläue
So was — ach! das besingt kein Lied —
Was Freundschaft, Liebe, Brudertreue,
Was sanftes Mitgefühl verrieth:
Und milde goß um seine Wange
Sich sanftes keusches Abendroth.
Und dennoch, Brüder! ward mir bange;
Denn, seht! es war der liebe Tod.

Er hielt ein Kelchglas in der Rechten
Mit einem Labetrunk, der mild
In schauervollen Mitternächten,
Der Dulder letzten Kummer stillt.
Sein Wink gebot, ihn auszutrinken,
Er griff mit zärtlicher Gewalt,
Nach meiner Hand mit seiner Linken,
Und ach! die war so kalt — so kalt!

Ich bebte sehr, und sprach, Betrüber!
Hat Gott nicht selbst dich hergesandt:
So gehe diesesmal vorüber!
Ein andermal! — Hier ist die Hand!
Noch möcht ich gerne reiche Saaten
Auf meinen kleinen Acker streun,
Um einer Schar von Edelthaten
Am Tag der Garben mich zu freun.

Freund! wann ich einst mein Werk vollende,
Dann streck ich, sonder Furcht und Graus,
Voll Sehnsucht, meine müden Hände
Nach deinem vollen Kelchglas aus.
Vom dunklen Eichenhayne kehre
Dann fromm und schön, wie heut zurück,
Du Gottesengel! und gewähre
Dem Dulder Ruh und Himmelsglück.

Gern nehm ich dann den Kelch, und trinke
Den Labetrunk mit heitrem Sinn,
Empfinde seine Kraft, und sinke
Zum kummerlosen Schlummer hin:
Erwacht, entfernt vom Erdenthale,
Zum bessern Leben, trink erfreut
Und jauchzend ich aus goldner Schale
Die reinste Himmelsseligkeit.

Da ging der Tod, auf meine Bitte,
Wohl über manches ernste Grab,
Mit leisem feyerlichem Schritte
Zum dunkeln Eichenhayn hinab.
Ich sank auf meine Kniee nieder,
Und bat den Herrn, und weinte drein:
Ach! kommt der schöne Jüngling wieder,
So laß ihn mir nicht schrecklich seyn!

8.

Die verstorbenen Geliebten.

Zwey Geliebte des Lebens, ein Kind, und ein liebender Vater,

Dieser

Dieser am Abende spät, jenes am Morgen so früh,
Haben verlassen mich. — Ich glaubte, sie zu vergessen,
Wie man den Schmerz vergißt, wenn sich die Wunde vernarbt.
Aber umsonst! — Sie mögen sich öffnen die weinenden Augen
Oder schließen; es steht vor mir der Seligen Bild.
Schicksal, hast du für mich nur diese Gestalten? O, sende
Mir noch eine dazu, bitter und labend — den Tod!

9.

Das Grab.

Erdenge zweyer Welten, stilles Grab;
Wie schweigt's um dich her? Diesseits ist Nacht
Und Staub; ein Häufchen todter Asche nur;
Und jenseits kommt kein Laut zu mir herüber,
Kein selger Geist, der diesen Staub besucht,
Kein Traumgesicht! —
Nacht ist es um mich her!
Hoch droben funkeln Sterne. Glänzet ihr
Gestirne droben dem entschwungnen Geist?
Und bricht den Todten, wie den Schlummernden
Ein neuer Morgen an?
Was zweifelst du
In mir? Unsterblicher! der hier am Rath
Und Werke der Natur schon Antheil nahm,
Ersann, was sie ersonnen, und er traf's,
Aussprechend ihre Regel, ihr Gesetz;

Und bot unausgeschlagen ihr die Hand
Zum edelsten, zu ihrem ewgen Werke,
Dem Ordnen durch Verstand und Güte.
Und wenn
Sie fortan dein zu ihrem Dienst bedarf,
(Und sie verschmäht, die reiche Sparerinn,
Die nichts verthut, und mit dem Mindesten
Das Größeste verrichtet, keine Kraft
Und Uebung —) Wenn sie fortan dein bedarf,
So sage willig; „ich bin da!“ Und web
In meinem kleinen Winkel emsig fort
An jenem Schleier der Penelope-
Minerva, der unübersehbar dort
In Millionen Sternen prächtig glänzt.

10.

Die Birke über dem Grabe.

Frühlingsbirke, du stehst hier über dem Grabe der Schwester
Herbstlich einsam, und streust Blätter und Thränen darauf.
Deiner unschuldigen Brust will ichs vertrauen: Sie sproßte,
Dir gleich, leise vom Hauch himmlischer Lüfte bewegt,
Ach! und vermochte nicht zu bestehn dem Sturme des Winters;
Säußle, jungfräulicher Baum, säußle der Schlafenden Ruh.

* * *

II.

Die Auferstehungs-Knospen.

Warum, beglückter Bürger zweier Welten,
Entwendest du dem Himmel deinen Blick;
Erhebst ihn zu der Flur umher so selten,
Und senkst ihn auf die Erde schnell zurück?

Dort ruht dein Blick auf dürrem, gelben Laube,
Vom Herbst entschüttelt und umher gestreut.
Wie? Freund, bey diesem Anblick wankt dein Glaube
An Auferstehung und Unsterblichkeit?

Sieht denn dein Trübsinn in der Schöpfung Räumen
Nichts als das Blatt, das jetzt dem Herbste fiel?
Schon Knospen dort auf Büschen und auf Bäumen,
An jedes abgefallnen Blattes Stiel.

Und diese Hoffnungsknospen überleben
Des Winters Frost, des Herbstes Nebelrauch;
Den Zweig mit Laub und Blüten zu umgeben,
Erwarten sie des Lenzes warmen Hauch.

Blick um dich her, und lerne von der Pflanze!
Der lichte Frühling ahnet ihr schon jetzt;
Für ihn sind in des Herbstes schwächerm Glanze
Die Auferstehungsknospen angesetzt.

Blick in dich selbst, und reiße die Gedanken
Zum Felsen der Unsterblichkeit hinan,
Aus der Verwesung grauenvollen Schranken,
Wo keine Hoffnung Knospen setzen kann.

Auf Staub und Moder die Gedanken senken
Mag, soll dein Geist nicht, der unsterblich ist!
Der gern, — an heut und morgen will er denken, —
Die Nacht, da niemand wirken kann, vergißt.

Blick um dich her, und lerne von der Pflanze!
Sie wirkte nicht für dieses Jahr allein;
Ihr Knospentreiben greift in ihre ganze
Entfernte, künftige Bestimmung ein.

Der Pflanze Kräfte werden sich entfalten,
Die knospenreich im Frühling aufersteht,
Des Lenzes Athem wird die Knospen spalten:
Zum Knospentreiben ist es dann zu spät.

Blick' in dich selbst; was hat dein Herz gewonnen
An Tugend, die des Daseyns Lust erhöht?
Hast du des Geistes Bildung schon begonnen?
Denn zum Beginnen ist es dort zu spät.

Auf wichtige beglückende Geschäfte
Dich vorbereiten soll die Lebenszeit!
Entwickeln aber deines Geistes Kräfte,
Erhöhn, erweitern wird die Ewigkeit.

Willst du zur festen Zuversicht erheben
Die schöne Hoffnung der Unsterblichkeit? —
Sie wächst nur mit dem unverdroßnen Streben
Nach immer höherer Vollkommenheit.

Dein Geist entschlüpft dem Leib' und Erdenballe,
Drängt durch den Tod, wie durch den Schlummer sich;
Die Nerve reiße nur, der Knochen falle: —
Unsterblich, Freund, unsterblich ist dein Ich!

* * *

12.

Trost im Leiden.

Es legen sich von selbst die Wellen
Nach langem Sturm, im Meer:
Und wo noch heute Thränen quellen,
Quillt morgen keine mehr.

Hab also in des Lebens Kämpfen,
O Sterblicher, nur Muth;
Denn gegen diesen Strom zu kämpfen,
Thut wahrlich nimmer gut;

Dem philosophischen Giganten
Läßts just so lächerlich;
Als stritte mit dem Elephanten
Die schwache Mücke sich.

Und — all das kindische Geklage,
Und Weiber-Ungeduld,
Vermehrt nur deines Lebens Plage,
Woran du selber Schuld.

Ein unbiegsames Fatum waltet
Unsichtbar über dir;
Und wenn der wärmste Wunsch erkaltet,
Erscheint die Hoffnung hier. —

* * *

13.

An Agathe.

Nach einem Gespräch über irdische Leiden, und über Aussichten in die Ewigkeit.

Mit dem naß geweinten Schleyer
Wisch' ich meine Zähren ab;

Und

Und mein Auge schauet freyer
Durch das Leben, bis ans Grab.

Geist erhabner Prophezeyung,
Gottes Geist erleuchtet mich!
Lebensodem zur Erneuung
Weht gewiß auch über mich.

Jedes Drangsal dieses Lebens,
So dein weiches Herz gedrückt,
Zeuget, daß du nicht vergebens
Oft nach Trost hinausgeblickt.

Nein, nicht schwelgenden Gewürmen
Ewig überlaßner Raub,
Noch ein Spiel den Erdenstürmen
Bleibet guter Herzen Staub.

Hier in diese Wüsteneyen
Sind wir ewig nicht gebannt.
Keine Zähre mag uns reuen;
Denn sie fiel in Gottes Hand.

Was auf diese dürren Auen
Von der Unschuld Thränen fällt,
Wird gesammelt zu bethauen
Die Gefilde jener Welt;

Die Gefilde, wo vom Schnitter
Nie der Schweiß der Mühe rann;
Deren Aether kein Gewitter
Und kein Nebel trüben kann.

Seufzer, deines Grames Zeugen,
Werden auf gen Himmel gehn,
Werden einst von Palmenzweigen
Kühlung dir herunter wehn.

Von dem Schweise deiner Mühen,
Der hier Undankbaren quillt,
Werden dort einst Blumen blühen,
Wie sie hier kein Lenz enthüllt.

Wann Verfolgung ihren Köcher
Endlich auf dich ausgeleert;
Wann dein Gold sich, vor dem Schwächer
Seines Glanzes, rein bewährt,

Und, zur Erntezeit der Saaten,
Da das Korn geworfelt wird,
Ausgestreuter Edelthaten
Reine Frucht im Siebe schwirrt. —

Heil der Schönsten schöner Stunden,
Die sich um dein Leben drehn,
Die, von Sclaverey entbunden,
Dich zur Freyheit wird erhöhn! —

Zeuch mich dir, geliebte Fromme,
An der Liebe Banden nach!
Daß auch ich zu Engeln komme,
Zeuch, du Engel, dir mich nach!

Mich begleite jede Wahrheit,
So du schmeichelnd mir vermählt,
Zu dem Urquell aller Klarheit,
Wo kein Reitz sich mehr verhehlt!

* * *

14.
Tod und Unsterblichkeit.

Der an unsers Werdens erstem Tage
Schon den Plan von unserm Schicksal zog,
Ists, der auf der Weisheit ernster Wage
Jeden Wunsch, und die Entscheidung wog.

Manches heiße Flehn bleibt unerhöret,
Manche Thräne scheint umsonst geweint,
Bange Klage, die am Abend währet,
Wachet, wenn der Morgen neu erscheint.

Um zu sterben muß die Blume blühen,
In der Knospe reift das nahe Grab.
Und es fället von des Daseyns Mühen
Manche Thräne von der Wang' herab.

Dort, wo unser Loos sich ganz enthüllet,
Wo nicht Dunkel mehr den Blick umschließt,
Wo der Klagen jede schon gestillet,
Wo vom Auge keine Thräne fließt.

Dort ist jede Thräne schon gesammelt,
Dort reift jede gute That zum Lohn.
Gottes Lob, das hier der Mensch nur stammelt,
Singt der Geist vollkommen an dem Thron.

Und es nahen sich und mischen Lieder,
die schon starben, in den heißen Dank;
Neuern dann den Bund der Liebe wieder,
Neuern ihn mit lautem Siegsgesang.

Ohne Trost von deinem ewgen Leben,
Wer ertrüge seiner Leiden Last?

Ruhm und Dank dir! der du ihn gegeben,
Hohen Muth in uns erhoben hast.

* * *

15.
Letzte Klage.

Ich habe viel gelitten
In dieser Gottes Welt,
So manchen Kampf gestritten,
So manchen Wunsch verfehlt.
Viel tausend heiße Thränen,
Viel ängstlich banges Sehnen
Hab ich der stillen Nacht
Zum Opfer dargebracht.

Doch nun ists überwunden
Mein jammervolles Leid,
Noch wenig flüchtge Stunden
Bis zu der frohen Zeit,
Da endlich aus Erbarmen
Der süße Tod mich Armen
Nach so viel harter Last
Im kühlen Grab umfaßt.

* * *

16.
Wider die Todesfurcht.

Mir schauert nicht vor dir, o Gruft,
O Todesstille!
Ich bin getrost, wenn nun mich ruft,
O Gott, dein Wille.
Durch dein gnadenvolles Wort
Ist mir der Tod ein Schlummer.

Ihm, der für uns geopfert ist,
Sey Preis und Ehre!
Dir, unserm Retter, Jesus Christ,
Sey Preis und Ehre!
Dein ists, daß wir ohne Furcht
Den Pfad des Todes wandeln.

Wir kommen nicht in dein Gericht,
Die an dich glauben;
Du lässest uns im Tode nicht
Ewiglich bleiben.
Hallelujah, denn du wirst
Zum Leben uns erwecken.

Dann ist nicht Sünde mehr noch Tod,
Nicht Schmerz noch Leiden,
Dann lohnen dieses Lebens Noth
Des Himmels Freuden!
Hallelujah! denn durch dich
Ist mir der Tod ein Schlummer.

* * *

17.
Fürbitte für Sterbende.

Stärke die zu dieser Zeit,
Da wir, Herr, dir singen,
Müde, stumm, im kalten Schweiß
Mit dem Tode ringen!
Du nur kannst sie erquicken!
Sie liegen da, und sehn hinab
In das schauervolle Grab. —
Du, ewger Gott!

Laß sie nicht versinken
In des Todes letzter Angst;
Erbarm dich ihrer!

Wer mit einem Wassertrunk
Der Geringsten Einen
Deiner Treuen labt, soll froh
Im Gericht erscheinen;
Wir labten, Herr, sie gerne!
Allein kein Trank mehr kühlet sie,
Darum beten wir für sie,
Barmherziger!
Laß sie nicht erliegen,
Herr! Herr! Herr! Gott im Gericht
Erbarm dich ihrer!

Ach, weil Jesus Christus selbst
Diesen Kelch getrunken,
Und von viel mehr Qual umringt
In das Grab gesunken!
Um seines Todes willen
Hör unser Thränenvoll Gebet,
Das für sie um Gnade fleht,
Um Gnade für sie! —
Laß sie sanft entschlummern,
Trockne, trockn' in jener Welt
Alle ihre Thränen!

VI.

Anekdoten

von

Kranken und Sterbenden

aus

verschiedenen Schriften

gesammelt.

VI.

Anekdoten von Kranken und Sterbenden.

I.

Von dem Andenken an den Tod.

1)

Carl d. XII. König v. Schweden, als er auf seinem Zuge nach Sachsen, ohnweit Leipzig sein Lager aufschlug, und den Stein sah, der zum Andenken Gustaph Adolphs errichtet ist, schien sich an dieser Stätte dem Tode zu weihen, indem er ausrief: „Ich habe gesucht zu leben, wie er, vielleicht verleiht mir Gott die Gnade, auch so zu sterben!"

* * *

2) Martin David Dimpel, Pastor zu Zerbig in Sachsen hatte sich selbst seine Leichenpredigt aufgesetzt, welche auch nach seinem erfolgten Tode von dem Archidiacon von der Kanzel abgelesen wurde.

* * *

3) D. Paul Philipp Röber, Pastor und Superintendent zu Freyberg, klebte, um sich des Todes

des täglich zu erinnern, in alle seine Bücher einen mit Holzschnitt abgedruckten Todtenkopf.

* * *

4) Isaac Barror, ein Englischer Theologus unter Carl d. II. hatte eine so große Liebe zu den mathematischen Wissenschaften, daß er nicht nur Gott immer als den größten Geometer lobte, sondern auch darum ein sehr großes und beständiges Verlangen nach jenem Leben bezeigte, damit er das, was er von mathematischen Wahrheiten hier nicht ergründen können, daselbst erfahren und begreifen möchte.

* * *

5) Zu Basel starb vor einigen Jahren der Graf von Lützelburg, ein Mann von reiner sanfter Seele, der ohne allen Stolz gleich groß und edel dachte. Da er immer seines Todes eingedenk war, so traf er lange vorher schon die gutgemeinte Anstalt, seine Leiche ohne allen Prunk zur Erde zu bestatten, nicht um dabey etwa das Geld zu schonen, sondern um es edler zu verwenden, und jenen überflüßigen Aufwand zu milden Stiftungen zu schlagen. Er verordnete daher auch unter andern weisen Vorschlägen, daß vier und zwanzig arme Männer seinen Sarg begleiten sollten, und bestimmte dafür jedem ein reichliches Almosen.

* * *

6) Der Landaunenser Bischof Genebald schlief sieben Jahre lang jede Nacht in einem Sarge, um

sich

sich an jedem Abende, und an jedem Morgen seines Todes recht auffallend zu erinnern.

* * *

7) Der Gedanke des Todes verträgt sich mit der Freude sehr gut. Das berühmte Gastmahl Trimalcions ist ein glänzender Beweis dafür. Man stellte ein Skelet von Silber auf die Tafel: dieses sollte die Gäste an die Kürze und Kostbarkeit der Zeit des Genusses erinnern, und sie zur Freude einladen.

* * *

8) Als Buonaparte, der Held des Tages, im Jahr 1798 zu Alexandrien in Egypten gelandet war, ließ er sein Quartier in einem alten Thurme, dicht am Meer einrichten, wo er die weiteste Aussicht in das Meer hatte. Die Vornehmen Alexandriens drangen heftig in ihn, doch ein seiner Würde anständigeres Quartier in der Stadt zu wählen, worauf er antwortete: „Ich liebe nicht die Pracht, wohne hier auch gut, und wenn ich einst der Erde wiedergeben muß, was sie mir geschenkt hat, so sind ja sechs Breter für mein Quartier schon genug. —

* * *

9) Wie oft und gern die verwittwete Königinn, die Gemahlinn Friedrichs des Großen, Königs von Preußen an ihren Tod dachte, siehet man daraus, daß sie noch vor ihrem erfolgten Ableben in ihrem letzten Willen den Wunsch äusserte, auf die einfachste Art beerdiget, nehmlich in ein weißes Tuch gewickelt,

wickelt, und in einem ganz gewöhnlichen schwarzen Sarg gelegt zu werden. Auch sollte ihr niemand, als ihre Hofdamen folgen. Der König befahl so fort nach ihrem Hintritt, daß ihre letzten Wünsche aufs strengste möchten beobachtet werden. Sie war geboren den 8 Nov. 1715.

* * *

10) Der gelehrte Justus Lipsius hatte, seines Todes stets eingedenk, an sein Bette die Worte angeschrieben: ad lectum ad lethum! Wiege und Sarg, Bette und Grab, Schlaf und Tod sind einander fast gleich, und oft schwerlich von einander zu unterscheiden. Auch verfertigte er sich selbst folgende Grabschrift:

Litterae dant nomen et tuus favor;
Sed nomen? Ipse abivi. Abibit hoc quoque.

d. heißt: die Gelehrsamkeit und deine Gunst, lieber Leser, haben mir in der Welt einen großen Namen erworben. Aber was ists? Ich bin gestorben, mein Name wird mit der Zeit auch vergessen werden.

* * *

11) Joseph der II. erschrack auf seinem Krankenlager sehr, da er den Tod der jungen Erzherzoginn Elisabeth erfuhr, die er sehr liebte. Nach einer kurzen Pause forderte er ein Schreibezeug, ihr Leichenbegängniß anzuordnen. Er nahm die Feder, besann sich einen Augenblick, darauf sagte er schnell: „Aber wie wollt ihr das einrichten, morgen bekommt

kommt ihr ja zwey Leichen unter einem Dache?"
Allgemeine Thränen waren die Antwort.

* * *

2.

Vom Muthe, von der Gleichgültigkeit, von der Freude bey Annaeherung des Todes.

I.

Beyspiele des Muths auf dem Schaffote.

1) Angelika Franziska Roland, die Gemahlinn des Minister Rolands, eine Frau von seltner Größe, hatte das Unglück in ihrem 39 Jahre auch ein Opfer der Tyranney in der bekannten Pariser Revolutions=Geschichte zu werden. Aber sie bewies auch hier eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit. — Am Tage ihrer Verurtheilung hatte sie sich weiß und mit Sorgfalt angekleidet; ihre langen schwarzen Haare hingen zerstreut bis auf den Gürtel; sie hätte das grausamste Herz erweichen müssen. Sie kam zurück, und ging mit einer Freude ähnlichen Schnelligkeit durch das Vorgemach, indem sie durch ein Zeichen zu verstehen gab, daß sie zum Tode verurtheilt sey. Ein Mann, den dasselbe Schicksal erwartete, war ihr beygesellt: aber er hatte nicht denselben Muth. Sie wuste ihm aber denselben mit einer so sanften und ungezwun-

genen Fröhlichkeit einzuflößen, daß sie einige Mahl seinen Mund zum Lächeln brachte. Auf dem Richtplatze neigte sie sich gegen die Bildsäule der Freyheit, mit Aussprechung dieser merkwürdigen Worte: „O Freyheit, wie viel Verbrechen begeht man in deinem Namen!“ —

* * *

2) Jean Calas, dieses unschuldige Opfer des Fanatismus, ermannete sich vorzüglich durch die Hoffnung eines bessern Lebens, und ging seiner grausamen Hinrichtung so getrost entgegen, als ob er zu einem Freudenfeste ginge. „Ich habe den Himmel offen gesehen, sagte er am Tage seiner Hinrichtung zu seiner Gattinn, die Freuden der zukünftigen Welt geschmeckt, die Engel und Heiligen erblickt, die mich in ihre seelige Gesellschaft aufnehmen wollen. Ein Strahl der ewigen Herrlichkeit hat meine Seele erfüllt und gestärkt. Ihr wißt, gestern Abends war ich matt zum Tode, meine Zunge stammelte, meine Augen waren gebrochen, meine Kniee und mein Körper sanken unter der Last seines Hauptes, das vor Schwachheit von einer Seite zur andern fiel — — ach! ich konnte nicht einmal dem guten Caseing danken, nicht ihm mein letztes Lebewohl sagen! Jetzt — — jetzt fühle ich Stärke in meiner Seele und in meinem Körper. Keine Furcht vor dem Tode! Rad und Scheiterhaufen scheinen mir eine Leiter zum Himmel! Triumph, Triumph, denn bald, meine Lieben, bald

hat sich meine Seele über alles Vergängliche zu Gott, dem Urquell der Seeligkeit emporgeschwungen."

* * *

3) Emphyletus, ein vertrauter Freund des Phocions, begegnete ihm, als er ins Gefängniß, worin er den Giftbecher trinken mußte, geführt wurde, und sagte zu ihm mit Thränen in den Augen: „Ach, Phocion, wie wenig verdienst du dieses Leiden!" Worauf Phocion standhaft versetzte: „wahr ist es, aber ich sahe es vorher: haben doch die meisten großen Männer Athens ein solches Ende genommen."

* * *

4) Durosoy, ehemaliger Französischer Gelehrter wurde d. 25 August 1792 zum Tode verdammt. Er hörte sein Urtheil und die Anrede des Präsidenten Osselin standhaft und kaltblütig, übergab dann einen Brief, der einzig die Worte enthielt: „ein Rojaliste, wie ich, mußte am heiligen Ludewigstag sterben." Nach einigen Stunden, die er im Gefängnisse der Conciergerie zugebracht, ward er um acht Uhr Abends zur Hinrichtung geführt, durch Schuld des Scharfrichters stieß er sich den Kopf am Wagen, und schien deßwegen auf dem Wege matt und schwach, seinen Muth aber behielt er bis ans Ende. Das Volk ließ sich, unter lautem Ausruf: — „Es lebe die Nation!" seinen Kopf zeigen.

* * *

5) Der jüngste von dem Geschlecht der Clermont-Tonnere empfing zu Lyon im Jahr 1793 den Tod mit stolzem Muth, einen breiten Zettel auf seine Brust geheftet. Hier starb Mathon de la Cour, der Beste der Menschen. Sein Schwager, der Dichter Le Mietre hatte wohl recht, als er sagte: „Ich mag keine Trauerspiele mehr schreiben, denn man findet sie jetzt auf allen Straßen und Gaßen." Dorfeuille, der große Revolutionair, schien selbst einen Augenblick ungewiß, aber einen so aufgeklärten und tugendhaften Kopf dürfte fallen lassen, „du bist von Adel, sagte er zu ihm, du bist während der Belagerung zu Lyon geblieben; lies das Decret, du kannst dir selbst dein Urtheil sprechen!" Mathon laß das Decret: „sein Ausspruch ist gegen mich, sagte er, ich werde zu sterben wissen!" Ihm entwischten weiter keine Vorwürfe und Klagen über dieß grausame Gesetz und die Menschen! Ganz mit Gott allein beschäftigt, sah man ihn von Roanne nach Bellcour, von eitlem Prunk wie von Muthlosigkeit frey, völlig gefaßt mit kahler und erhobener Stirn wandern. Er hielt Wort, und wußte zu sterben!

* * *

6) Ein junges und liebenswürdiges Frauenzimmer zu Lyon wollte keine Nationalkokarde, es war auch in dem Jahre 1793, tragen. „Warum?„ fragte man sie. „Ich hasse die Kokarde nicht, gab sie zur Antwort; aber weil ihr sie traget, so scheint

sie

sie mir das Zeichen aller Gräuel, und ich mag sie nicht mehr an meiner Stirne leiden.“ La Fage winkte dem Gefängniß-Wärter, der hinter ihr stand, daß er eine Kokarde an die Mütze der Beklagten befestigen sollte. „Trage sie, sagte er, und das Leben ist dir geschenkt!“ Kaltblütig stand die Beklagte auf, riß die Kokarde ab, und antwortete: „Hier habt ihr sie!“ Sogleich verließ sie das Zimmer, und wurde zur Hinrichtung geführt.

* * *

7) Als Simon Fraser Lovat, Lord in Schottland wegen Hochverraths im Gefängniß saß, betrug er sich gelassen, und hatte mit unter sinnreiche Einfälle. Den Abend vor seinem Tode bat er seine Wächter, noch eine Pfeife Tabak mit ihm zu rauchen. Sie thaten es, und wünschten ihm eine glückliche Reise in die Ewigkeit, und er setzte Amen hinzu. Sodann klopfte er seine Pfeife unter den Worten aus: „Nun ihr Herren, seht ihrs, das Ende aller menschlicher Hoheit ist dieser Asche gleich!“

* * *

8) Im Jahr 1586 wurde in der Schweitz ein gottseliger Bauersmann um der evangelischen Wahrheit willen zum Feuer verdammt. Als er bereits angebunden war, verlangte er nochmahls den Richter zu sprechen. Als derselbe, nach langen Weigern, endlich herbey kam, sprach derselbe folgendermaßen zu ihm: „Ihr habt mich heute als einen Ketzer zum Tode verdammt; nun bekenne ich zwar, daß ich ein

armer Sünder, keinesweges aber ein Ketzer bin, denn ich glaube und bekenne von Herzen alles, was in dem Apostolischen Glaubensbekenntnisse enthalten — welches er hierauf ganz hersagte — Nun bitte ich, fuhr er fort, dieses Einzige noch zu guter letzt von euch, mein Herr, daß ihr herzutretet, und erstlich auf meine, hernach auf eure Brust, eine Hand legen, und dann vor allen diesen Zuschauern frey und mit Wahrheit ansagen wollet, welches Herz der Furcht und Angst am heftigsten schlage, meines oder — eures. Ich will fröhlich und getrost zu meinem Jesu abscheiden, an welchen ich geglaubt: wie euch aber hierbey zu Muthe sey, werdet ihr wissen." — Der Richter, der nicht wußte, was er darauf sagen sollte, befahl mit dem Feuer fortzumachen, jedoch mit solchen Geberden, daß man wohl an ihm merken konnte, er sey erschrockener, als der Märtyrer selbst.

* * *

9) Anna Boley, Mutter der Königinn von England Elisabeth, — siehe von ihr den ersten Theil meiner Thanatologie, Seite 128 — fragte auf dem Schaffot den Scharfrichter, ob er sein Handwerk gut verstehe, und brach in ein lautes Gelächter darüber aus.

* * *

10) Stephan Dolet, den man zu Paris 1546 verbrannte, konnte keines Verbrechens überführt werden, als einer zu großen Anhänglichkeit an die

Lehren

Lehren Calvins. Man machte ihm deshalb den Proceß, und seine entweder übel unterrichteten, oder gegen ihn eingenommenen Richter verurtheilten ihn zum Tode. Er verlor auf dem Wege zum Schaffot nichts von seiner guten Laune, und scherzte ununterbrochen, ohne auf die Reden des Franciskanermönchs, der ihn begleitete, aufmerksam zu seyn. Er richtete unter andern, auf dem Wege zum Tode, seine Augen auf das Volk, das ihn begleitete, und da es gerührt zu seyn schien, machte er auf dasselbe folgenden lateinischen Vers: Non dolet ipse Dolet; sed pia turba dolet.

* * *

11) Angelika Nicolini Tiquet, erbte von ihrem Vater 500,000 Livres, und ihre Schönheit verschafte ihr bald einen Gemahl, mit dem sie aber, nach drey glücklichen Ehestands-Jahren, in Mißhelligkeiten gerieth, und endlich da man ihr zur Last gelegt, sie habe ihren Mann wollen ermorden lassen, zum Tode verurtheilt wurde. Den Tag der Hinrichtung, den 5 Jun. 1699 früh um fünf Uhr ließ man sie erst die Tortur ausstehen, um ihre Mitschuldigen zu erfahren. Sie ließ sich auch auf die Folter bringen, doch beym zweyten Wassersturz bat sie um Gnade, und gestand alles. Dann wurde sie nach dem Richtplatz geführt. Der Thürsteher, der mit ihr das böse Vorhaben ausführen zu wollen beschuldiget war, saß mit ihr auf einen Karren. Sie bat ihn um Verzeihung, Schuld an seinem Tod zu seyn.

Gegen Abend um 5 Uhr kam sie auf dem Richtplatz an; es regnete in dem Augenblicke so stark, daß man mit der Execution warten mußte, bis der Sturm vorüber war. Sie blieb auf ihrem Karren, und hatte beständig die Zurüstung zu ihrer Hinrichtung, und einen schwarzen mit ihren eignen Pferden bespannten Wagen im Gesicht, der ihren Leichnam erwartete. Dieß alles erschütterte sie nicht. Mit eben der Standhaftigkeit sah sie auch ihren Thürsteher aufknüpfen. Als nun die Reihe an sie kam, reichte sie ihre Hand dem Scharfrichter, um sich helfen zu lassen. Auf dem Schaffote küßte sie den Klotz, legte ihre Haare und ihre Croffüre mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit und Geschwindigkeit in Ordnung, und reichte den Hals selbst dar. Der Scharfrichter wurde von ihrer Schönheit so bewegt, und ausser sich gesetzt, daß er sie fehlte, und fünfmal hauen mußte, ehe er den Kopf vom Rumpfe trennen konnte. Sie war 1657 geboren, die Gemahlinn eines Parlementsrath Tiquet zu Paris, und bey ihrer Hinrichtung also nur erst zwey und vierzig Jahr alt.

* * *

12) Den 13 Januar 1759 betrat die Marquise Donna Eleonora von Tavora, Gemahlinn des ihr bald durch einen ähnlichen Tod nachgefolgten Marquis von Tavora, die Blutbühne, wohin man sie in einem Tragsessel getragen hatte. Sie war beschuldigt, sich wider das Leben des Königes von Portugal,

tugal, Don Emanuel, verschworen zu haben, und ward ein vielleicht ganz unschuldiges Opfer der Grausamkeit des Grafen von Pombal. Sie erschien mit einer freyen gesetzten Miene, nachdem sie sich mit wenig Umständen auf den Stuhl gesetzt hatte, schlug ihr der Scharfrichter mit einem Hiebe den Kopf ab, nur blieb etwas von der Haut am Halse hängen, welches verursachte, daß der Kopf ihr in den Schooß fiel. Sie hielt vorher eine kurze Rede. — „Edle Portugiesen! Weder meine Geburt noch mein Stand, weder das Glück, noch meine Ehren-Vorzüge können mich vor dem Schwerte des Todes retten. Der Grimm des Schicksals verfolget mich. Man spricht: die Gesetze des Staates fordern meinen Tod. Ja, mein Tod soll das Leben des Königes verlängern, und den Thron der Monarchie auf die Sicherheit gründen. Die Welt, selbst die Nachwelt, und das ganze Königreich Portugal soll über meine Hinrichtung ein unbestochenes, das gerechteste Urtheil fällen. Ich sterbe, ich bezeuge heute durch mein jammerreiches Beispiel, daß die menschliche Glückseligkeit nicht von der Klugheit unserer Rathschlüsse, sondern von der Zeit, und vom Schicksale abhänge. Höre Nachrichter, vollziehe nun dein Amt mit Muth." —

* * *

2.

Beyspiele des Muths bey naher Todes-Gefahr.

1) In den Jahren 1772 und 1773 verwüstete ein toller Wolf die ganze umliegende Gegend von Hüningen im Elsaß, und zerriß oder zerbiß viele Menschen, so daß sie auf eine schreckliche Art von der Wolfswuth angesteckt, elend sterben mußten. Schönemann, der Sohn eines Kaufmanns aus Hüningen, ein Jüngling von 19 Jahren, die Freude seiner Aeltern, und der Liebling aller, die ihn kannten, gieng einst vor dem Thore spatzieren. Der schöne heitere Abend veranlaßte ihn, sich auf einen Rasen niederzusetzen, und in einem Buche zu lesen. Kaum hatte er eine Viertelstunde geseßen, als der hinter dem Gebüsche verborgne wüthende Wolf plötzlich hervorsprang, über ihn herfiel, und ihm einige heftige Bisse gab. Weit entfernt aber dem Schrecken unterzuliegen, trotzte der junge Held der Gefahr, und suchte sich nur des Thieres zu bemächtigen. Er faßte es endlich mit kräftigem Arm, ob dieser gleich vom Wolfe zerfleischt war, und rief der in der Nähe stehenden Schildwache zu: „Schieß auf die Bestie, und wenn du mich auch treffen solltest: mein Tod wird doch vielen andern nützlich seyn.“ Der Soldat gab Feuer, und freuete sich, da er den Wolf allein tod zur Erde fallen sah; aber der edle; junge Mann war elend zerfleischt worden, alle Hülfe ihn zu retten, vergebens, und man sah sich in

der

der schrecklichen Nothwendigkeit, ihn dem traurigen Schicksale der andern, die gebissen worden waren, zu überlassen. Als er starb, sagte er standhaft: „O, ich sterbe freudig, denn ich habe mein Vaterland von einer fürchterlichen Plage befreyet!“ —

* * *

2) Hans Jakob Langenbacher, ein Tischler, zeichnete sich bey einer fürchterlichen Ueberschwemmung im Würtenbergischen Oberamte Hornberg am Schwarzwalde im Jahr 1778, durch Menschenliebe und Heldenmuth vorzüglich aus. Dieser schon sechzigjährige Mann rettete vier und dreyßig Einwohnern seines Orts das Leben. Erst als seine Mitbürger gerettet waren, dachte er daran, auch etwas von seinem geringen Vermögen, aus seinem Hause, das schon im Wasser stand, zu retten. Kaum hatte er sich aber in dasselbige gewagt, als ihm die steigenden Fluthen die Rückkehr unmöglich machten. Nun stieg er über die Dächer von einem Hause zum andern, in dem letzten überfiel ihn die Nacht, und jetzt war für ihn alle Rettung verloren. Hier zündete er ein Licht an, ergriff ein Gebetbuch, und stellte sich damit ans Fenster. In dieser Stellung, das Licht in der einen, das Gebetbuch in der andern Hand, ohne durch Gebehrden eine Aengstlichkeit zu verrathen, sahen ihn die von ihm geretteten seinen Tod erwarten, und wie er endlich mit dem einstürzenden Hause von den Fluthen hingerissen wurde. Alles jammerte, daß man diesem braven Greise

nicht zu Hülfe kommen konnte, und mit dem größten Schmerzgefühl hörte man das Krachen des zusammenstürzenden Hauses, in welchem er in den Wellen seinen Tod fand.

* * *

3) Argenson war 1697 Policeylieutenant in Paris. Als hier 1709 eine große Theurung war, schrieb man ihm dieselbe, wie wohl ohne Grund, zu, und das Volk belagerte sein Haus, und wollte Feuer anlegen. Er war weit entfernt, sich hier zu verbergen, öffnete das Haus, das man aus Furcht verschlossen hatte, trat hinaus mitten unter das Volk, redete es an, und beruhigte es. Die ihn vorher in Stücken hatten zerhauen wollen, waren die ersten, die ihn wieder den Vater des Volks nannten.

* * *

4) Als der Abt Maury 1790 in Paris öffentlich erschien, drang sich der Pöbel zu ihm, und schimpfte ihn einen Aristokraten. Plötzlich erscholl das Todeswort: „an die Laterne! Aber Maury wandte sich um mit unverstelltem Angesicht, und ohne Furcht, und sagte kalt und ruhig: „Und wenn ich an der Laterne hänge, seht ihr dann heller?“ Dieß ist eben der Maury, der, als ihn das Volk ein andermahl anfiel, und ihm, weil er sich dem Dekrete die geistlichen Güter betreffend, widersetzte, mit der Laterne drohte, das Volk anredete: „Lumpengesindel, tragt eure Laternen in die Versammlung, da braucht man sie.“ Und seine Unerschrockenheit rettete ihm

hier zweymal das Leben, man ließ ihn ungestört nach Hause gehen.

* * *

5) Als Oldenbarnveld hingerichtet wurde, ließ man das Blutgerüste noch einige Tage stehen, und gab dem Grotius zu verstehen, daß er um Vergebung bitten sollte, wenn er nicht Oldenbarnvelds Schicksal erfahren wollte; da er aber dieses Anerbieten eben so heldenmüthig verwarf, als Oldenbarneveld, so that man seinen Freunden das nehmliche Ansinnen, welche aber alle edel genug dachten, die Unschuld ihres Freundes nicht zu beflecken; ja, des Grotius Gattinn, ein edles, von Spartanischem Heldenmuth beseeltes Weib sagte auf dieses Anerbieten: „Ich werde es nicht thun; hat ers verdient, so schlage man ihm den Kopf ab!“

* * *

6) Der selige Superintendent Clauder in Bielefeld befand sich einst als Candidat in einem Schiffe auf der Ostsee in großer Gefahr. Es entstand ein schrecklicher Sturm, in welchem ein anderes Schiff, das mit dem seinigen zugleich abgesegelt war, wirklich zu Grunde gieng. Clauder hielt sich im Glauben an Gott, und fand im 107 Psalm, und Apostelgesch. 27, 13 so kräftige Stärkung, daß er mitten im Sturme, bey der ruhigsten Fassung, in einer schlaflosen Nacht das schöne Lied dichtete: „Mein Gott, du weißt am allerbesten das, was mir gut und nützlich sey.“

* * *

7) In

7) In einer Stadt in Gascogne gerieth ein Haus in Brand. Herr v. Apchon, Erzbischoff dieser Stadt begab sich sogleich dahin. Eine Mutter mit einem jungen Kinde war in dem obern Stockwerke, und die Treppe brannte. Der Erzbischoff ließ eine Leiter aus Fenster schlagen, und bot demjenigen, der hinaufsteigen würde, die Frau zu retten, Anfangs 1000, dann 4, 5, bis 6000 Livres. Da aber die Flamme schon in das Stockwerk hinaufschlug, so reitzte diese große Belohnung niemanden, sich in eine so augenscheinliche Lebensgefahr zu begeben. Dieser große Mann, ein Greis von sechzig Jahren, warf endlich seinen Oberrock ab, und stieg mit der kältesten Entschlossenheit die Leiter selbst hinauf, half der Mutter und dem Kinde auf dieselbe, und kam glücklich mit ihnen ohne Schaden herunter.

* * *

8) John Hacker, als er noch Kappelan beym König Jakob in England war, mußte, weil er demselben eifrig ergeben war, viel leiden, ließ sich aber durch keine Gefahr von seiner Treue abschrecken, wovon folgendes ein Beweiß ist. Als er einstmahls am Sonntage das gemeine Gebet, nach Gebrauch der Englischen Episcopal-Kirche verlas, kam ein Soldat in die Kirche, und setzte ihm die Pistole auf die Brust, mit dem Befehl, daß er nicht weiter mit Lesen fortfahren sollte. Allein Hacker lächelte den Soldaten an, und sprach zu ihm: „Ich will thun, was einem Gottesgelehrten geziemet, und ihr möget

get thun, was einem Kriegsmann zukommt.“ Hierdurch ließ sich der Soldat bewegen, in Friede abzutreten, und Hacker setzte das Verlesen seines Gebets ruhig fort.

* * *

9) Wolfgang Musculus war Anfangs ein Mönch, nachdem er aber an Luthers Schriften ein Vergnügen fand, und solche seinen Ordenpriestern anpries, so hätten ihn die Bischöffe von Metz und Strasburg gern auf die Seite geschaft, wenn ihn nicht der Gouveneur von Lützelstein in seinen Schutz genommen. Dieser Mann liebte Musculum so wohl wegen seiner Lehre, als wegen seiner Beständigkeit. Diese Tugend setzte er einstmahls auf eine harte Probe, indem er mit einigen Reutern verstellt vor die Kirche kam, worin er predigte, und ihm im Namen des Bischofs von Metz die Gefangenschaft ankündigte, deren sich Musculus gar nicht weigerte, sondern nur bat, ihn auspredigen zu lassen. Er erhielt solches, und redete ohne die geringste Veränderung bis ans Ende. Doch der Gouverneur gab sich zu erkennen, und bezeugte, wie sehr er seine bey dieser Begebenheit bewiesene Standhaftigkeit und Tugend schätzte.

* * *

10) Der Kayser Karakalla ermordete den Geta, seinen Bruder in den Armen seiner Mutter. Papinian, ein Rechtsgelehrter, ward unter heftigen Bedrohungen von ihm erinnert, diese seine Schandthat

that vor dem Volke zu entschuldigen, oder im Verweigerungsfalle seiner Hinrichtung gewiß zu seyn. Allein Papinian verachtete aus Abscheu gegen jene schändliche Gefälligkeit das Leben, das er durch Billigung der Barbarey sich nur erkaufen konnte, und sagte mit der ruhigsten Entschlossenheit und dem heitersten Muthe dem Kayser ins Gesicht: Ich könnte eher selbst ein Brudermörder werden, als einen Brudermord entschuldigen!

* * *

11) Fairfax, der unter Cromwelln die Armee der Mißvergnügten in England kommandirte, hatte die Stadt Glocester angegriffen. Da ihm nun die Belagerung zu lange dauerte, lies er den Commendanten der Stadt, den Baron Kapel eine Unterredung vorschlagen. Der Vorschlag ward angenommen, und um den Vortheil auf seiner Seite zu haben, ließ Fairfax den Sohn des Kapels ins Lager holen, und befahl ihm, wenn er sein Leben erhalten wolle, seinem Vater zu sagen, daß er sich ergeben möchte. Mein Vater, antwortete der Jüngling, ist zu verständig, als daß er sich von mir sollte rathen lassen. Nun wohlan, erwiederte Fairfax, so müssen sie sterben, da sie das Leben nicht haben wollen. — Kapel kam kurz drauf im Lager an, fand seinen Sohn bis auf den Gürtel entblößt, die Hände auf den Rücken gebunden, und vier Soldaten um ihn herum, von denen zween ihm Dolche auf die Brust setzten, und zween ihre Pistolen gegen

gen den Leib hielten. Der Vater stand bey diesem Anblicke starr und unbeweglich, und ein Officier sagte indeß zu ihm: Entweder übergeben sie sich auf rühmliche Bedingungen, oder das Leben ihres Sohnes wird in dem Augenblick für ihre Hartnäckigkeit aufgeopfert. — So groß auch die Versuchung war, so widerstand ihr doch der General mit aller Herzhaftigkeit. Bedenke, mein Sohn, rief er aus, was du Gott und dem Könige schuldig bist! Nachdem er diese heldenmüthigen Worte mit Nachdruck dreymal wiederholet hatte, begab er sich nach dem Platze zurück, vertheidigte ihn auf die herzhafteste und vorsichtigste Art, und übergab ihn nicht eher, als bis die Verstärkung, die man ihm zuschickte, vom Cromwell geschlagen ward, und es ihm gänzlich an Lebensmitteln fehlte.

* * *

12) Der Kayser Vespasian befahl dem Elvidius Priscus entweder nicht in den Senat zu kommen, oder seine Meynung nicht zu sagen. Ich bin Senator, antwortete er, und muß, wenn Pflicht es fordert, frey sagen, was mein Gewissen befiehlt. Der Kayser drohte ihm den Tod, wenn er spräche. Ich habe mich nie, sagte Elvidius, für unsterblich gehalten; thut ihr, was ihr wollt, ich werde thun, was ich will und soll. Ihr mögt mich ungerecht sterben lassen, ich werde standhaft sterben.

* * *

13) Als

13) Als Antipater die Lacedämonier durch die wildesten Drohungen zu erschüttern suchte, antworteten sie ihm: Wenn du etwas drohst, was schrecklicher ist, als der Tod, wollen wir lieber sterben. Der Weise lebt nur so lange, als er soll, nicht so lange als er kann, und es stehet mehr in unserer Hand zu sterben, als zu leben.

* * *

14) Als die Lacedämonier von Philipp von Macedonien mit feindlicher Macht angegriffen waren, und dieser Despot ihnen durch die wildesten Drohungen Schrecken einzuflößen suchte, antwortete einer für alle: Was kann Menschen entsetzen, die den Tod nicht fürchten; Ich will alle eure Pläne vernichten, sagte Philipp! Wie, antwortete jener: Kannst du uns auch verhindern zu sterben?

* * *

15) Als im Oktober 1789 die Pariser nach Versailles giengen, und viele Gardes dû Korps von ihnen daselbst umgebracht wurden, sahe la Fayette auch einen Haufen Gardisten vom Volke umringt, und in Gefahr, niedergestoßen zu werden. In dem Augenblicke marschirte ein Peloton Bürgermilitz daher, er rief ihm zu, bat, die Unglücklichen in ihren Schutz zu nehmen, auch mußten sie ihm auf der Stelle einen Eyd schwören, den Gardes dû Korps selbst kein Leid anzuthun. Sie wurden von ihnen umringt und fortgeführt. Ein alter Grenadier von der Garde dû Korps mit einem eisgrauen Kopfe

sagte: Wir sind in euern Händen — ihr könnt uns ermorden, ihr werdet unser Leben nur um wenige Augenblicke verkürzen, — aber wir werden nicht entehrt sterben. Diese rührenden Worte machten heftigen Eindruck auf die brave Bürgermiliz. Sie umarmten erst den Greis, dann alle Gardes du Korps, und riefen, voll von Gefühl und Bruderliebe unter Thränen aus: Nein, so tapfere Leute, wie ihr seyd, wollen wir nicht umbringen! Sie bedeckten, schützten sie, und brachten sie in die gehörige Sicherheit.

* * *

16) Als der König Ludwig der Heilige von Frankreich gefangen wurde, befand sich seine Gemahlinn in Damiate, denn sie war ihm in den Orient mit nachgefolgt. Der Platz war von den Sarazenen belagert, und aufs äußerste gebracht. Sie war hochschwanger; ehe sie niederkam, entfernte sie alle Umstehenden, bis auf einen alten Ritter. Sie fiel ihm zu Füßen, und bat ihn um eine Wohlthat, die er ihr mit einem Eide versprechen mußte: „Ich bitte euch, tapferer Ritter, sagte sie, bey der Treue, die ihr mir geschworen: Haut mir den Kopf ab, wenn die Sarazenen die Stadt erobern, damit ich ihnen nicht lebendig in die Hände falle.“ — Herzlich gern, antwortete ihr der Ritter, ich habe schon daran gedacht, und war willens, es zu thun, wenn der Platz erobert werden sollte.

* * *

17) Der Marschall von Frankreich Johann Baptist Budes Graf von Guebriant wurde in der Belagerung von Rotweil 1643, einer kleinen Stadt in Schwaben tödtlich verwundet. Als man ihn in diesem Zustande nach seinem Zelte brachte, sagte er zu den Soldaten, die er unterwegs antraf: „Gefährten, meine Wunde hat nicht viel zu bedeuten; aber sie dürfte mich doch wohl hindern, bey dem Angriff zugegen zu seyn, den ihr thun wollt. Ich zweifle nicht, daß ihr euch tafer halten werdet, wie ihr allezeit gethan habt. Ich will mir alle die bekannt machen, die sich dabey hervorthun werden, und die Dienste nicht unbelohnt lassen, die sie dem Vaterlande bey einer so glänzenden Gelegenheit erweisen.“ Die Belagerten, die es nicht für gut fanden, es aufs äußerste ankommen zu lassen, faßten bald den Entschluß, sich zu ergeben.

* * *

3) Beyspiele des Muths im Schlachtfelde.

1) Gottfried Heinrich Graf von Pappenheim, die größte Stütze des Oestreichschen Hauses im dreyßigjährigen Kriege, wo er mit Ruhm als General-Feld-Marschall kommandirte, war ein Mann von dem unerschrockensten Muthe. In der berühmten Schlacht bey Lützen, den 16 November 1632, wo Gustaph Adolph von Schweden fiel, fiel auch er. Zwey Musketenkugeln trafen ihn. Sein Trompeter fiel ihm in sein Roß, um den sinkenden Feldherrn

auf-

aufzuhalten, der darüber unwillig, und seiner Gefahr uneingedenk, abermals in den Feind setzen wollte. Man brachte ihn endlich in der Kutsche eines andern Befehlshabers nach Leipzig; wo er wenig Stunden darauf in der Pleißenburg seinen Geist mit wahrer christlicher Heldengröße aufgab. Sorgfältig fragte er, mitten unter den heftigsten Schmerzen, noch die Umstehenden: ob die Kayserlichen gesiegt hätten? aber leider verschwand diese Hoffnung des Sieges mit seinem Falle. Der Pappenheimer ist todt! schrieen die Kayserlichen laut auf: die Schlacht ist verloren! Er war 38 Jahr, 5 Monate und 29 Tage alt, geboren 1594.

* * *

2) Vom zehnten Hannöverschen Infanterie-Regimente wurde in dem jetzigem Französischen Revolutions-Kriege einem jungen Soldaten bey einem Gefechte, welches die Vorposten in der Gegend von Fürnes hatten, ein Ohr abgehauen, er hatte sich zwar brav gehalten und seinen Gegner durch einen Bajonetstich erlegt, allein das befriedigte ihn noch nicht. „Ich muß dem Feinde noch eins versetzen" sagte der Soldat, und ich werde meinen Officier bitten, daß er mich abermals dahin commandirt; ich werde alsdann Gelegenheit suchen, mein Ohr noch theurer zu verkaufen, wie heute." Die Bitte wurde ihm gewährt. Die Franzosen kamen wieder an und attakirten die Vorposten. Wie ein Pfeil flog unser junger Held unter die Feinde, durchbohrte drey derselben, ehe er einmal verwundet wurde,

allein seine übertriebene Bravour trieb ihn, fechtend wie ein Löwe, zu weit unter die Feinde; eine Kugel traf ihn gerade durch die Brust, er fiel, und sterbend sagte er noch: „Ich habe doch meinen Willen gehabt!“

* * *

3) Als Buonaparte, der größte Held des achtzehnten Jahrhunderts, den Feldzug in Italien eröffnete, so stellte man ihm vor, daß er es mit den ältesten und erfahrensten Feldherrn des Kaysers zu thun haben würde. „In einem Jahre, antwortete er, werde ich entweder auf dem Platze bleiben, oder alt seyn!“ —

* * *

4) Prinz Carl von Commercy, Kayserl. Königl. General that sich 1687 in der Schlacht bey Mohatz ganz außerordentlich hervor. Er sprengte mitten unter die Türken, und hohlte mit eigener Hand eine feindliche Standarte, ungeachtet der Türke ihm die Stange, die vorne scharf und spitzig war, in die Seite gestoßen hatte, warf die Pistole, mit welcher er fehlte, weg, ergriff seinen breiten Pallasch, und spaltete mit selbigem glücklich den Kopf des Türken, welcher todt vom Pferde fiel. Nun zog der tapfere Prinz erst den Speer, mit dem er verwundet worden war, aus dem Leib, und kehrte mit der eroberten Standarte zur Armee zurück, gab dieselbe einem der Standartenjunker, der die seinige verloren

ren hatte, mit folgenden Worten: „Hier Junker! geb ich ihm eine andere Standarte, und da ich selbige mit großer Mühe und mit Verspritzung meines Bluts gehohlet und erobert habe, so hoffe ich, wird er sie besser, als die erste in Obacht nehmen.“ Er war geboren 1661, und ward 1702 in der Schlacht bey Luzzara durch einen Musketenschuß getödtet.

* * *

5) Friedrich der Große, König von Preußen war in den größten Gefahren des Kriegs immer unerschrocken, und setzte sich denselben, ohne alle Rücksicht auf seine königliche Würde, sehr oft selbst aus. Mitten in der größten Unruhe schrieb er an Voltairen einen Brief in Versen, und dieser schildert sein muthvolles und erhabenes Herz mit den natürlichsten Zügen. Welch eine philosophische Größe ist in dem Schlusse desselben:

Nur ich, dem jetzt ein Schiffbruch dräut,
Muß, Trotz dem Tod und dem Verderben,
Als König denken, leben, sterben.

* * *

6) Der tapfere Preußische Major von Manstein vom Wildauischen Regimente ward im October 1794 von einem Corps Pohlen bey Ostrelenka überfallen, wobey er selbst ein Gewehr ergriff, die Patrontasche umhieng, und sich so an die Spitze seiner Compagnie stellte. Er bekam einen Flintenschuß in die linke Schulter, seine Mannschaft ruft ihm zu, sich zu ent-

entfernen, er spricht aber seinen Soldaten Muth ein, ladet sein Gewehr und wird aufs neue in die rechte Schulter blessirt. Noch verläßt ihn die Preußische Tapferkeit nicht, er fährt fort, sich zu vertheidigen, bis ihm ein dritter Schuß in den Leib fährt, und ihn zu Boden streckt. Er wurde den 13 October in einem Sarge nach Schlippenbeil gebracht, wo seine Gattinn und sieben Kinder den Verlust ihres Gatten und Vaters beweinten.

* * *

7) Bey der Ardennen Armee wurde einem Französischen Soldaten im Jahr 1794, ein Arm abgeschossen durch eine Kanonen-Kugel. Er nahm ihn mit der andern Hand auf, gab ihn mit kaltem Blute einem dabey stehenden Artilleristen, indem er sagte: „Lade diesen Arm in die Kanone, und schicke ihn dem Feinde zu.“

* * *

8) Als der Kayserliche General-Major, Joseph Ferdinand Baron von Mack, bey der Belagerung von Belgrad im vorigen Türken-Kriege einst sehr viel gearbeitet hatte, und dadurch so entkräftet worden war, daß er sich aus dem Wagen mußte heben lassen, als er an einer kleinen Hütte ankam, so sagte er: „Hier in dieser kleinen Hütte muß ich entweder zwey Stunden schlafen, oder sterben.“ Man stellete ihm vor, wie unsicher es hier vor den Türken sey, und daß man ihm keine hinlängliche Wa-

che da lassen könnte. Lächelnd antwortete er: „Weder zum Schlafen, noch zum Sterben bedarf ich einer Wache, lassen sie mich nur allein, denn wenn ich keine Ruhe bekommen kann, so ist es ganz einerley, ob ich von einem türkischen Säbel, oder an Entkräftung sterbe." —

* * *

9) In der blutigen Schlacht, welche die Appenzeller im Jahr 1405 bey dem Riedlinger Walde am Stoß gegen Herzog Friedrich von Oesterreich, die Grafen von Hochberg, von Lupfen u. s. w. behaupteten, hielten die Männer sich als Löwen, und die Weiber als Männer. — Ulrich Rotach von Appenzell hielt sich an der Wand einer Viehhütte gegen zwölf Oesterreicher, von denen er fünf erlegte. Die Feinde steckten die Kabane mit Feuer an, die Flammen schlugen über ihn zusammen, und er stritt mitten in denselben. — Er starb vom Feuer nicht vom Schwerdte der Feinde.

* * *

10) Zur Zeit Mahomets des zweyten, landeten die Türken vom Bassa Solyman angeführt in Stilimena, und belagerten Chozim, die Hauptstadt dieser Insel. Nach verschiedenen an verschiedenen Plätzen muthig gewagten, und mit gleichem Muth zurückgetriebenen Angriffen gewannen sie, es sey nun durch List, oder Gewalt ein Thor, bey welchem ein hartes Gefecht vorfiel: Es wurde so ernsthaft, daß

der Commendant der Vestung, der so wohl ein Mann von Kopf, als tapferer Faust war, dabey sein Leben verlor. Er hinterließ eine Tochter mit Namen Marulla, die damals mit andern Weibern ebenfalls in Bereitschaft, den Feind wohl zu empfangen, und für ihre Ehre und Religion mehr zu thun, als ihr Geschlecht erwarten ließ, auf dem Walle stand. Dieses tapfere Mädchen, ob sie gleich von eben dem Schusse, der ihren Vater getödtet hatte, verwundet war, verlor weder ihre Gegenwart des Geistes noch ihren Muth. Sie steigt von dem Walle hinunter zu dem Thore, dringt durch Feuer und aufgehobene Säbel hindurch, bis zum Leichnam ihres Vaters, rafft seinen Schild und Degen von der Erde auf, und gleich als ob sie mit seinem Schild und Degen den Muth seiner Seele und die Stärke seines Armes erlangt hätte, geht sie dem Feind entgegen, da wo er am zudringlichsten und am meisten vorgerückt war. Den einen Theil der Feinde treibt sie zurück, und den andern schlägt sie zu Boden: kurz, sie streitet mit so viel Heldenmuth, und ihr von den gesammten Einwohnern von Chozim unterstützter Heldenmuth ist so glücklich, daß sie alle Türken, die ihr im Wege stunden, in die Flucht schlägt, und sie bis zu ihren Galeeren verfolgt. — An dem nehmlichen Tage noch schifften sie sich ein; Marulla erhielt einen vollkommenen Sieg, und Stilimena seine Freiheit.

* * *

11) Bey einem Spanischen Einfall in die Canarische Insel Palma focht ein schönes Frauenzimmer

von

von riesenmäßiger Größe, mit vieler Tapferkeit und Entschlossenheit. Da sich die edle Kriegerinn von allen Seiten umringt sah, ergriff sie plötzlich einen Spanier, nahm ihn unter den Arm, und eilte mit ihm einen steilen Felsengipfel hinan, um sich zugleich mit ihrem Feind herabzustürzen, welches ihr gewiß gelungen seyn würde, wenn nicht ein anderer Spanier das Mädchen von Palma von hinten zu verwundet und zu Boden gestürzet hätte.

* * *

12) Bey der Belagerung der Stadt Diu in Hindostan durch die Portugiesen, ergriff ein Portugiesischer Soldat ein Faß Pulver, und rief seinen Mitgefährten zu: „aus dem Wege, ich trage meinen und andrer Menschen Tod.“ Er stürzte sich mit einer brennenden Lunte unter den Feind, und zündete das Pulver an. Das Faß flog in die Luft, und tödtete über hundert Türken, doch der es warf, kam unbeschädigt davon.

* * *

13) Der Kayserliche Feldmarschall, Hans Kaspar von Thüngen, würdig ein freyer deutscher Ritter zu seyn, starb in der Schlacht bey Sorr, wie Epaminondas; verwundet wird er aus dem Getümmel gebracht, und an einen Baum gelegt. Officiers und Gemeine, die ihn lieben, versammeln sich um ihn. Kaum kann er noch sprechen. Er sagt zu ihnen: „Kinder, was wollt ihr hier? Dort sind

Preussen!" — Die Wundärzte fragte er, ob seine Wunde tödtlich wäre? Als sie mit ja antworteten, sagte er: Gut, so helft meinen Leuten. Und so starb er auf dem Schlachtfelde als Held.

* * *

14) Ein Portugiesischer Soldat, mit Namen Pacheco war bey der Belagerung der Stadt Diu gefährlich verwundet worden, er wollte sich eben verbinden lassen, als er den Lerm eines neuen Angriffes hörte. Er entfloh den Händen der Wundärzte, kehrte in das Treffen zurück, und bekam eine neue Wunde: eben dieses widerfuhr ihm zum drittenmale, und nachdem sich der Feind gänzlich zurückgezogen hatte, ließ er sich erst an allen dreyen zugleich verbinden.

* * *

15) Unter der Regierung des Großherzogs Vitold von Litthauen machte sich im Jahr 1399 ein edelmüthiger Mann Spithko von Melstin durch seinen tapfern Tod eben so merkwürdig, als er es vorher durch sein ruhmvolles Leben geworden war. Vitold war eben im Kriege mit den Tartarn begriffen, die mit einer weit stärkern Macht gegen ihn aufgetreten waren. Spithko von Melstin widerrieth mit den beweglichsten Vorstellungen eine Schlacht, deren unglücklichen Ausgang er sehr wohl vorher sahe; allein statt seinen Gründen Gehör zu geben, beschuldigte man ihn der Feigheit, und der Furcht vor dem

Tode. Voll edlem Bewußtseyn, den Vorwurf, den man ihm gemacht hatte, nicht verdient zu haben, sprach er nun: „ich habe das feste Vertrauen, daß mir Gott die Gnade erzeigen wird, heute mit Ehren zu sterben, du aber wirst schimpflich fliehen. — Er ging sodann zum Feldherrn der Tartarn, entschuldigte sich, daß er die angefangene Unterhandlung mit ihm, wider seinen Willen abbrechen müßte, schlug die großmüthige Bitte des Feindes, sich durch ein Zeichen auf dem Haupte kenntlich zu machen, um in der Schlacht von ihm geschont zu werden, eben so großmüthig ab, — fochte noch, da der Sieg sich schon für die Tartarn erklärte, da Witold schon floh, und auch ihn zur Flucht überreden wollte, — drang in den dicksten Haufen der Feinde, ohne ihm Gehör zu geben, und starb den Heldentod für sein Vaterland, mit dem er alles, was dem menschlichen Herzen zu verläugnen schwer ist, ein sehr glückliches und anmuthiges Leben, den Besitz einer schönen Gemahlinn, und die größten Reichthümer und Ehrenstellen aufopferte.

* * *

16) Der Preußische General Christoph Hermann von Mannstein stellte sich immer im vorletzten Kriege seinen Tod wahrscheinlich vor; sein letzter Brief enthielt Ausdrücke, die seine Gemahlinn zu der Nachricht von demselben vorzubereiten schienen. „Laut ihrem Schreiben, sagt er in demselben, leiden sie durch die beständige Besorgniß für mich an

ihrer

ihrer Gesundheit Schaden. Aber, wie können sie bey dem festem Vertrauen, welches sie auf Gott gesetzt zu haben, immer bezeugen, unruhig seyn? Lassen sie sich doch durch nichts davon abwendig machen. Ueberlassen sie alles der göttlichen Vorsicht allein; wir sind doch nicht im Stande, das geringste zu ändern. Beruhigen sie sich, und setzen nur ferner all ihr Vertrauen auf Gott, der Alles herrlich hinausführen wird. — Er war eben zufolge eines Königlichen Befehls nebst andern verwundeten Officiers, auf der Reise nach Dresden, um sich daselbst von einer Wunde, die er in der Schlacht bey Collin erhalten, heilen zu laßen, als er mit seiner Begleitung von einer weit überlegneren Menge feindlicher Truppen angegriffen, und da er sich heldenmüthig vertheidigte, durch einen Schuß in die Brust am 27 Junius 1757 bey Welmina in Böhmen, seines edlen Lebens beraubt wurde."

* * *

17) Der gelehrte Doctor und Physicus Reder zu Mellrichstadt im Würzburgischen entschloß sich freywillig, seinen bedrängten Mitbürgern bey Neustadt an der Saale zu Hülfe zu eilen. Er schlug sich mit den Worten zu den bewaffneten Bauern dieser Gegend: „Es ist mir nicht möglich, einen Franken von Ausländern mißhandeln zu sehn!" Er war noch nicht lange auf seinem Platze angekommen; so schoß er nach einem Französischen Offizier, fehlte aber und wurde selbst so sehr in das Knie geschos-

sen,

sen, daß er zu Boden sank. Er schoß noch einmal, fehlte aber wieder, und wurde nun von Franzosen getödtet. Man will ihn vor dem letzten tödtlichen Streich noch sehr lange mit den Franzosen expostuliren gehört haben. Als ein wohlthätiger und wohlhabender Mann half er unzähligen Leuten von wenigem Vermögen unentgeldlich in ihren Krankheiten. Wie es heißt, läßt ihm sein Fürst ein Monument errichten, und die Wittwe desselben bekommt eine Pension. Der Vorfall geschah im Jahr 1796 den 30 August.

* * *

18) In der Seeschlacht bey Abukir in Egypten am 1 August 1798 zwischen dem Englischen Admiral Nelson und dem Französischen Admiral Brueys hielten sich die Franzosen sehr tapfer, so daß die Schlacht drey Tage dauerte, mußten aber doch dem Brittischen Muthe weichen. Außer dem schätzungswürdigen Admiral Brueys, bedauern die Franzosen auch den Capitain Petit Thouars, dem ein Bein abgeschossen wurde, und der sich nicht verbinden lassen wollte. Er blieb auf dem Verdeck, und fuhr fort, seine Equipage anzufeuern, und zu commandiren, bis er starb.

* * *

4) Bei=

4) Beyspiele des Muths auf dem Sterbebette.

1) Die Prinzeßinn von Conde starb im Jahr 1760. So bald sie von ihrer letzten Krankheit überfallen ward, überließ sie die Sorge für ihre Person den Aerzten, und beschäfftigte sich nur allein mit der Sorge für ihre Seele, und zwar so sehr, daß man sie niemals bereden konnte, von Gott die Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu begehren. — „Gott weiß, was ich bedarf, sagte sie, ich will und soll nur die Erfüllung seines Willens wünschen" — Der Prinz von Conde fragte sie, wo der Sitz ihres Uebels wäre? „er ist allenthalben," erwiederte sie ihm, — hernach wandte sie sich an ihren Beichtvater, und fügte hinzu: „Ich wünschte noch mehr zu leiden, noch leide ich weniger, als ich zu leiden verdiene!" Sich selbst verläugnete sie ganz, und trauerte nur für ihren Gatten, für ihre Kinder und für ihren Vater den Marschall Prinz von Soubise. Sie betete für sie und sehnte sich nach dem Himmel. Ihr Testament ist ein Meisterstück von Vernunft, von Klugheit, von Frömmigkeit, von Mitleid. Sie theilte darin in Lebenslänglichen Gehalten mehr als 50000 Pfunde Renten aus, die jährlichen Allmosen, die höher als 20000 Pfund stiegen, nicht gerechnet. Da sie noch nicht mündig war, so erhielt sie von ihrem Gatten und von ihrem Vater eine Bekräftigung dieses Vermächtnisses. — Sie hätte, sagte damals der Prinz, die Hälfte meines Vermögens verschenken können, ich

hätte ihren letzten Willen verehrt, und vollzogen! — Der Geistliche, der Zeuge ihres Todes gewesen war, sagte mehr als einmal: „Er könne sich nicht entschließen, zu Gott für sie zu beten, und er könne sich kaum enthalten, sie selber anzurufen.“

* * *

2) Die Einwohner auf der Canarischen Insel Palma hatten unter sich einen Gebrauch, der von ihrer wenigen Furcht bey Annäherung des Todes zeugt. Wenn nehmlich jemand dort krank wurde, so ließ er seine Freunde und Verwandte kommen, und sagte zu ihnen: „Vakagnare“ ich wünsche zu sterben! worauf man ihn in eine Höhle trug, auf ein Bette von Ziegenfellen legte, einen Krug mit Milch neben ihn setzte, den Eingang der Höhle zuschloß, und so ganz allein sterben ließ.

* * *

3) Als Graf Moritz von Sachsen dem Tode nahe war, so suchte man ihn noch zum Uebertritt zur Römisch-Catholischen Kirche zu bewegen, und zwar unter der schmeichelhaften Hoffnung: daß er dann an der Seite der Könige ruhen könnte. Allein Moritz erwiederte im gesetzten Ton den schmeichelnden Catholicken: „Beleidigen sie mich mit diesem Antrage nicht! bald geh' ich in die Ewigkeit über. Ich bin meines Glaubens gewiß!“ — Siehe Thanatol. II. Th. Seite 175.

* * *

4) Als

4) Als Ruille dů Coudray, Finanzdirektor unter Ludwig XIV. von Frankreich sein Ende nahe fühlte, ließ er seine Leute abtreten, und die Bettvorhänge zuziehen, damit niemand die Verzuckungen eines Sterbenden sehe.

* * *

5) Der berühmte Dichter Schubart machte es eben so: Man mußte da er sein Ende merkte, die Vorhänge seines Bettes zuziehen, weil er ungesehen sterben wollte. Man fand ihn todt, mit entblößtem Haupte, die Hände übern Kopf zusammen gefaltet.

* * *

6) Den siebzehenden Februar 1788 starb zu Jena Herr v. Wilke, der durch mehrere Schriften über die Gärtnerey bekannt ist. Er war von so ungemeiner Thätigkeit, daß er noch den Tag vor seinem Tode, obgleich die Zeichen des Todes schon da waren, an seinem Pulte stehend schrieb.

* * *

7) Als Kayser Carl VI. von seiner letzten Krankheit befallen wurde, konnten die Aerzte über die Art derselben nicht einig werden, und stritten sich selbst in seiner Gegenwart darüber. „Laßt es jetzt gut seyn, sprach der kranke Kayser, wenn ihr mich nach meinem Tode öffnen werdet, so werdet ihr schon sehen, was ich für eine Krankheit gehabt habe.“

* * *

8) Es

8) Es muß einmahl gestorben seyn, sagte der selige Protonotarius Henrici in Budißin auf seinem Sterbebette, und wird ein andermahl, es stehe so lange an, als es wolle, nicht leichter gehen, als jetzt. Dem Scheine nach, sollten mich einige äusserliche Glücksumstände, und das mir zugefallene vergängliche Vermögen zurückhalten; aber das hat mich mehr gedrückt als erquickt, und was bey mir als ein großes Glück anzusehen war, hat mir lauter Bitterkeit, Verdruß und empfindlichen Kummer verursacht. Noch eher sollten mir die Meinigen, die ich so früh verlasse, mein Absterben schwer machen; aber es ist in der Henricischen Familie nichts neues, daß Gott die Väter zeitig abfordert, und unerzogene Waisen macht. Gleichwohl ist doch darum den Kindern nichts abgegangen. Werden nur meine Kinder dem nachkommen was ich in einer gewissen Schrift zu ihrer Nachachtung angemerkt, so wird Gott selbst ihr Vater seyn und bleiben.

* * *

9) Als der Freyherr v. Medem, der als der hofnungsvollste Jüngling am 12 Junius 1778 zu Strasburg verschied, im Begriff war, sein väterliches Haus zu Elley in Curland zu verlassen; lud ihn seine Schwester, mit der er Eine Seele war, die Frau Kammerherrin von der Reck zu sich, und fuhr mit ihm zur Gruft ihrer schon längst entschlafenen Mutter, wo sie beyde unter einem Strome von

Thränen, sich ewig — Gott und der Tugend weihten. — „Alles ist Staub! Bleibende Glückseligkeit wohnet nur jenseit des Grabes.“ — Das war die Losung, mit welcher sie sich trennten. Medem ging nach Strasburg, und starb bald darauf. Er bereitete sich zu seinem Tode als ein Christ, und bat einen seiner Freunde kurz vor demselben besonders, noch einmal mit ihm, vorzüglich um die Beruhigung seiner geliebten Schwester, bey der Nachricht von seinem Tode, zu beten. — Er starb früh, um halb vier Uhr. Sein Hofmeister Parthey hatte einige Stunden mit ihm durchwacht. Der Tag blinkte von weiten, — der letzte unter der Sonne für ihn; Herr Parthey las ihm ein Lied aus *Klopstock* vor. Schon brachen ihm die Augen. Sie sehen ja nicht, sprach er zu seinem Freunde, ziehen sie die Umhänge auf, daß auch ich noch einmahl das wiederkommende Licht sehe! Der Tod rauschte dunkel und sanft. Es war stille — Jesu, ich sterbe — gute Nacht, Alle — sprach er, und hörte auf, sterblich zu seyn.

* * *

10) Der berühmte Preußische Generalfeldmarschall von Natzmar erreichte, ohnerachtet sein Körper nicht der stärkste war, durch eine regelmäßige Lebensart ein Alter von beynahe fünf und achtzig Jahren, und starb mit dem Muthe eines Helden im Jahr 1739 am 13 May unter den Worten: „O Jesu, du mein Trost und Ruh, ich bitte dich mit

Thrä-

Thränen, hilf daß ich mich bis ins Grab nach dir möge sehnen!" Auch befahl er, daß man bey seiner Beerdigung die Worte auslegen möchte: Mir ist Barmherzigkeit widerfahren. 1 Timoth: 1, 13.

* * *

11) Benet von Moravenside ward auf seinem Sterbebette von einem seiner Nachbarn gefragt, wie er sich befinde? Ich befinde mich nicht wohl, war seine Antwort. Allein glauben sie denn, sagte der andere, daß sie sterben werden? „Darum bekümmere ich mich nicht, versetzte er, denn wenn ich sterbe, so werde ich bey Gott seyn, bleibe ich aber leben, so wird er bey mir seyn."

* * *

12) Als der Kayser Rudolph der Zweyte sich seinem Ende näherte, sprach er unter andern gottseligen Reden zu den Anwesenden, folgende merkwürdige Worte: Als ich in meiner Jugend von meinem Herrn Vater, in dieses mein Vaterland aus Spanien durch einen Abgesandten zurückberufen wurde, konnte ich die folgende Nacht vor Freuden nicht schlafen. Wie vielmehr soll ich mich nun jetzt freuen, da mein himmlischer Vater mich in kurzer Frist in mein ewiges Vaterland heimholen wird, da keine Veränderung der Zeiten, keine Trübseligkeiten und widerwärtige Zufälle sich mehr ereignen werden. — An seinem Sterbetage ließ er sich, als es nur licht worden war, an sein Fenster führen,

 und

und sprach: „Nun ist meine Stunde gekommen; Israel hat dennoch Gott zum Trost!“ Und kaum hatte man ihn wieder ins Bette zurückgebracht, so gab er seinen Geist auf.

* * *

13) Tschirnhausen, ein großer Gelehrter, der sich die dauerndsten Verdienste um die Geometrie erworben hatte; starb mit den Worten: Triumph, Victoria, zum Ausdrucke der Freude, die er in diesem letzten Augenblicke empfand, einer Freude, welcher nur ein Philosoph fähig ist.

* * *

14) Atticus, der vertraute Freund des Cicero, hatte immer eine vollkommene Gesundheit genossen. Als er bey schon ziemlich hohen Jahren krank ward, ließ er seine Familie zusammenkommen, und erklärte ihr mit wenig Worten seinen Entschluß, zu sterben. Er that es mit einer so frohen Laune, daß man die Unmöglichkeit einsah, ihn davon abzuhalten. Er enthielt sich auch wirklich von dieser Zeit an aller Nahrung, und die Heiterkeit seines Geistes stieg in dem Verhältnisse, in welchem sein Tod herannahte.

* * *

15) Der Kayser Augustus verlor während seiner letzten Krankheit nach dem Zeugniß des Svetons, nichts von seiner natürlichen Lustigkeit. Als er sich eines Tages kränker als gewöhnlich fühlte,

verlangte er einen Spiegel, und ließ sich frisiren, gleichsam als ob ihm der Haarputz etwas helfen könnte. Dann wandte er sich gegen die Anwesenden in seinem Zimmer, und sagte lächelnd zu ihnen: „Findet ihr nicht, daß ich ein guter Schauspieler bin?“

* * *

16) Die Königinn Elisabeth von England, wie ein bekannter Italiener Vittorio Siri in seinen geheimen Nachrichten von ihr erzählt, starb mit vieler Heiterkeit. Sie saß auf ihrem Bette, die Augen auf die Erde gesenkt, und einen Finger im Munde, und ließ ihre gewöhnliche Musik kommen, und unter unbeschreiblicher Freude über dieselbe gab sie ihren Geist auf. Wer kann einem Frauenzimmer seine Verwunderung versagen, die Seelenstärke genug besitzt, um auch in den letzten Augenblicken ihr Herz der Freude zu öffnen, die es noch fassen kann.

* * *

17) Des Yveteaux, den die liebenswürdige Ninon nur den Bon-Homme nannte, sah seinen Tod herannahen, und ließ sich eine Sarabande spielen, damit, wie er sagte, seine Seele desto lustiger von dannen gienge.

* * *

18) Die schöne und animalische Herzoginn von Berry fühlte sich auf ihrem Kranken- und Sterbe-

bette gedrungen, zu sagen: „Kurz war mein Leben, aber gut!“ —

* * *

19) Mark-Aurel, der unvergeßliche Kayser, sagte in den letzten Stunden seines Lebens, die ihm die Pest verkürzte, zu seinen Freunden, die das Ende eines so großmüthigen Mannes beklagten: „Warum weint ihr über mich, weint vielmehr darüber, daß die Pest die Armee aufreibt.“ —

* * *

20) Im Jahr 1664 bekam die Königinn von Frankreich, Anna, die Gemahlinn Ludewigs XIII. eine unbedeutende Verhärtung an der Brust, die durch falsche Behandlung der Aerzte in einen unheilbaren Krebs ausartete. Im Monat May des folgenden Jahres gesellte sich ein bösartiges Fieber dazu, das sie vollends an den Rand des Grabes brachte. Der Abt von Montaigue, ein Vertrauter von ihr, kündigte ihr die nahe Gefahr des Todes an, und sie hörte ihn mit männlich fester Seele ohne alle Spur des Schreckens. „Sie haben mir, antwortete sie ihm, durch ihre Offenheit einen Gefallen gethan! Sie ist ein Beweis von ihrer wahren Freundschaft gegen mich.“ — Nun machte sie ihr Testament, und weil das Uebel immer weiter um sich griff, verlangte sie das Abendmahl, und zugleich die letzte Oehlung. Sie feyerte diese Handlung mit sichtbarem Gefühle der innigsten Andacht. Indessen

sen wurde Alles angewendet, sie zu retten. Sie entschloß sich zu den gefährlichsten Operationen, und wußte sie mit unerschütterlichem Muthe zu bestehn. Andere, sprach sie bey einer derselben, andere verwesen doch erst nach dem Tode, und ich bin dazu bestimmt, ein Zeuge meiner eigenen Verwesung selbst zu seyn. Sie starb im Monat Januar des Jahres 1666. An ihrem Todestage sagte sie mit Unerschrockenheit und Ruhe: „Die Hände fangen an, mir aufzulaufen, meine Stunde hat geschlagen! —

* * *

21) Ein ähnliches Schicksal hatte Charlotte Gottliebe von Schönfeld, vermählte Frau von Bismark; aber auch dieselbe Entschlossenheit und Geistes-Größe. Sie gieng im Jahr 1772 nach Berlin, um sich der Cur geschickter Aerzte zu vertrauen, und im nöthigen Falle sich selbst der Operation zu unterwerfen; um ihren Gemahl nicht zu betrüben, verbarg sie ihm das Uebel, und überredete ihn zu einer Lustreise. Bey seiner Rückkunft erfuhr er schon im Thore mit bitterer Wehmuth und Bewunderung das Unglück seines guten Weibes. Stummer Schmerz und stiller Kummer bemächtigten sich seiner theilnehmenden Seele. Betrübt trat er ins Zimmer seiner leidenden Geliebte; ihr schreckliches Schicksal lähmte seine Zunge, und ein sanftes Lächeln glänzte bey seiner Ansicht in dem matten Blicke der Bedrängten; denn nur ihre Liebe sollte er empfinden, nicht das schreckliche Gefühl des Schmerzes,

das an ihrem schönen Leben nagte. Aber er sah und empfand beydes! Sein Herz zerrissen vom unnennbaren Gefühle nöthigte ihn, sich zu entfernen, bevor er ihr den Kuß des Mitgefühls, und des Trostes auf die heiße Lippe drücken konnte. Nun wurde die Operation vollzogen, und die Leidende bestand sie ruhig, und mit Entschlossenheit. Aber leider waren die dabey empfundenen Schmerzen jener schönen Dulderinn ohne glücklichen Erfolg. Sie sah ihre Lieben nimmer wieder, von denen sie mit mütterlicher Wehmuth sich getrennt hatte, und starb den Tod des Helden.

* * *

22) Ferdinand IV. Römischer König, sagte kurz vor seinem Tode auf seinem Sterbebette zu den Umstehenden: „Auf, auf, ich muß zu unserm Herrn reisen!"

* * *

23) Als der Graf von Mannsfeld im 82 Jahre sein Ende merkte, ließ er sich, um nicht im Bette zu sterben, seine besten Kleider anziehen, gürtete den Degen um, und starb stehend indem er sich von zwey Bedienten halten ließ.

* * *

3) Beyspiele von glänzenden Tugenden auf dem Kranken= und Sterbebette ausgeübt.

1) Wahrheit aus dem Munde eines sterbenden Königes. — Als Carl IX. König von Frankreich, auf seinem Todbette lag, sagte er: „Ich danke Gott, daß ich keinen Dauphin hinterlasse. Dieser würde ein Kind seyn, und Frankreich bedarf eines Mannes. Aus der Erfahrung weiß ich, — denn er ward 1560, als er eilf Jahr alt war, König, — welch' eine elende Sache es um einen König ist, der unter der Vormundschaft steht. — geb. den 27 Junius 1550, gest. den 30 May 1574.

* * *

2) Gleichgültigkeit bey dem Tode der Kinder. — Pericles ertrug den Tod aller seiner Söhne mit der größten Standhaftigkeit. — Fabius hielt die Leichenrede seines Sohnes selbst ohne alle Bewegung. — Xenophon opferte gerade, als man ihn von dem Tode seines Sohnes Gryllus benachrichtigte. Auf diese Nachricht nahm er den Kranz von seinem Haupte ab. Alsdann fragte er: wie er umgekommen wäre? Als man ihm nun sagte: daß er sich durch seine Tapferkeit vor vielen andern hervorgethan hätte, und als ein Held gestorben wäre, so setzte er seinen Kranz wieder auf, vollendete das Opfer mit Heiterkeit, und gab alsdann folgende großmüthige Antwort: „Ich habe es niemals von den Göttern zu er=

halten gesucht, daß sie meinen Sohn unsterblich machen sollten, sondern ich bat sie nur, daß sie ihn zu einem tugendhaften und patriotisch gesinnten Mann machen möchten. Dieses Wunsches bin ich nunmehr gewährt worden.

* * *

3) Ebendesselben Inhalts. — Malania, eine vornehme, tugendhafte Dame, verlor auf einmahl ihren Gemahl, und zween von ihren Söhnen. Jedermann glaubte, daß sie nun in die äußerste Traurigkeit verfallen würde. Allein sie blieb ganz gesetzt und gefaßt, fiel auf ihre Kniee, und betete: „O Herr, nun will ich dir noch freudiger dienen, nachdem du mein Herz auch von diesen so sehr geliebten Dingen losgemacht hast!“

* * *

4) Bruder-Liebe. Badget war einer der großmüthigsten Brüder, die sich für einander aufopfern. Sein Bruder hatte sich bey dem Angriff zu Lyon vom 21 May sehr unerschrocken bewiesen. Er wurde denuncirt, und zur Hinrichtung bestimmt. Die Commissarien kamen zu Badget, hielten ihn für seinen Bruder, und schleppten ihn vor die Richter, die ihn zum Tode verurtheilten. Aber Badget hütete sich wohl, ein Mißverständniß aufzuklären, das seinen Bruder rettete, und nur ihm tödtlich war. In diesem Gefängniß rühmte er sich seiner edlen Aufopferung, fand gar nichts außerordentliches darin, und

und prieß sich glücklich, das Schaffot statt seines Bruders besteigen zu können.

* * *

5) Eben desselben Inhalts. — Zwey interessante und liebenswürdige Kinder gaben hier in dem Gefängnisse zu Lyon im Jahr 1793, ebenfalls Beweise der schönsten brüderlichen Liebe; der älteste war noch nicht funfzehn Jahr alt, aber sein Muth überstieg sein Alter, und er hatte sich bey den Ausfällen, während der Belagerung zu Lyon ausgezeichnet. Er wurde gefangen, erkannt, verurtheilt, und in das Gefängniß, welches der schwarze Keller hieß, geschickt. Sein junger sechsjähriger Bruder, als er ihn in keinem der Säle des Gerichtshofs mehr antraf, kam an das Kellerloch, das auf die Straße Lafond geht, und rief ihn beym Nahmen. Das Kind steckte vergebens seine kleinen Arme durch die eisernen Stäbe, um seinen Bruder zu umarmen. Dieser hob sich auf den Zehen in die Höhe, um wenigstens seine Hand berühren und küssen zu können. — „Wie, Bruder, sie wollen dich umbringen, und ich soll dich nicht wieder sehen? Hast du denn nicht gesagt, daß du noch nicht funfzehn Jahre bist?“ — Doch, Bruder, ich habe alles gesagt, aber sie wollen nichts hören; geh und tröste unsere gute Mutter; nichts macht mir Sorgen, als daß ich sie krank hinterlasse; Sage ihr aber noch nicht, daß ich sterben muß.“ — Der Kleine zerfloß in Thränen. Er wiederholte wohl zehnmal, „Adieu

Bru-

Bruder! Du hast also noch nicht gesagt, daß du noch nicht funfzehn Jahre bist?" Schluchzend und weinend gieng er von dannen. Jeder, der ihm begegnete, fragte: „Was fehlt dir Kleiner?" Und er antwortete: „Die bösen Leute machen mich weinen; sie wollen meinen Bruder umbringen, der so gut ist, der noch nicht funfzehn Jahre alt ist."

* * *

6) Tugend stärker als der Tod. — Ein Bürger von Padua mit Nahmen Porta ward in der Belagerung von Bassano, wo er Commendant war, getödtet. Seine heroische Wittwe Blania vertheidigte diese Festung mit verdoppeltem Muthe, endlich aber fiel sie in die Hände des Tyrannen Acciolin, der sie belagerte. Die Reitze und die majestätische Bildung dieser Gefangenen machten auf den Sieger einen so lebhaften Eindruck, daß er sie zwingen wollte, seine Begierden zu befriedigen. Sie wußte sich nur dadurch vor ihn zu schützen, daß sie zu einem Fenster hinaussprang. Die Zeit, welche die Heilung der durch ihren Fall veranlaßten Wunden erforderte, vermochte nicht die unreine Flamme des Tyrannen zu löschen. — Nachdem er alle Ränke listiger Verführung erschöpft hatte, ließ er sie an ein Bette binden, um seine zügellose Leidenschaft zu stillen. Dieses aufs äußerste gekränkte Weib verhehlte ihre Verzweiflung, und bat sich die Gnade aus, den erblaßten Leichnam ihres Gatten noch einmahl sehen zu dürfen. Kaum war das Grab eröffnet, so stürzte sie sich hinein, und durch ihre auserordent-

deutliche Stärke zieht sie den Stein, der das Grab bedeckte, auf sich, und wurde davon zerschmettert. Diese traurige Begebenheit ereignete sich im Jahr 1233.

* * *

7) Mutterliebe stärker als der Tod. — Frau v. C** eine Creole aus Martinique reisete mit ihrem Sohne nach Frankreich. Auf der Ueberfahrt fiel sie, aus Unvorsichtigkeit oder durch einen Zufall mit ihrem Kinde ins Wasser. Sie hatte einen Neger bey sich, der ihr sehr ergeben, und ein geschickter Taucher und Schwimmer war. Dieser sprang ihr nach, erhaschte sie, und zog sie aus der See empor, allein Frau v. C. stieß ihn von sich, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, nach ihrem Kinde zu eilen. Der Neger verstand anfangs die Zeichen nicht, und suchte nur seine Gebieterinn zu retten, allein diese weigerte sich hartnäckig, und winkte immer nach dem Kinde, das mit den Wellen kämpfte. Endlich als der Neger zu befürchten anfieng, daß ein längerer Verzug ihn außer Stand setzen würde, weder die eine noch das andere dem Tode zu entreißen, so befolgte er die letzten Befehle seiner Herrschaft, und brachte den Sohn glücklich an Bord. Unterdeßen sank die unglückliche Mutter unter, und ward ein Opfer ihrer mütterlichen Zärtlichkeit.

* * *

8) Tod fürs Vaterland. Beaurepaire war Commendant zu Valenciennes, als diese Festung

von

von den Oestreichern im Jahr 1792 belagert wurde, und vertheidigte sich aufs tapferste. Der Stadtrath drang in ihn, die Festung zu übergeben, weil er von der Beschießung eine starke Beschädigung derselben fürchtete, und als Beaurepaire endlich, ohnerachtet aller Vorstellungen überstimmt und übertäubt wurde, so rief er: „Nun, so will ich wenigstens brav und treu sterben, um keinen Antheil an dieser Verrätherey zu haben, und so erschoß er sich vor dem versammelten Stadtrathe auf dem Rathhause.

* * *

9) Als der Französische See-Capitain Casabianca, in der am 1 August 1798 vorgefallenen Seeschlacht bey Abukir, auf dem Schiffe Orient, am Kopfe eine tödtliche Wunde erhalten hatte, weigerte sich sein zehnjähriger Sohn, welcher seit dem Anfange der Schlacht Wunder der Tapferkeit gethan hatte, sich in einer Schaluppe zu retten, weil er seinen blessirten Vater nicht verlassen wollte. Doch gelang es ihm endlich, ihn auf einen ins Meer geworfenen Mastbaum zu bringen, auf dem er sich selbst mit dem Intendanten der Flotte befand. Doch da der Orient mit schrecklichen Krachen aufflog, so schleuderten die Trümmer desselben die drey Unglücklichen in den Abgrund.

* * *

10) Liebe stärker als der Tod. — Magdalene Sibille v. Neitzschütz, die berühmte Maitresse Johann

George

George des Vierten, Churfürstens von Sachsen, bekam die Blattern, und starb daran. Der Churfürst gerieth darüber fast in Verzweiflung. Man konnte ihn durchaus von ihrer Leiche nicht wegbringen, er hielt sie fest geschlossen in seine Arme, und sagte ihr tausend Zärtlichkeiten vor. Durch das beständige Umarmen ihres Leichnams zog sich der Churfürst nach fünf Tagen die Blattern selbst zu, und starb den siebenten Tag darauf an eben dieser fürchterlichen Krankheit. — Sie war geboren den 8 Februar 1675, wurde vom Kayser Leopold in den Reichsgrafen-Stand unter dem Nahmen einer Gräfinn von Rochlitz im Jahr 1693 erhoben, und starb den 4 April 1694, im 20 Jahre ihres Lebens.

* * *

11) Liebe eines Sclaven gegen seinen Herrn. — Wer staunt nicht über die Liebe und Treue, die ein Sclave des Urbinus Panopio nach der Erzählung des Valerius Maximus, bewies. Als er hörte, daß die Soldaten, die bereits von treulosen Hausgenossen unterrichtet waren, auf dem Stratinischen Landgute angekommen wären, um seinen in die Acht erklärten Herrn zu ermorden, so verwechselte er mit diesem seine Kleidung und seinen Ring, führte ihn heimlich zur hintern Thüre hinaus, setzte sich in seinem Schlafzimmer auf sein Bette nieder, und ließ sich, als wäre er Panopio selbst, geduldig und ohne Furcht niedermachen.

* * *

12) Fein=

12) Feindes-Liebe im Tode. — Der Deutsche König, Conrad, ward im Kriege gegen den Baierschen Herzog Arnulf so sehr verwundet, daß er voraussahe, sein Tod könne nicht mehr fern seyn. Nun war er von jeher ein unversöhnlicher Feind des Sächsischen Herzogs, Heinrich des Vogelers. Sein Neid und Haß gegen das Sächsische Haus äußerte sich seine ganze Regierung hindurch auf die deutlichste Weise. Doch bey Herannäherung seines Todes ward er anderes Sinnes und übte eine seltene Großmuth aus. Conrad rief nehmlich hier seinen Bruder, den Herzog Eberhard zu sich, der auf die deutsche Thronfolge Rechnung machte. Diesem stellte er in Gegenwart vieler umstehenden Reichsfürsten vor, wie schwer es ihm fallen würde, die königliche Würde gegen den Herzog Heinrich zu behaupten, welcher bey dem beständigen Glück der Waffen sich schon das größte Vertrauen und Ansehen im Reiche erworben hätte. Er ermahnte ihn also, dem Herzog v. Sachsen die Königliche Krone selbst zu überbringen, und Friede mit ihm zu machen, damit er einen beständigen Freund und Beschützer an ihm haben möchte. Er erkannte ihn also hier öffentlich, trotz seiner alten Feindschaft, als den würdigsten zur deutschen Königkrone, und huldigte seinen Tugenden mit edler Großmuth.

* * *

13) Die Aufopferung seines eigenen Lebens zum Wohle der Menschen ist eine Eigenschaft der großen Seele.

Seele. — Der Kayser Otto endigte sein Leben mit dem Dolche in der Hand, um das Vaterland von einem bürgerlichen Kriege zu befreyen, den Vitellius wider ihn anfieng, um ihn des Thrones zu berauben.

* * *

14) Elterliche Liebe in der größten Todesgefahr. Als im Jahr 1499 in einem Kriege gegen die Schweitzer, eine Warte bey Schaffhausen durch einen muthigen Angriff in Brand gesteckt worden war, die Uebergabe aber derselben ihren Vertheidigern schimpflich deuchte, und darum alle Hoffnung der Rettung verschwand, ergriff ein Schweitzer seinen Sohn, der sich bey ihm verspätet hatte, umschlang ihn mit starkem Arm, und stürzte sich hoch vom Thurme mit ihm herab. Der Knabe lief unversehrt aus den Armen seines todtgefallenen Vaters. Hier erhielt also ein Vater durch Aufopferung seines Lebens auf eine kühne Art wenigstens das Leben seines Sohnes, der sonst zugleich mit ihm verloren gewesen wäre.

* * *

15) Große Gesinnungen. Der Französische General dü Gueselin starb an einer Krankheit während der Belagerung von Chateauneuf. Nachdem er sein Testament gemacht hatte, forderte er seinen Degen, küßte ihn mit Ehrerbietung, und übergab ihn dem Marschall von Sanierre, der ihn dem Kö-

zig überbringen sollte. Darauf wendete er sich zu den umstehenden Kriegern, mit denen er vierzig Jahre gefochten, und bat sie, nicht zu vergessen, daß sie, in welchem Lande sie auch Krieg führen würden, die Geistlichen, Weiber, Kinder und die Armen schonen möchten, die ihre Feinde nicht wären.

* * *

16) Dankbarkeit eines Kindes im Tode. — Der junge v. N**, der an den Kinderblattern zu Nürnberg im Jahr 1795 starb, bewies sich so wohl vorbereitet zu seinem frühen Uebergange in die Ewigkeit, daß sein Verlust den Seinigen desto schmerzhafter war, jemehr seine Gesinnung auf dem Sterbe-Bette der Jugend zum Beyspiel vorgestellt zu werden verdient. Dieses achtjährige Kind ließ sich kurz vor seinem Ende seine Sparbüchse bringen, und gab das darin befindliche Geld seiner Wärterinn, mit den Worten: „Hier schenke ich ihr das Geld für die viele Mühe, die sie mit mir gehabt hat.“

* * *

17) Demuth eines Fürsten im Tode. Die Geschichtschreiber erzählen von Saladin, einem der größten Eroberer des Orients im zwölften Jahrhundert, daß er kurz vor seinem Tode befohlen habe, die Leinewand, in die sein Körper gewickelt werden sollte, auf einer Lanze herumzutragen, und dabey auszurufen: „Das ist es, was der Bezwinger des

Orients

Orients von allen seinen Eroberungen mit sich nimmt!" —

* * *

18) Freundschaft rettet vom Tode. Unter Ludewig XIV. Könige v. Frankreich, wurde Algier von einer Französischen Flotte bombardirt. Das Werfen der Bomben verursachte den Algierern großen Schaden, diese wurden darüber auf die Feinde so erbittert, daß sie alle gefangenen Franzosen durch die Kanonen nach der Flotte schossen. Unter jenen unglücklichen Opfern der Wuth und Grausamkeit war ein Französischer Schiffs-Capitain. Auch dieser wurde vorgeführt, angebunden und sollte eben fortgeschossen werden, als ein dabey stehender Türke denselben erkannte. Ehedem war dieser Türke ein Gefangener des Kapitains gewesen, von ihm sehr gütig behandelt, und endlich wieder losgegeben worden. Dieses erinnerte sich der Türke jetzt mit aller Lebhaftigkeit des Geistes, und bat sogleich um Gnade für den Gefangenen. Der Herr desselben war aber zu erbittert, und achtete nicht auf diese Vorstellung. Der Türke erbot sich, den Gefangenen zu kaufen, um welchen Preis es auch seyn möchte, aber er konnte nichts erhalten; seine Verlegenheit war sichtbar. Der Augenblick, wo die Kanone sollte losgezündet werden, war nahe, und in diesem Augenblick umarmte der Türke den Franzosen, schloß sich fest an ihn an, und rief dem Kanonier zu: Zünde los, ich will mit meinem Freund

sterben, dessen Tod ich nicht verhindern kann. Das umstehende Volk, das alles gesehen und gehört hatte, wurde dadurch so gerührt, daß es den Gefangenen mit Gewalt losmachte.

* * *

4) Beyspiele von merkwürdigen Todesfällen.

1) Vom zärtlichsten und gerechtesten Schmerz durchdrungen, sah Lady Cornwallis ihren Gemahl den Lord Cornwallis abreisen, um sich an die Spitze der Königlich Englischen Armee in Nord-Amerika zu stellen. Die Belagerung von Yorktown, diese für England so entscheidend unglückliche Catastrophe entstand. Sie wußte, daß ihr Gemahl an der Stirne der Belagerten stand. Sie kannte seine Herzhaftigkeit, seine Entschlossenheit, sein Heldenfeuer; diese überzeugten sie, daß Lord Cornwallis das äusserste wagen, daß er sich dem Vaterland mit Inbrunst aufopfern würde, wofern er durch seinen Tod den Fall desselben zu verhindern glauben könnte. In diesen Umständen, da sie immer das äußerste fürchtete, und eine finstere Melancholie ihre schöne Seele umlagerte, erscheint ihren verlassenen Sinnen ein schwarzer Dämon. Er bläst der Lady ins Ohr: — In diesem Augenblicke wird Yorktown mit Sturm erobert, das Blutbad ist allgemein, der Lord ist todt! — Nun sinkt die edle Cornwallis auf ihren Sopha hin.

hin. — „Engel der Liebe und der Zärtlichkeit nehmt meinen Geist auf, und vereiniget mich mit meinem Gemahl!" So spricht sie, und schließt ihr himmlisches Auge auf ewig. — Oberrheinische Mannichfaltigk. 2 Jahrgang, 1. Vierteljahr, Basel 1782 Seite 204.

* * *

2) Ein Prediger zu Montschätz in Schlesien nahm ein merkwürdiges Ende. Sein Name war Haupt. Er berief nehmlich alle seine Kinder zu sich, um sich freundlich mit ihnen zu unterreden; hatte sich aber indessen seinen Sarg verfertigen lassen, welchen er mit dem Namen eines neu gemachten Bücherkastens belegte. Als er selbigen seinen Kindern mit Freuden zeigte, legte er sich hinein, verrichtete darin sein Gebet, und gab darauf vor ihren Augen unvermuthet seinen Geist auf.

* * *

3) Johann Conrad Billing, Pfarrer zu Trautskirchen im Bayreuthischen, hatte in seinem aufgesetzten Lebenslaufe gewünschet, daß Gott dieses seinen letzten Wunsch möchte seyn lassen: „Gott sey mir Sünder gnädig!" Als er nun diese Worte 1785 am 11 Sonntage nach Trinitatis aus dem Evangelio erklärte, und etlichemal wiederhohlte, wurde er von einem heftigen Schlagflusse überfallen, und starb plötzlich auf der Kanzel.

* * *

4) D. Johann Friedrich Meyer, Pastor zu Greifswalde unterhielt sich während seiner letzten Krankheit mit seinem Arzte, dem Doctor Ponath mit allerhand theologischen Unterredungen. Als sie nun unter andern auf die Frage kamen, worin doch wohl die Seligkeit der Gläubigen in jenem Leben bestehen würde, so setzte er sich auf den Stuhl in rechte Positur, als wenn er seinen Arzt recht gründlich unterrichten wollte und sprach: Das will ich ihm sagen: aber in dem Augenblicke erstickte ihn die aufsteigende Brustwassersucht, und wurde also durch einen plötzlichen Tod von der Welt abgefordert.

* * *

5) Der berühmte Schauspieler Palmer ist im Jahr 1798 auf dem Dorfe Warton bey Liverpool begraben worden. Er sank vom Schlage gerührt auf der Bühne nieder, als er eben in der Rolle des Fremdlings — umgearbeitet von Menschenhaß und Reue, — die Worte mit großen Affect ausgesprochen hatte: „O Gott! O Gott! Es ist eine andere und bessere Welt!" Diese Worte werden auf seinen Leichenstein eingegraben werden.

* * *

6) Lukas von Leyden starb im 39 Jahre, und zwar, wie man behauptete, an Gift, das ihm seine Neider beybrachten. Ehe er den Geist aufgab, befand er sich eine Zeitlang in einem schmachtenden

Zustan=

Zustande, der jedoch seinem Willen nicht Einhalt that, beständig zu arbeiten, ob er gleich gezwungen war, das Bette zu hüten, denn er sagte, er müßte auf diesem seinem Ehrenbette sterben.

* * *

7) Zu Sontra in Nieder-Hessen trug sich im Jahr 1797 ein plötzlicher Todesfall auf eine sonderbare Weise zu. Der Bürgermeister Frölich hatte seine kleine Tochter an einen andern Ort zu Freunden geschickt. Sie bekam die Blattern, und kehrte erst nach einiger Zeit, als sie dieselben überstanden, zu den Ihrigen gesund zurück. Die Großmutter war gerade nicht zu Hause. Als das Kind sie kommen hörte, verbarg es sich, um diese zu überraschen, hinter der Magd, und sprang der Großmutter gleich bey ihrem Eintritt plötzlich entgegen und in die Arme, war aber auch in demselben Augenblicke — todt. — Wahrscheinlich war dieß eine Folge zu lebhafter Freude.

* * *

8) Den 12 Julius 1795 starb zu Wien der Erzherzog Palatinus im 23 Jahre seines Alters, — er war den 14 August 1772 geboren. Er hatte das Unglück, in einem Feuerwerks-Laboratorium zu Luxemburg, wo unversehens ein Theil des vorräthigen Pulvers Feuer fieng, so beschädiget zu

 werden,

werden, daß alle Aerzte die Hoffnung zu seiner Wiedergenesung aufgaben. Man brachte den Prinzen sogleich zur Linderung der Schmerzen in ein Milchbad. Er verlangte hierauf mit dem Kayser allein zu sprechen, mit welchem er sich gegen eine Viertelstunde unterhielt. Nicht lange darauf starb alsdann dieser Prinz unter den heftigsten Schmerzen.

* * *

9) Es ist bekannt genug, daß die armen Menschen auf tausenderley Art sterben können; aber das ist wohl ein seltener Fall, daß einer an der Metaphysik, oder viemehr an der Kritik der Philosophie gestorben wäre. Demohne achtet ist auch das geschehen; und was noch wunderbarer scheinen möchte, so war es gerade ein Poet, nehmlich der Komische Dichter Philetas, der dieses seltsamen Todes starb. Athenäus erzählt wenigstens von ihm, daß man ihm folgende Grabschrift gesetzt habe: „Ich, Wanderer, Philetas liege hier! Mich tödteten die Lehre von der Wahrheit und dem Schein, und meiner durchgedachten Nächte Sorgen.

* * *

10) Der berühmte Euripides fand seinen Tod unter den Zähnen der Hunde des Königes Archelaus

laus von Mazedonien. Tragischer konnte sein Ausgang aus der Welt wohl nicht seyn!

* * *

11) Den 7 Nov. 1798 starb zu Steinigtwolmsdorf der Churfürstl. Sächsische geheime Kriegsrath, George Friedrich v. Grosmann an einem Stick- und Schlagflusse. Er war frisch und gesund früh um neun Uhr mit seiner Gattinn und Tochter in die dasige Kirche gegangen, um mit ihnen das heilige Abendmahl zu feyern, sank am Altar des Herrn nieder, und sterbend in den Händen seiner ihn innigst liebenden Gattinn, gab er seinen Geist auf. Er war 68 Jahr alt, und hinterließ neun Kinder.

* * *

12) Der Weltweise Plato starb im 81 Jahre, gerade an seinem Geburtstage, und dieß hielten die Alten für so etwas wunderbares, daß sie ihn für göttlich erkannten, und ihm zu Ehren Opfer schlachteten. Nach der Zeit ist das aber noch öfterer geschehen.

* * *

13) Leonarda da Vinci war im 16 Jahrhunderte ein so berühmter Italienischer Mahler, daß die größten Männer seine Bekanntschaft suchten. Selbst

Franz I. König v. Frankreich besuchte ihn in seiner Krankheit. Leonardo richtet sich vom Lager auf, um dem König für diese Ehre zu danken; Franz umarmt ihn; in demselben Augenblick befällt den Künstler eine Ohnmacht, er sinkt und stirbt in den Armen dieses liebenswürdigen Monarchen.

VII.

Andere Denkwürdigkeiten

aus dem

Gebiete der Gräber.

VII.

Andere Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Gräber.

I.

Johanna, Königinn von Arragonien, ein Beyspiel seltner Traurigkeit und Theilnahme beym Tode eines Gatten.

Die Betrübniß, welche die Königinn Johanna von Arragonien über den Tod ihres Gemahls, des Erzherzogs Philipp, empfand, war größer und überwältigender, als Alles, was man sich von Affecten dieser Art denken kann; denn sie war so groß, daß sie darüber ihren Verstand, und ihre Beurtheilungskraft auf eine so schreckliche Art verlor, daß sie binnen 50 Jahren, die sie hernach noch lebte, den Gebrauch davon nicht einen Augenblick wieder erhalten hat. Anfänglich wollte sie den Leichnam ihres Gemahls in ihrem eigenen Zimmer aufbewahren, so lange bis die Fäulniß desselben nicht zu groß ward, um sie zu hindern, ihn zu küssen; auch litt sie es nur höchst ungern, daß man ihn ein-

bal=

balsamirte, und mit der größten Mühe konnte man sie so weit bringen, daß sie ihn in einen bleyernen Sarg legen ließ. Anstatt ihn aber in der Kirche, die zu seinem Begräbniß bestimmt war, beysetzen zu lassen, behielt sie ihn bey sich, und führte ihn lange Zeit auf ihren Reisen durch ganz Spanien mit sich umher, recht als wenn sie ihren Eigensinn darauf gesetzt hätte, eine der närrischten Prophezeyungen, die je sind ausgesprochen worden, wahr zu machen.

So bald nehmlich Philipp von Oestreich durch einen Vergleich mit seinem Schwiegervater Ferdinand zu dem ruhigen Besitze des Königreichs von Castilien gelangt war, so machte er sich auf, alle beträchtliche Städte seines Reiches in Augenschein zu nehmen. Mit Freuden empfing er überall die frohen Glückwünsche seines Volks; allein ein altes Mütterchen begnügte sich nicht damit, ihn lange aufmerksam anzusehen, und so wie das übrige Spanische Frauenzimmer, den Leib der Maria von Burgund, der ihn getragen hatte, zu segnen, sondern setzte noch hinzu, er möchte noch soviel während seines Lebens durch das Königreich Castilien promeniren, so würde man ihm doch nach seinem Tode noch eine weit längere und größere Spazierreise durch dieß Reich machen lassen; welches solchergestalt aufs genaueste erfüllt ward.

Der Aufzug, in dem sich diese unglückliche Königinn sehen ließ, da sie den entseelten Leichnam ihres Gemahls von einer Stadt in die andere herum-

führte,

führte, war nicht weniger außerordentlich. Sie war in tiefe Trauer gekleidet, und zwar von dem allergröbsten Zeuge; ihr Kopf war in eine Art von Mönchskappe verhüllt, die Aermel von ihrem Kleide hingen ihr weit über die Hände hervor, und ein dichter Schleyer, wie ihn die Nonnen zu tragen pflegen, bedeckte ihr Gesicht. So fuhr sie fort, in ganz Spanien umherzuirren, bis der König, ihr Sohn, sie in das Schloß von Tordasillas unter der Aufsicht des weisen Don Ferier de Valence einschließen ließ.

Indessen unterließ man nichts, was man nur irgend dienlich glaubte, die Königinn aus diesem traurigen Gemüthszustande zurückzubringen; allein sie beharrte darauf, ein klägliches Leben fortzusetzen. In diesem Schlosse wählte sie das kleinste und düsterste Zimmer, um Tag und Nacht sich darin aufzuhalten. Sie schlief auf der bloßen Erde, und ließ sich im Winter nicht einheitzen; zuweilen brachte sie drey Tage ohne Essen und Trinken zu; auch wollte sie, daß man ihr das Essen in keinen andern als irdenen Gefäßen auftragen sollte. Wenn man ihr zuredete, sich doch einiges Vergnügen zu machen; so verwarf sie solches mit den Worten: daß einer Wittwe kein Vergnügen anständig sey. Wenn der König Ferdinand, ihr Vater sie besuchte; so entwischte ihr nicht das geringste Unanständige. So tief war die Vorstellung der Ehrerbietung und Ehrfurcht ihrer Seele eingedrückt geblieben, die sie dem Urheber ihres Daseyns schuldig wäre! allein diese

Ehrfurcht drückte sie durch eine Art von Gefühllosigkeit aus, welche sie ganz unbeweglich, wie eine Statüe machte, und ihr sogar den Gebrauch der Sprache benahm. Außerdem sprach sie von nichts, als von der Ungerechtigkeit, die man, ihrer Meynung nach, ihr erwies, indem man sie gefangen hielte, und bey aller Abwesenheit ihres Verstandes vergaß sie es niemals, daß sie die Königinn von Castilien sey; sie beklagte sich Tag und Nacht über die Unmenschlichkeit derer, die sie in dieses Schloß eingekerkert hätten.

2.

Heinrichs des IV. weiser Ausspruch über das Grabmahl seines Feindes.

Rudolph von Schwaben verlor in der Gegend von Merseburg, in einer Schlacht gegen Heinrich den Vierten, seine rechte Hand, sein Reich und sein Leben. Diese Hand wird noch in der Domkirche zu Merseburg gezeigt, wo auch Rudolph prächtig begraben liegt.

Der Abt von Ursperg erzählt, daß man einige Zeit darauf, König Heinrich dem Vierten Rudolphs prächtiges Grabmahl in Merseburg gezeigt, und ihm gerathen habe, es zu zerstören, weil er ein Usurpateur gewesen sey; Heinrich aber habe sehr königlich und vernünftig geantwortet: „er wünsche allen seinen Feinden ein solches Begräbniß!“

3.
Nesseln auf Gräber.

Hier schläft der reiche Hans
Er war — man kanns
Mit Wahrheit sagen — Menschenfreunden
Der ersten Claße längst ehrwürdig! Manchen Schmaus
Gab er, aus Liebe, seinen Feinden,
Aus Liebe gieng er ein und aus
Bey Sünderinnen und bey Sündern
Und baute noch zuletzt den vaterlosen Kindern
In unsrer kleinen Stadt ein kleines Findelhaus.

* * *

Ich schlechter Sandstein soll nicht sagen,
Wer unter mir begraben liegt!
Er ward mit großem Pomp in seine Gruft getragen;
Die Träger waren höchst vergnügt,
Und süßen Weines voll! —
Geh, Wanderer, und lebe wohl!

* * *

In diesem Grabe liegt ein schönes Weib! Von Sonnen
Ward ein noch schönres nicht beschienen, das ist wahr!
Dieß schöne Weib, sehr arm, hat feines Garn gesponnen,
Hat bis ins zehnte Jahr
Mit ihm das liebe Brod gewonnen
Für ihre kleine, und ganz kleine Kinderschar.
Die Kinder haben hier die Spinnerinn begraben,
Geh Wanderer sogleich, und mache dir zu thun!
Geh, geh, und sorge nun,
Daß sie zu essen haben.

* * *

Geh, Wandrer, auf dem Lebenswege
Bedachtsam! Sieh, er ist so schlüpfrig, ist so glatt!
Geh aber auch auf ihm nicht träge,
Man geht sonst wie ein Schaf zu seiner Ruhestatt.
Der ging zu rasch, der hier sie hat.

* *
*

Hier liegt der Feldherr Tamerlan! —
Der Tod hat ihm sein Recht gethan. —
Im hohen Ofen, im Gewissen,
Nach seiner letzten Menschenschlacht
Von Teufeln glühend erst gemacht
Hat er mit Zangen ihn zerrissen!
Und eine Stimm erscholl in seinem Kriegesheer:
Gott Lob! nun schlachtet er nicht mehr.

* *
*

Steh, Wanderer, und lies! Es sind nur wenig Worte:
Der hier Begrabene schlug an die Himmelspforte,
Die Himmelspforte thät sich auf!
Er aber lief mit Läufer-Lauf
Nicht in den Himmel! Nein! — Vor all den vielen Leuten
Vor ihm, lief er, sagt man, er lief mit Seel und Leib
Vom Himmel weg! Warum? — Er sah in ihm von weiten
Sein böses Weib!

4.
Ein Fürst stiftet sich eine Begräbniß-Stätte.

Der regierende Fürst von Anhalt-Dessau, Leopold Franz hat für sich, und die Prinzeßinn, seine durchlauchtige Gemahlinn ein Mausoläum erbauet.

Diese Begräbnißstätte liegt auf einem weitschichtigen und angenehmen Anger, zwischen Wörlitz und Oranienbaum. Es ist ein von Quadersteinen gebauetes Fünfeck, und hat drey Eingänge.

Unter dem Gewölbe ist ein Hügel aufgeworfen, welcher einem natürlichen Fels gleichet. Umher aber ist ein kleiner Hayn gepflanzt, welcher so viel Eingänge hat, als Dörfer im Amte Wörlitz sind.

Bey diesem Hayne sollen zufolge der von dem Fürstenpaare gemachten Stiftung, alle Jahr, am Vermählungstage derselben, — nehmlich am 25 Julius — vier Paar tugendhafte Landleute aus dem Amte Wörlitz verlobt und ausgestattet; zugleich aber alle Einwohner dieses Dorfs, auf der Terasse vor dem Mausoläum gespeist, und mit Tanzen unterhalten werden.

* * *

Die Gruft in Pläswitz.

Diese Gruft, dem Herrn General-Lieutenant von Buddenbrock gehörig, zwischen Striegau und Neumark in Schlesien, drey Meilen von Schweidnitz ist eine wahre Naturseltenheit. Was nehmlich der Bley-Keller in Bremen ist, das ist diese Gruft, und vielleicht noch mehr. Denn die darin stehenden zwey offnen Särge, zu denen Wind und Wetter kommen kann, weil die Gruft neben einer verfallenen katholischen Kirche steht, ich sage, diese Särge

enthalten nicht allein zwey seit länger als hundert Jahren noch unverweste Körper, eines Herrn von Mühlenheim und einer Frauensperson; sondern das merkwürdigste ist, daß die Körper elastisch sind. Rudera von den, vielleicht durch die Knaben, zerrissenen seidenen Kleidern, haben noch Farbe und Festigkeit. Der Kopf des Frauenzimmers, deren Geschlecht man unterscheiden kann, liegt an der Erde, und ist skeletiret. Die Leiber sind aufgedunsen, und wie in Stein gehauen. Es stehen noch vier bis sechs Särge mehr in dieser Gruft. Die Tradition ist, daß 1740 eine Kayserliche Commission da gewesen, um wo möglich wunderthätige Heiligen daraus zu machen. Aber es war nur zu bekannt, daß die von Mühlheim evangelisch gewesen waren. Darüber ward Schlesien Preußisch. Etwa zwanzig Schritte davon sind andere Grüfte, von denen man aber nicht weiß, ob sie auch die Leichname vor Verwesung bewahren.

6.

Merkwürdiger letzter Wille.

Der Herzog Philipp von Pommern, der am 24 Februar 1560 starb, ließ drey Tage vor seinem Ende, seine fünf Prinzen, nebst allen seinen Räthen, vor sein Krankenbette kommen, und nachdem er in ihrer Gegenwart, das heilige Abendmahl empfieng, so ermahnte er sie, bey der erkannten Wahrheit und

Augsbur-

Augsburgischen Confession zu verbleiben, — sich der Universität, die er wieder hergestellt hatte, und der Schulen anzunehmen, — die Lehrer in Ehren zu halten, — den Studierenden unter die Arme zu greifen, — andern mit guten Exempeln vorzugehen, — und sich in keine Kriege, ohne dem Rath der Stände zu mischen. — Zu gleicher Zeit ermahnte er sie, sich unter einander friedlich zu vertragen, — dem Herzog Baraim als ihrem Vater zu folgen, — ihrer Mutter zu gehorchen, — ihre Schwestern nicht zu verstoßen, — nichts zu verschwenden, ihr Versprechen zu halten, — auf die Aemter und Rechnungen Acht zu haben, und in allen wichtigen Dingen ihre Räthe anzuhören.

7.

Die Grab-Höle des Einsiedlers in dem Schönhofer Garten.

Dieser Garten, dessen Stifter der jetzige Grundherr Graf Johann Rudolph Czernin von Chudenitz ist, und der in Böhmen zehn Meilen von Prag und zwey Meilen von Saatz liegt, enthält unter andern vortrefflichen Anlagen auch eine Einsiedeley, und eine Höle, die das Grabmahl des Einsiedlers vorstellen soll. Man wird nehmlich hier durch einen Bergan über stumpfe Staffeln laufenden Fußweg, ehe man es sich versieht, zu einer Höle geführt. Wenn man in dieselbe eintritt, so beleuchtet eine mit zwey

Dachten einfache, hangende, metallene Lampe das Gewölbe, und erleuchtet die dabey angebrachte Schrift. — „Wenn ich einst liege, und schlafe in Frieden, so laß mein Andenken einigen stillen, redlichen Herzen werth seyn. Kein Fluch, keine Lästerung beschwere meine Grube.“ — Im Hintergrunde steht im altegyptischen Umriß ein einfacher aus Stein gehauener Sarcophag, hinter welchem aus der Kluft des Berges ein Quell unter dem Grabmahl, gleich Thränen, die heilige Stille gebieten, langsam ächzendes Wassers tropft. Ueberrascht, gerührt und mit Ehrfurcht erfüllt, verläßt man diese der Redlichkeit geweyhte Grabstätte, und muß gestehen, daß dieses Stück des Schönhofer Gartens bey seiner edlen Einfalt alle empfindsame Seelen zu allen Zeiten zum Nachdenken hinreißen werde.

8.

Der alte Tobias.

Ich bin nun einige hunderttausend Thaler werth, sagte der alte Tobias, als er einen Hügel erstieg, den Theil eines Landgutes, das er eben ererbt hatte. Ich bin nun einige hunderttausend Thaler werth, sagte er noch einmahl, zähle ohngefähr 65 Jahre, und bin noch ziemlich frisch und munter. Jetzt will ich essen und trinken, an nichts denken, was mich plagen kann, und guter Dinge seyn, bis an mein Ende.

Ich bin nun einige hunderttausend Thaler werth fuhr der alte Tobias fort, als er auf der Spitze des Hügels stand, von der er alle seine Ländereyen übersehen konnte, hier will ich eine Baumschule anlegen, dort einen Fichtenwald pflanzen. Die Bauerhütte aber da muß fort, sie verdirbt mir die Aussicht.

Aber was soll aus dem armen Jakob werden, und aus seiner zahlreichen Familie, die diese Hütte bewohnt? unterbrach ihn sein Haushofmeister, der neben ihm stand. Das ist seine Sache, antwortete der alte Tobias. Da ist mir auch eine Mühle im Wege. Ich muß den Strom frey haben, fort mit ihr. —

Aber, fragte der Haushofmeister, wer wird denn den armen Bauern ihr Korn mahlen? Was geht das mich an! fiel ihm der alte Tobias ein.

Mit diesen Entschlüßen gieng er nach Hause, aß mit gutem Appetite, trank dazu eine volle Flasche Wein, schmauchte zwey Pfeifen guten Tabak, und fiel in einen tiefen Schlaf. — Er wachte nicht wieder auf. Der arme Jakob und seine Familie blieben in dieser Hütte, und die Mühle stehet noch bis auf den heutigen Tag. —

9.

Der Todtenkopf, eine Anecdote.

Ein gewisser Prinz, der, wie es oft geht, Regent seiner Unterthanen, und Sclave seiner Leiden-

schaften war, hatte durch seine Ausschweifungen, zu denen sich ganz natürlich manche Ungerechtigkeit gesellte, die stärkste Kette, die die Unterthanen an den Thron fesselt, zerrissen, — ihre Liebe. Er wußte dieß selbst nicht, denn Schmeichler hatten ihn von allen Seiten umgeben, und verhinderten, daß er je die Wahrheit erfuhr. Freylich gab es auch Leute an seinem Hofe, die seine Freunde zu seyn suchten, aber eben deßwegen für Feinde seiner Ruhe gehalten wurden.

Unter diesen war der Graf Nohilow, — es ist dieses sein eigentlicher Name nicht, aber dieß thut auch nichts zur Sache. — Oft stellte er dem Prinzen die traurigen Folgen seiner Ausschweifungen vor und hatte das Vergnügen, sein Herz nicht selten zu rühren. Die andern Hof-Schranzen aber wußten eben das mit seinen Sinnen zu thun, so daß der Same edler Handlungen nicht aufkeimen konnte. Sie brachten es auch so weit, daß Nohilow den Hof zu verlassen, und seine Ehrenstellen niederzulegen gezwungen war. Er that es vergnügt. Wie ein Reisender, der aus der stürmenden See an ein sicheres Ufer tritt, aber niedergeschlagen, wie dieser, wenn er einen Freund, den er liebte, auf den unsichern Wellen in einem zerbrechlichen Kahn zurücklassen mußte. Er gieng auf sein Landgut, und studierte für sich, nicht in Büchern, nicht im Umgange mit sogenannten oder wirklichen Weisen, nein, in Betrachtung eines Todtenkopfs. Große Männer haben immer etwas sonderbares an sich. Die Be-

trachtung dieses menschlichen Ueberbleibsels war für ihn so lehrreich, so interessant, daß er manchen ganzen Morgen eben so eifrig zu brachte, als ein frommer Andächtler vor seinem Heiligen.

Eines Tages, als er eben bey seinem todten Lehrer in die Schule gieng, stürzten ein Jüngling und ein Mädchen zu ihm herein, warfen sich ihm zu Füßen, und fleheten um seinen Schutz. Denn in den Zeiten seines Glanzes war er die bekannte Zuflucht aller Unterdrückten gewesen. Das Mädchen war dem Jüngling versprochen. Beyde liebten sich, und freueten sich auf ihre Verbindung. Aber sie war zu schön, um unbemerkt zu bleiben. Ein adlicher Kuppler sah sie, fand sie für seinen Fürsten artig genug, und verrieth ihm ihre stille Wohnung. Ihre Unschuld war der Preis, für den sich der Elende Gunst, und Aemter zu kaufen gedachte. Der Fürst ließ sie holen, sie hatte alles, ihn zu befriedigen, nur keine niedrige Seele, und so widerstand sie ihm mit einer Macht, daß er selbst Hochachtung für sie fühlte. Gerührt durch ihre Bitten, durch ihre Thränen war er im Begriff, ihre Tugend zu belohnen, als Cabale und Schmeicheley alles wieder bey ihm verdarben. Man stellte ihm vor, er sey Herr, in dem Augenblicke, da man ihn seinen Leidenschaften unterwerfen wollte. Man sprach von weiblicher Narrheit, die man mit Gewalt bändigen müßte, und der gute Prinz ließ sich bereden, Liebe erpressen zu wollen, als wenn sie eine Abgabe wäre, die ihm die Landestöchter zahlen müß-

ten. Man schickte Leute ab, die das arme Mädchen aufheben sollten. Sie floh nun mit ihrem Geliebten zum würdigen Nohilow. Gerührt hörte der Greis ihre aufrichtige Erzählung an, und bezeugte ihnen mit Thränen seine Theilnahme. Aber was konnte er, als ein gefallener Staatsmann gegen den Fürsten thun? Indem sie sich jetzt mit einander über die Zukunft berathschlagten, kam der Fürst an; man hatte den Weg der Liebenden erfahren, und der Prinz selbst hatte sich die Mühe genommen, ihnen sogleich mit einem kleinen Gefolge nachzusetzen. Seine Ankunft verbreitete die größte Unruhe im Landhause des alten Nohilow; aber je größer die Noth, je schnellere Entschlüsse. Der Greis bat die beyden Flüchtlinge, sich in ein anderes Zimmer zu begeben, und empfieng ruhig den Fürsten.

Er kam, und fragte den Nohilow sogleich, ob er die Flüchtlinge bey sich hätte. Die Frage wurde bejaht, und nun begehrte der Prinz, daß sie wieder herausgegeben werden möchten. Nohilow weigerte sich dessen, der Hof erstaunte, und der Prinz war betreten. Er fieng schon an zu drohen, und war bereit, die Gewalt zu mißbrauchen, die er in Händen hatte.

„Ha, großer Prinz, erwiederte Nohilow, mit einer Verstellung, die ihm gewiß keine Schande machte, ich hatte Unrecht, mich ihren Absichten zu widersetzen, ich schätze die gnädigen Gesinnungen, die sie gegen ein armseliges Bürgermädchen äußern, und mein Trotz geschah bloß aus der Absicht,

mich

mich von der Gewißheit, derselben zu überzeugen. Bedienen sie sich der Macht, die sie in Händen haben, daß sie die Größe eines ihrer Vorfahren erreichen. Schenken sie mir die Gnade, ihnen einige seiner Handlungen erzählen zu dürfen. Er liebte elegante Verschwendung, und that sich nie den Schimpf an, geringer zu tafeln, als daß nicht für den Werth eine ganze Stadt hätte satt werden können. Lassen sie sich auch Proben seiner Großmuth erzählen. Woran seine Bauern Jahre lang geschwitzt hatten, war er großmüthig genug, in einer wollüstigen Minute seiner Maitresse zu schenken. Gegen das Frauenzimmer war er sehr gnädig, und viele Eheleute konnten sich der Ehre rühmen, ihr Gut mit ihrem Fürsten zur Hälfte zu besitzen. Er unterstützte die Künstler, — wenn sie ihn in Erz ausgruben, und Gelehrte, — wenn sie ihn in den Annalen den Großen nannten. Er war viel zu groß, Eingriffe in seine Macht zu leiden. That man ihm Vorstellung, daß er statt glänzender Opernhäuser den Bauern bequeme Hütten bauen möchte, so wußte er diese Verwegenheit hart zu bestrafen. So lebte er herrlich und in Freuden. So vergaß er die Menschheit, und lebte wie ein kleiner Gott. — Monarch! Monarch! — hier ist sein — Bildniß!"

Bey diesen Worten riß er den Todtenkopf aus dem Schrank, und hielt ihn dem Fürsten vor, der erschrocken auf einen Stuhl sank. Die Hofleute sprangen hinzu, und suchten den Redner zur Ruhe zu bringen, aber er fuhr mit einem Enthusiasmus,

der ihm den Seegen des Volks werth war, in folgenden Ausdrücken fort:

„Zurück, Elende, laßt euerm Fürsten die Medicin trinken, wenn sie auch bitter wäre! Laßt mich reden! Verwirk ich das Leben, gut, ich habe sterben zu können gelernt, aber laßt mich fortreden! — — Ja, ja, Monarch! dieß ist das traurige Ueberbleibsel deines stolzen Vorfahren. — Welcher Zug ist hier königlich? Welcher Schmeichler wird ein so grober Lügner, ein so abscheulicher Gotteslästerer seyn können, hier noch etwas Göttliches finden zu wollen? Dieser Kopf, der vor wenig Jahren unter der Krone noch der Unterthanen Schreck war, ist jetzt so armselig, daß man ihn leicht mit dem Kopf eines Bettlers verwechseln könnte. Und der unsterbliche Bewohner, wo wird der jetzt seyn? Wie wird er vor dem Richter stehen? Nun kein König mehr, aber ein Schuldner aller seiner Unterthanen, deren König er war. — Bettler, Sclaven sind Menschen, und Fürsten sind es auch. Sie sind Menschen, müssen sterben, und können es in jeder Minute.“

„Nun, Durchlauchtigster Prinz, die Thüren sind offen, sie finden das Mädchen und den Jüngling. Und hier bin ich; der Majestäts-Verbrecher erwartet hier sein Urtheil, und geht, es dem höhern Gericht vorzulegen. Meine Güter fallen in ihre Hände, und dieß bitte ich als die letzte Gnade mir aus, von meinem Erbtheil nehmen sie auch — diesen Todtenkopf an!“ —

Nun

Nun stand der Fürst eine Zeitlang, endlich mach= ten Thränen seinem Herzen Luft. Er umarmte den ehrlichen Rohilow, nannte ihn seinen Freund, sei= nen Vater, setzte ihn in seine Ehrenstellen wieder ein, und that nichts, ohne ihn um Rath gefragt zu haben.

Die beyden Liebenden machte er glücklich, dem Mann verschaffte er Brod, und ihr gab er eine rei= che Aussteuer mit. Dieß Opfer machte ihm um so mehr Ehre, da das Mädchen schön wie ein En= gel, und der Prinz von jeher durch seine Hofleute in schwärmerischer Wollust eingewiegt war.

Der Todtenkopf ward nun auch sein Studium, er erfuhr zwar, daß es nicht der Kopf eines seiner Vorfahren war; aber das konnte seinem Stolze nicht schmeicheln, in der Königlichen Gruft hatte jener vielleicht noch ein schrecklicheres Ansehn. So lernte er, das zu seyn, was alle Regenten seyn sollten: —— Väter der Unterthanen!

10.

Das Testament des verstorbenen berühm= ten Engländers Edmund Burke.

Zuerst empfiehlt er seine Seele Gott und dem Erlöser, nach einer, wie er sich ausdrückt, alten, guten und löblichen Gewohnheit, deren Schicklich= keit sowohl sein Verstand als sein Herz anerkennen. Er verbittet sich ein größeres Denkmahl, als einen

bloßen

bloßen einfachen Stein mit der Inschrift seines Nahmens an der Kirchmauer. „Ich sage dieß, denn ich kenne die Partheylichkeit meiner Freunde gegen mich, und habe schon in meinem Leben zu viel Geräusch und Lob gehabt.“ — Zur einzigen Erbin und Testamentsvollzieherinn setzt er seine Gemahlinn ein, von deren vortrefflichen Eigenschaften er voll Bewunderung und Entzücken spricht, und empfiehlt sie der Vorsorge seiner Freunde, des Herrn D. Walker, King, und Lawrenie.

Diejenigen, von welchen ihn der Unterschied in den politischen Meynungen über vorgefallene und bevorstehende Staatsveränderungen trennte, und mit welchen er sonst in inniger Freundschaft lebte, bittet er um Vergebung, wenn sich an seiner Seite menschliche Schwachheit eingemischt haben sollte. Zuletzt empfiehlt er dem Staatsminister, Herrn Pitt, und seiner Unterstützung die von ihm errichtete Schule für unglückliche Kinder verdienstvoller Emigranten.

Noch mehr Aufsehen hat das Testament des im Jahr 1797 verstorbenen ältern Herrn Thelluson in England gemacht, welcher von seinem großen Vermögen, welches 700000 Pfund Sterling geschätzt wird, seiner Wittwe und Kindern nur 100000 Pfund, das übrige aber dem ersten Sohne seines jetzigen Großkindes, das nur erst sieben Jahr alt ist, hinterläßt. Im Falle dieser keinen Sohn bekommen sollte, wird das ganze, so aufgesummte, ungeheure Vermögen, welches alsdann viele Millio-

nen beträgt, zur Abbezahlung der Nationalschuld bestimmt. Wer sein Rittergut in der Grafschaft Yorkschire kauft, soll allemal den Namen Thellusson führen.

11.

Ueber sinnliche Darstellung des Todes.

Die Alten haben den Tod als einen kraftvollen Jüngling gebildet, weil er das irdische Wesen zermalmet. Ihre Darstellung hat nichts abschreckendes. Es war ein heiteres, lachendes Bild.

Wir haben eine scheußliche, schauerliche Allegorie, die letzten Reste der verwesten Hülle gewählt, nehmlich ein Gerippe. Wir haben damit das Unglück der Menschheit, die Furcht, den Abscheu des Todes erhöht.

Lukrez erinnert sehr richtig, daß diese Furcht vorzüglich daher rühre, weil der Mensch sich stets neben seiner Leiche stehen sieht. War es philosophisch, einen solchen Ideen-Gang zu begünstigen? Vom Tod, der nur Auflösung der momentanen Hülle ist, gerade nur ein einzelnes Bild, gerade nur dasjenige aus der Natur zu heben, was uns von seinem vollen Begriff eine theilweise, und gerade die niederschlagendste Idee vor die Seele stellt? — War es philosophisch richtig, den Tod, das heißt, die Abstreifung einer Hülle mit alle dem Betrübenden, Niederschlagenden, Schreckenden, und Widirgen

drigen zu umgeben, das doch nur die Welkung dieser Hülle, die Ablegung des thierischen Wesens betrifft, und alle andere wesentliche Bestandtheile des Todes, als alles, was er für das zur Veredlung bestimmte Wesen wohlthätiges haben muß, aus unserer sinnlichen Darstellung, und dadurch aus unsern Empfindungen zu verbannen?

Die natürliche, große Anhängigkeit des Natur-Menschen an seiner thierischen Existenz hat dieses Dunkel, diesen Schauer geschaffen, die den Tod umgeben; aber, es ist der Zweck der Weisheit, sie zu zerstreuen. Man sollte also auf eine neue allegorische Vorstellung des Todes denken. Das Attribut der umgestürzten Fackel, genügt mir allein nicht. Ich schlage vor: das Bild eines verschleierten Jünglings, der in einer Hand den Dolch oder die umgestürzte Fackel trägt, in der andern einen Strahlen-Kranz. Der Schleier bezeichnet die Dämmerung des Uebergangs von einer Existenz zur andern; der Dolch das Zerstörungs-Geschäft der thierischen Hülle, so wie die Fackel deren Aufhören; — der Strahlen-Kranz den in dieser Zerstörung liegenden Fortschritt zur Veredlung.

12.

Ueber Gräber-Besuche und Todten-Feste.

Die Sitte der Orientaler, jährlich an einem bestimmten Tage, die Gräber ihrer Voreltern zu besuchen, ist eine dem Weisen ehrwürdige Sitte.

Warum

Warum nehmen wir sie nicht auf? Ist ihr großer Gewinn für die Moralität, für die Erhöhung der kindlichen Liebe und Achtung, für die Befestigung derjenigen Bande, die der menschlichen Gesellschaft am allerwichtigsten sind, wohl verkennbar? —

Die Jüdische Nation, ein Gegenstand unseres Hohns, unsrer Verachtung hat diese Gewohnheit aus dem Orient zu uns herüber gebracht und erhalten; und diesen schönen Sitten-Zug bringen wir ihr nicht in Rechnung? Auch bey ihr, wie bey allen Orientalern ist alles heilig, was nur auf diesen Gräbern wächst.

Auf einer meiner Besitzungen befindet sich ein Jüdischer Kirchhof, und mit stiller Ehrfurcht gehe ich stets vorüber vor den Bäumen und Gesträuchen, die ein so ehrwürdiger, die Natur der menschlichen Seele ehrender Gedanke mit dem Stempel der Sicherheit und Unverletzbarkeit gezeichnet hat, und die sich ruhig unter dem Schutze einer so schönen Empfindung dem Olymp entgegenstrecken.

Irgend jemand hat jüngst vorgeschlagen, ein Todten-Fest zu feiern. Dieser Gedanke ist so wahr, so schön, so wohlthätig für die Empfindung, so wichtig für die Moralität, und doch hat er keine Sensation gemacht? —

Wie? und die Menschheit, und selbst unsere Nation besitzt der edlen und guten Wesen so viel, — und sie könnten sich nicht schlingen in einen Bund, um der Religion diesen schönen Kranz aufzusetzen? — Glaube ist ja nur die Sache der Empfindung,

und deren Strom hätte die Dogmatik rein in ihre Schale eingefaßt? — versiegt und trocken deren Beet? —

Ja, Theologie und Mythologie ist für die ungebildeten Classen der Menschheit nothwendig und wohlthätig. Ach, warum strebt man nicht, sie den gebildeten Classen werth zu machen! Die Empfindung zu bestechen, wo die Vernunft sich empört, nicht zu bestechen ist, — und so die gebildete wie die ungebildete Menschheit friedlich an den großen Punct zu geleiten, wo der Vorhang der Wahrheit unaufhaltsam herauf rollt, und vor ihrem Glanz aller, auch der wohlthätigste, Wahn sinkt!

Sollte es wirklich noch nicht Zeit seyn, der Religion bey den höhern Volks-Classen eine edlere Stütze zu geben, als Eigennutz und Herschsucht?

Apostel und Heilige haben ihre Feyertage. Laßt uns ein Todtenfest stiften, dem Andenken der Verstorbenen, der Erinnerung ihrer Liebe, ihrer Tugenden, der Hoffnung des Wiedersehens, der Huldigung ihrer Asche geweiht! —

Feyert es in dem Blüten-Monathe, wo die Natur wieder aufersteht, und uns das Pfand giebt jener schönen Hoffnung des Erwachens in einer edlern Form, jener geheimen Ahndungen des Wiedersehens und Wiederfindens, wo die Flamme unserer Gefühle am reinsten glüht, unsere Phantasie am üppigsten schwelgt!

Der Lehrer der Tugend, das heißt der Religion sollen uns an diesem Tage sammeln: in einer Rede

dem

dem Andenken unsrer Verlornen huldigen, mit uns wallen im feyerlichen Zuge an die Gräber unserer Geliebten, sie mit Blumen bestreuen, und die Dornen aus ihren Hügeln jäten. Wollüstig wird sich an diesem Festtage die Thräne der Verwaißten ergießen. Er wird der Empfindung, der Moralität, der Familien-Liebe neues — reines Gold gewinnen, und damit das Wohl der Gesellschaft, das auf jenem einzig ruht.

Priester und Theologen aller Secten, ihr, deren Existenz naher Untergang droht, sollte euch meine Idee nicht willkommen seyn? — Solltet ihr mich nicht verstehn? —

13.

Ueber Kirchhöfe und Begräbniß-Arten.

Dem Weisen ist auch die Anhänglichkeit an die Hülle des unsterblichen Wesens heilig, denn sie ist eine höhere Stufe der Empfindung, eine Zartheit und Verfeinerung des Gefühls, also Tugend. Wenn aber der Schmerz mit der Idee ausgespielt hat, daß der Entflohene noch um ihn ist, weil sein sinnliches Bild noch existirt — und wie enge begrenzt nicht Verwesung diesen Spielraum! — ist es dann noch vernünftig, diese geliebte Hülle allmählich von Fäulniß und Gewürm zerfleischen, und zu dem eckelhaftesten und grauenvollsten Anblick umschaffen zu lassen? Ist es dann nicht vernünftiger, diese

Hülle, gleich den Alten, durch die Flammen zu verzehren, und dadurch eine reinliche Maße der Reste zu sammeln, die uns so theuer sind? — Welche süße Wonne mußte es der Schwärmerey des Schmerzes bey den Griechen und Römern gewähren, den Aschen-Krug in seiner edlen und schönen Form, auf ihre Tische, vor ihr Lager zu stellen, der die geliebte Hülle alles dessen umschloß, was ihm einst theuer war?

Kann der Mensch ohne Lächeln, ohne Scham sich von dem kindischen Gefühle Rechenschaft geben, mit dem er die Dauer seines irdischen Daseyns auch in der leblosen Leiche zu verlängern strebt, den Zeit-Raum dieser Dauer ängstlich mißt und berechnet, und Glück in der Idee findet, nach Jahren, Jahrhunderten — immer nur Momente in der Urne der Ewigkeit — diese Gebeine noch unversehrt zu wissen?

Und ist überhaupt Sinn darin, der Menschheit den Uebergang aus einer Existenz in die andre vorsetzlich und gewaltsam zu erschweren? den Tod durch alles, was nur die Einbildungskraft düstres und betrübendes schaffen kann, mit Schrecken zu umgeben, ohne irgend einen andern Vortheil oder Gewinn als Erhöhung der Leiden des sterbenden Wesens? auf dessen Schicksal es durchaus keinen Einfluß hat, und haben kann, ob es mit den Zurüstungen der Angst, oder mit Lächeln hinüberschlummert.

Wie sehr würden wir also nicht den letzten physischen Kampf der Sterbenden erleichtern, wenn

wir alles schauerliche von der Idee des Todes, von der Trauer und den Leichenbegängnissen entfernten, wenn wir allmählich die Menschheit gewöhnten, freundliche und lachende Ideen zu verbinden mit einem Uebergang, der doch unvermeidlich ist, der nach richtigen, philosophischen Grundsätzen nichts schreckliches haben kann; wenn wir also der Phantasie des Sterbenden einen rosenfarbnen Spiel-Raum öffnen, statt sie auf die Folter zu spannen.

Alle unsere Versinnlichungen des Todes, alle unsere Trauer- und Begräbniß-Anstalten sind also zweckwidrig. Man bestreue die Hülle des entflohnen Geistes mit Blumen, man vertraue sie, wenn sie ja langsam verwesen muß, dem mütterlichen Schooße der Erde, man pflanze Rosen auf den Hügel, der sie bedeckt, man begleite sie mit dem stillen Gesange der Wehmuth und Sehnsucht, aber man wandle alles in freundliche Bilder. Der Kirchhof werde, wie bey den Völkern des Orients, wie bey der harmlosen Secte der Herrnhuter ein Garten, ein öffentlicher Ort des Vergnügens, der Tempel des wollüstigen Schmerzes, den nur feine Seelen kennen, der edlen Huldigung der Tugend; Erinnerung des Glaubens, des Hoffens, der Sehnsucht, des Emporflammens tugendhafter und erhabner Gefühle! —

Nach diesem Sinne habe ich selbst, — (nehml. Julius Graf v. Soden) kürzlich einen neuen Kirchhof angelegt, und diesen Geist athmet folgende Inschrift, die er erhalten soll:

„Wanderer! Wesen nicht, Raupen-Hülle nur findest du hier des entflohenen glänzenden Schmetterlings! Doch der Weise ehret selbst der Unsterblichkeit Schleyer, nassen aufwärtsgerichteten Blicks!“ —

Mögen alle diese Ideen romantisch und parador scheinen! Nur derjenige gilt mir als Wohlthäter der Menschheit, der sie nicht für gesund erklärt, wenn der Puls fiebert, sondern ihre Krankheit angreift, und zu zerstören sucht.

* * *

14.

Was der Tod ist.

Der Engel Raziel, der den enterbten und gesunkenen Adam tröstete, war oft beym Tode der armen Menschen, und trug zuweilen die abgerißne kalte Frucht in einen höhern, wärmern Garten, darum sehnte er sich, einmahl selbst den menschlichen Tod zu fühlen. Ein Kreis von freundschaftlichen Engeln versprach ihm nach dem Augenblick des Todes mit ihrem Lichthimmel zu umringen, damit er wüßte, daß es der Tod gewesen.

Er schlug wie ein elektrischer Strahl sich in den Leichnam eines unglücklichen unbekannten Rechtschaffenen, dessen Untergang gewesen war nicht wie der der Sonne, die sich prächtig vor dem Angesicht der wachenden Natur ins Meer wirft, daß rothe

Wellen am Horizonte hinaufschlagen, sondern wie der Untergang des Mondes, der still um Mitternacht hinter einem falben Gewölke versinkt; und er füllte das welke und müde Gehirn des Armen mit einem belebenden Feuer, aber niemand merkte, daß nun aus dem Körper nicht der Rechtschaffene, sondern ein Engel handle. Jetzt flogen seine Gedanken nimmer, sondern wadeten durch die Atmosphäre des Gehirns; und eine schwüle Luft drückte ihn. Die Gegenstände legten für ihn die herbstliche, verfließende Duftgestalt ab, und stachen auf ihn mit einbrennenden Farben; er empfand alles dunkler, aber stürmischer und eingreifender; der Hunger riß an ihm, der Durst brannte an ihm. — Ist das der Tod der Menschen? sagte er. Da er aber keine Engel und keinen umflammenden Lichthimmel sah: so merkte er wohl, daß das bloß das Leben derselben sey.

Abends lagen seine Phantasienbilder nicht mehr, im Sonnenschein, sondern in einem dampfenden Feuer, und Bilder vom Tage rollten lebendig und wie Gespenster vor ihn, und eine unsinnige, unbändige Sinnenwelt stieg vor seinen Gedanken auf, und auf seinem Haupte lag ihm, — so kamen ihm die Vorboten des Schlafes vor, — ein quetschender Erdball, bis endlich hinter dem dicken Leichenschleier des Schlafes sich der den Himmel nachäffende Traum mit einem zaubernden Kuße um ihn klammerte: da rannen — so schien's ihm — die Erde und sein Körper von ihm ab, und der verlassene

Lichthimmel mit seinen Engeln strahlte ihn an. „Das war denn der Tod, da ich mich niederlegte!“ sagte er im Traume; aber da er wieder mit seinem eingeklemmten Menschenherzen aufwachte, und die Erde noch erblickte, so sagte er: „das ist doch nicht der Tod, sondern bloß der Schlaf und der Traum des Menschen, ob ich gleich den Lichthimmel und die Engel gesehen.

Der verstorbene Rechtschaffene hatte doch noch einen Freund, an den ich oben nicht dachte, da ich ihn unglücklich nannte; aber der Freund wuste nicht, daß den Körper seines entwichenen Freundes bloß ein Engel beseele. Der Engel liebte ihn mit freundschaftlicher Eifersucht, und labte sich mit dem Augenblick, wo er diesem einmahl sagen könnte, er hätte in einem Körper zwey Freunde geliebet. Du düsteres Menschenherz von Erde, sagte er, wie könnt' in dir das ätherische Gewächs der Freundschaft aufgehen, und dich mit seinen heiligen Wurzeln umschlingen, und auf dir mit einem Blumenkelch prangen, in dem der niedergefallne Himmel mit seinen Reitzen wohnt. Der Engel wünschte, der Freund stürbe mit ihm in den Himmel; aber er starb früher. Als nun die harte nackte Statüe ohne dem einwohnenden Gott, umlag, und der Tod durch das versteinerte Antlitz heraussah, und starrte, und mit der kalten, gelben Hand den lebendigen anfaßte, — als dem Engel schmerzhaftes Sehnen nach dem Freunde, und trauriges Blut das Herz auseinander drückte, und zuletzt das schwellende Auge in ei-

ne brennende Thräne zerriß; so dachte er, er flöße mit der Thräne weg, und stürbe so; allein es umfing ihn kein Lichthimmel, und er seufzete, daß das der Tod noch nicht sey, sondern nur der Schmerz über einen fremden Tod.

Der Körper des Rechtschaffenen legte ihn auf alle die Dornen, in die die höhern Stände mit vereintem Druck den niedrigen tiefer eintreten und einrütteln. Die Krallen vornehmer Wappenthiere sahe er am wehrlosen Raube hacken und pflücken, und diesen hörte er vergeblich stöhnen. Da durchschoß der Stich des menschlichen Hasses zum erstenmahl sein englisches Herz. Er fühlte eine innere Verwüstung und Zerreißung, und sagte: der menschliche Tod thut wehe. Aber er sah keine Engel; doch begriff er nicht, wie das Laster nicht den Geist zernage und ermorde.

Allein, da er einmahl in einer Abendstunde las die Beyspiele der menschlichen Tugend, wie der Mensch unter dem Anbellen seiner eigenen Bedürfnisse, unter tiefen Wolken, und hinter lauter Nebeln auf dem einschneidenden Lebenswege, doch mit dem Blick auf die Sonne am höchsten Himmel, auf die Pflicht für Eltern, für Kinder, für Freunde, für Bürger gebende und führende und helfende Arme ausstrecke, nun nichts bey sich, als die Hoffnung trage, gleich der Sonne in der alten Welt unterzugehen, um wieder in der neuen aufzugehen; so schlug seine Entzückungsflamme über das geborgte irdische Gebäude hinaus, die mürben Bande des

Körpers gingen auseinander, und der tiefste aber vorüberfliegende Schlummer deckte vor ihm den Lichthimmel und die Engel auf, deren Strahlenstrom ihm über den umgefallnen irrdischen Damm entgegenwallte. „Bist du wieder da', du spielender Traum?" sagte er: aber sein verstorbner Freund umschlang ihn unter dem Lächeln des Himmels mit dem begeisterten Kuß, und sagte: „Das war der Tod, du Erd- und Himmelsfreund!" —

15.

Begräbniß-Gebräuche einiger Völker als eine Fortsetzung dieser Rubrik des ersten Theiles.

1) Begräbnißgebräuche der Canarier.

Die Canarier trockneten die Leichen ihrer Verstorbenen, nahmen die Eingeweide heraus, kleideten sie sorgfältig in Windeln und Ziegenfelle, und stellten sie in diesem Aufzuge aufrecht in Hölen, oder in steinernen Särgen, die sie mit kleineren so sauber ausfüllten und verwahrten, daß, wer es nur irgend zu Gesicht bekommt, über den erfinderischen Geist dieses Volks erstaunen muß. Man findet noch häufig an verschiedenen Orten solche Leichen, die völlig ausgedorret, und sehr leicht und noch ganz und ohne irgend einem Fehler sind.

2) Bey

2) Bey den Patagoniern.

Die Todten der Patagonier werden von den Weibern skelettirt, und ihre Skelette bey den Moluchen in viereckigte, eine Klafter tiefe Gewölbe ohnweit ihren Wohnungen, — bey den Pualchen aber oft wohl dreyhundert Englische Meilen weit von ihrem Lande in Hütten oder Zelten aufgestellt, und die skelettirten Pferde um die Grabmähler herum. Dieß muß in der That ein fürchterliches und schauervolles Ansehn geben. Und so ist die ganze östliche wüste Küste von Rio-Negro an bis an das Cap Farwell mit solchen Grabmählern besetzt. Aus jedem Stamme muß nun jährlich eine ehrwürdige Matrone die Skelette auskleiden, und wieder von neuem anputzen.

Die Wittwe muß ein Jahr lang um ihren verstorbenen Mann trauern. Während dieser ganzen, langen Zeit darf sie nur zur höchsten Nothdurft aus ihrem Zelte herausgehen. Das Gesicht muß sie sich mit Ruß beschmieren, die Hände darf sie nicht waschen, und des Kuh- und Pferdefleisches muß sie sich enthalten. So lange das Trauerjahr noch dauert, darf sie nicht wieder heyrathen, und würde sehr hart und nachdrücklich bestraft werden, wenn man einen geheimen Umgang zwischen ihr und einer Person des andern Geschlechts entdecken würde. Sie könnte wohl gar Gefahr laufen, von den Verwandten ihres verstorbenen Mannes getödtet zu werden.

16.

Grabschrift auf die Schweitz nach der Eroberung durch die Franzosen im März 1798.

Man fand einst an dem in der Stadt Bern aufgerichteten Freyheits-Baum folgende Grabschrift, die ihrer Naivetät wegen von mir in dieser Sammlung von Denkwürdigkeiten ist aufgenommen worden.

„Hier liegt begraben Halvetia, ihres Alters 490 Jahr. Geboren im Grütli im Jahr 1308, gestorben den 5 März 1798. Ihr Leben war das Leben einer Rose, kraftvoll und blühend als Knospe, doch welkend und zerfallend, da schwüle Hitze von außen, und zerstörender Andrang von innen, die erbleichenden Blätter auseinander trieb. Angebetet in ihrer Jugend von jedermann, ward sie im Alter ihren Anbetern zum Gelächter, und ihren eigenen Kindern zum Spott, bis auch sie nach überstandenen Alters-Schwachheiten Ruhe fand im Dunkel des Todes. Ihr Untergang fragt ernst: Was ist irdische Größe? — und ihre Asche erinnert schauderhaft an die alles zerstörende Kraft der Zeit. Ich arme Tanne (Freyheitsbaum) bin der Erblaßten zum armen Denkmahl gesetzt. Meine abgehauenen Wurzeln, meine abgestutzten nie wieder grünenden Aeste, der leere Helm über mir, und die Flit-

terhänder um mich, reden vernehmlich zum fühlenden Herzen. Wanderer! Opfere der Abgeschiedenen eine Rührung der Seele, eine Thräne des Mitleids.

* * *

17.

Solche kommen oft im Reiche der Todten an. Eine rührende Geschichte.

In den Kayserlichen Staaten lebte ein junger Mann aus einem sehr angesehenen Hause, den das Schicksal das Ende seiner Laufbahn früh gezeichnet, und blutig gezeichnet hatte. Schon seine Jugend war nicht die glücklichste. Seine Aeltern lebten in einer beneidenswerthen Ruhe auf einem Landsitze, der den Vater des Unglücklichen in einem bequemen Leben selbst nicht ohne Glanz erhielt.

Ein unglücklicher Blitzstrahl endete diese ländliche Glückseligkeit plötzlich. Das ganze Gut brannte ab; die Zerrüttung der Umstände dieser Familie war die Folge davon, und Vater und Mutter wurden dem Sohne in kurzer Zeit durch den Kummer, der der besten Gesundheit nicht schont, entrissen.

Verlassen gieng nun der zwanzigjährige Jüngling umher, zwar hatte er hohe Anverwandte; allein er konnte es nicht erst über sich erhalten, einen Versuch bey ihnen zu machen, bis endlich die gute Gemüthsart einer Tante ihm Muth einflößte,

und er ihr seine Noth zu entdecken wagte. Und hier waren auch seine Bemühungen nicht umsonst. Sie nahm in der That seine Vorsorgung über sich.

Seine Lust zu Kriegsdiensten ließ ihr den Entschluß fassen, weil damals diese Stellen noch käuflich waren, ihn als Ober-Lieutenant auftreten zu lassen, und Ferdinand hielt sich für den glücklichsten auf der Welt. Er erwarb sich hier auch bald sowohl die Liebe seiner Vorgesetzten, als die Hochachtung seiner Kammeraden. Er besaß übrigens einen edlen Stolz; den sein Vater in ihn gelegt hatte, und nichts war ihm empfindlicher, als sich über etwas gutes, welches er versäumt, Vorwürfe machen zu müssen. Der Gedanke eines begangenen Verbrechens hätte ihn zu Boden geschlagen, übrigens war junges warmes Blut in ihm, und von Uebereilung irgend einer Leidenschaft war er nicht ganz frey.

Sein Regiment lag auf dem Lande, sein Kapitain war verreist, und er hatte die Besorgung der ganzen Kompagnie. Er reiste zum Stabe, um die Löhnung zu holen. Beliebt und allgemein geschätzt ward er zum Obersten eingeladen, und lernte daselbst einige Officiere kennen, die er vorher noch nicht gesehen.

Ein Freund des gesellschaftlichen Lebens schloß er sich von der Abendpartie nicht aus. Man scherzte, trank, war frölich, und zuletzt wurde gespielt.

Immer

Immer noch hatte sich Ferdinand von diesem verderblichen Dämon zurückgezogen. Noch nie bey allen übrigen Galoppaden seines Leichtsinns, diese ihn überwältigt, aber auch noch nie hatte er den Stern des Unglücks in dem Maße empfunden, wie er heute auf ihn herabzubrennen schien.

Er verlor alles was er bey sich hatte, das war ihm empfindlich. Er vergaß alle seine Grundsätze, oder vielmehr: sie fielen ihm nicht ein. Der Verlust seines Geldes schwebte ihm immer vor Augen. Er eilte nach Hause, freylich in der sichern Ueberzeugung, er werde sein Geld wieder gewinnen, und nahm, nicht mehr sein Eigenthum, nein, die ihm anvertrauten Kompagnie-Gelder.

Beym Nehmen fiel ihm nicht einmahl die Möglichkeit ein, daß sie könnten verloren gehen. Hätte er sich die Folge nur zum Theil vorstellen können, die eine solche Veruntreuung haben könnte, er wäre geflohen vor dem Griff, der ihn so ganz elend machte. Aber er gieng, und trat mit der heitersten Miene wieder in die Gesellschaft. Ferdinand spielte fortdauernd unglücklich, und verlor alles ihm bestimmte und anvertraute Geld. Er verfiel beym letzten Satz in eine Art von Fühllosigkeit. Doch wie er diesen verloren hatte, stand seine ganze That mit schrecklichen Farben vor seinen Augen. Kaum behielt er so viel Gegenwart des Geistes, sich nicht zu verrathen, und da er wenig Minuten darauf

die

die Gesellschaft verließ, war sein Zustand erbarmenswerth. Cassation, Schimpf und Verachtung schwebten ihm immer vor Augen. Er konnte es selbst nicht begreifen, wie es ihm möglich gewesen wäre, dieses zu begehen, wie er seine Gefühle so ganz verleugnen, seine Ehre Preis geben können.

Das einzige Mittel sich zu retten, mochte er wohl denken, sey die Zuflucht zu seiner Tante, die schon so großmüthig ihn unterstützt hatte. Er setzte sich, und schrieb:

Ich bin das verworfenste Geschöpf, welches man finden kann. Ich kann mir selbst nie verzeihen, was ich gethan, aber ich habe Verwandte, und mag diese nicht beschimpfen. Ich habe mich zum Spiel verführen lassen, und habe die Kompagnie-Gelder eines ganzen Monaths verspielt. Retten sie mich, retten sie den ehrlichen Namen meiner Familie. Ich muß sogleich das Geld haben. Zwölf Stunden nach Empfang dieses Briefes ist es zu spät. — Schließen sie, theuerste Tante, aus meinem Schreiben, auf meine Lage. Kaum weiß ich noch, ob ich denke. Wenn sie mich in Ruhe setzen, dann sollen sie alles wissen, genau meinen Fehler, und auch genau meine Reue erfahren. Aber jetzt, wenn meine Ehre, mein Leben ihnen lieb ist, so schicken sie gleich die Summe, welche sechs hundert Gulden beträgt. Verzeihen Sie ihrem zu Grunde gerichteten Neffen. Ferdinand.

Er schickte mit diesem Briefe eine Ordonnanz fort, und befahl zu eilen, als ob es die Rettung eines Menschen beträfe, und dieser treue Diener seines Vorgesetzten befolgte den Befehl noch fast über die Möglichkeit seiner Kräfte. Aber seine Eile hatte auf Ferdinands Gefühle keine Wirkung. Jede Minute dünkte ihm, eine Stunde zu seyn. Er gieng mit einer Aengstlichkeit, welcher nichts zu vergleichen war, in seinem Zimmer auf und nieder. Er konnte schon nach einer Stunde nicht begreifen, wie es möglich sey, einen Weg von zwölf Stunden noch nicht zurück gelegt zu haben, endlich konnte er es nicht mehr aushalten, er lief hinaus aufs Feld, dem Wege zu, woher der Bothe kommen mußte.

Man kann sich seine Angst denken, ehe der Bothe erschien. Dieser war bey der Tante angelangt, und mit der Lage ihres Neffen bekannt werden, und ihm helfen wollen, war nur Ein Gedanke.

Aber unglücklicher Weise verfiel sie auf den Einfall, der junge Mensch bedürfe einer kleinen Beängstigung, um in Zukunft nie wieder der Gefahr ausgesetzt zu seyn, in diesen Fehler zu verfallen. Sie wußte nicht, wie ihm zu Muthe war, nicht, daß schon mehr als Höllenpein in seinem Innern brannte.

O hätte sie einen Blick auf ihn thun können, sie würde das unselige Billet nicht geschrieben haben, das er jetzt aus den Händen des Bothen empfieng:

„Nimmermehr, so lautete es, hätte ich geglaubt, daß Ferdinand sich zu einer Handlung hinreißen lassen würde, die ihn aus den Augen aller Rechtschaffenen bringen muß. Da ich dich unterstützte, hielt ich dich für einen edlen jungen Mann, der Freude und Ehre über mich und die Meinigen bringen würde. Und nun geschieht das Gegentheil? War denn in dir ganz der Gedanke an deinen ehrlichen Vater erloschen, der sein Letztes gab, um Unglück zu befriedigen, der nie jemanden etwas nahm? Du mußt Hülfe haben, schreibst du, und ich kann dir diese nicht geben, wenigstens vorjetzt nicht geben. In vierzehn Tagen will ich das Geld herbeyschaffen, und den Flecken zu verwischen suchen. Deine betrübte Tante, Amalie."

Kalt hatte, nach der Aussage der Ordonnanz, Ferdinand schon den leeren Brief genommen, kalt ihn eröffnet, gelesen, und gleichgültig dem Bothen befohlen, nur wieder nach Hause zu reiten.

Kaum aber war dieser zwanzig Schritt entfernt, so hörte er einen Schuß fallen, erschrack, kehrte um, und fand seinen Vorgesetzten, ohne irgend ein weiteres Zeichen des Lebens, in seinem Blute liegen. Einige zur Seite kamen auch herzu, und betrachteten den traurigen Gegenstand.

Zuletzt kam auch einer von Tante Amaliens Bedienten daher gesprengt, der einen Beutel mit Geld ans Pferd gebunden hatte. Guter Gott! rief er aus, als er Ferdinand todt sahe, was wird sie da sagen? Sie bat mich so sehr zu eilen, sie mußte wohl so etwas ahnden. Und doch komme ich zu spät!

Man denke sich den Zustand derselben, als sie diese Nachricht erhielt.

Moral ist gewiß zu Zeiten ein gutes Hülfsmittel, Fehler zu verhindern, und Menschen zu bessern, und sie ist allemal angewendet, wo sie beym Entschlusse zur That, und vor Ausführung derselben erscheint. Aber wenn sie nach geschehener That, ohne Untersuchung, ob sie einer Wirkung fähig ist, dem in den Weg geworfen wird, der sie verleugnet hat, so bringt sie sehr oft die schädlichsten Entschlüsse zur Reife und zur Ausführung.

Seine Tante hatte wohl nicht ganz unrecht kalkuliret, daß wohl sonderbare Gedanken in einer solchen Lage entstehen könnten, und sie hatte deßwegen gleich nach dem ersten Bothen, den zweyten mit dem Gelde abgefertiget. Aber auf das Entgegengehen, an den Entschluß eines Augenblicks hatte sie freylich nicht gedacht.

Es ist nichts reitzbarers, als Gefühl gerechter Vorwürfe, und es wirkt am tödtendsten gegen die

Liebe zum Leben, dieses Geschenk einmahl in uns verloren, uns alles übrige raubend, und zum Mörder der schönsten Empfindungen werdend. Ein hoffnungsvoller Mann starb hier von seiner eignen Hand im Gewirr seiner Gefühle und Leidenschaften! Wie oft geschieht das nicht!!

VIII.

VIII.

Trost und Beruhigung

bey

Krankheit und im Todte.

VIII.

Trost und Beruhigung bey Krankheiten und im Todte.

I.

Mirzas Gesicht.

Am fünften Tage des Neumondes, den ich, nach der Sitte meiner Väter, wie einen heiligen Tag feiere, gieng ich frühe ins Bad, hielt meine Morgenandacht, und stieg auf die Berge, die Bagdad umgeben; um auf ihrer einsamen Höhe den übrigen Theil dieses Tages im stillen Gebet und heiligen Betrachtungen zuzubringen. Die reine Luft, die ich auf den Gipfeln dieser Gebirge athmete, stärkte die Schwingungen meiner Seele; ich fiel in tiefe Betrachtungen über die Nichtigkeit des menschlichen Lebens. Ein Gedanke drängte den andern, bis ich endlich ausrief: „Wahrlich! Der Mensch ist nur ein Schatten, und sein Leben ein Traum. Indem ich so dachte, wendete ich meine Augen nach einem nahe gegen überliegenden Felsen, und erblickte auf seinem Gipfel einen im Schäfergewande, der eine Flöte in der Hand hielt. Er legte sie an den Mund, und fieng

an zu spielen. Sein Lied klang so sanft und lieblich. Friedliche Ruhe ergoß sich über mein Herz; denn mir war, als hörte ich jene himmlischen Gesänge, die den abgeschiedenen Seelen der Frommen bey ihrer Ankunft im Paradiese, entgegen tönen, und ihre Empfindungen zu den hohen Freuden der neuen seligen Wohnung erheben.

Ich hatte schon oft gehört, dieser Felsen werde von einem Geiste besucht, und viele hätten im Vorbeigehn seinen Flötengesang vernommen. Der Sänger selbst aber hatte sich noch keinem gezeigt. Die süßen Melodien, die er spielte, machten das Verlangen in mir rege, seiner Unterredung theilhaftig zu werden. Ich sah wie ein Träumender nach ihm hinüber, und wünschte mich bey ihm. Er verstand meine Sehnsucht, und winkte mit der Hand. Ich näherte mich voll schauerlicher Ehrfurcht, mit der uns der Anblick eines Wesens höherer Art durchdringt. Mein Herz war von seinen lieblichen Tönen erweicht, ich fiel zu seinen Füßen, und weinete. Der Geist aber lächelte mich mit Liebe und Freundschaft an. Sein huldreicher Blick verscheuchte auf einmahl alle blöde Furchtsamkeit aus meiner Seele. Er reichte mir die Hand, und hob mich auf. „Mirza, sprach er, ich habe dein einsames Gespräch vernommen; folge mir.“

Er führete mich auf den höchsten Gipfel des Felsen, und stellte mich auf seine Spitze. Wende deine Augen nach Osten, sprach er, und sage mir, was du siehest? „Ich sehe ein Thal, sagte ich, durch das

ein

ein großer breiter Strom fließt.“ — Das Thal, das du siehest, sprach er, ist das Thal des Elendes; und sein Strom ist der Strom der Zeit. „Warum, sagte ich, quillt dieser Strom, an dem einem Ende, aus einem dicken Nebel hervor? und warum bedeckt, auf dem andern Ende, eine eben so dunkle Wolke seinen Ausfluß?“ — Deßwegen sprach er, weil er wie ein kleiner Bach aus dem dunkeln Meer der Ewigkeit entsprang, und in dasselbe zurückeilet. Die Sonne giebt seinen rollenden Wellen Abtheilung und Maß, und so reicht er vom Anfang der Welt bis auf ihren Untergang. Betrachte nun diesen breiten Strom, der an beyden Enden mit Finsterniß bedeckt ist, näher, und sage mir, was du an ihm wahrnimmst? „Ich sehe eine Brücke, sagt ich, die in der Mitte über den Strom gehet.“ — Diese Brücke, sprach er, ist das menschliche Leben; untersuche sie genau. Ich strengte meine Augen an, und sah, daß sie aus siebzig ganzen und etlichen zerbrochenen Schwibbögen bestand, so daß die volle Zahl aller Schwibbögen ohngefähr hundert seyn mochte. Als ich die Bogen zählte, sprach der Geist zu mir: Diese Brücke bestand ehemahls aus tausend Schwibbögen, eine große Fluth aber riß die übrigen ab, und ließ das Uebrige in der Verwüstung, worin du sie jetzt noch siehest. Sage mir aber ferner, was du an ihr entdeckest? „Ich sehe eine Menge Volks darüber gehen, sagt ich, und über jedem Ende hängt ein schwarzes Gewölke.“ — Bey einer längern Aufmerksamkeit bemerkte ich, daß viele von den Hin-

übergehenden durch die Brücke in den unter ihr fließenden Strom fielen; denn in der Wölbung der Bögen lagen eine Menge Fallthüren verborgen. Wenn die Wanderer auf eine von diesen Thüren traten, so stürzten sie hinab, und waren augenblicklich verschwunden. Am Eingang der Brücke lagen diese Fallthüren sehr enge neben einander, und kaum hatte eine Menge Volks die Wolke durchbrochen, als die Hälfte davon in den Strom sank. Gegen die Mitte wurden sie seltener, aber gegen das Ende der ganzen Bögen vermehrten sie sich wieder, und lagen noch dichter, als am Eingange zusammen.

Auch sah ich einige wenige, die über die zerbrochenen Schwibbögen hinken wollten, allein der lange Weg über die Brücke hatte sie ermüdet, und ihre Kniee geschwächt, sie konnten die Risse nicht überspringen, und einer fiel nach dem andern in den Strom.

Der wunderbare Bau dieser Brücke, und die große Mannichfaltigkeit der Wanderer zogen meine Augen so sehr an, daß ich nicht aufhören konnte sie zu betrachten. Mein Herz wurde traurig, da ich sah, wie die armen Pilger sich so kläglich betrogen. Viele, die vor Scherz und Fröhlichkeit zu tanzen schienen, fielen unvermuthet hinab, und streckten im Fallen ihre Hände ängstlich nach allen Seiten aus, als ob sie sich zu retten suchten. Einige gingen in einer nachdenklichen Stellung, mit gen Himmel gerichteten Augen einher; aber mitten in ihren tiefen Betrachtungen strauchelten sie, und fielen mir

aus

aus dem Gesicht. Viele jagten bunten Wasserblasen nach, die vor ihren Augen hergauckelten; wenn sie aber gedachten, diese Luftgestalten zu ergreifen, so gleitete ihr Tritt, und sie versanken. Unter diesem Gewirr und Gedränge sah ich einige mit Säbeln und einige mit Harngläsern in der Hand auf der Brücke umherlaufen. Sie rannten den Herbeykommenden entgegen, und stießen sie mit Gewalt in die benachbarten Fallen.

Der Geist sah', daß ich mich diesem traurigen Anblick zu sehr überließ, und sprach zu mir: Zieh deine Augen von den Fallenden ab, und sage mir, ob du noch sonst was siehest. Ich sah auf und fragte: „Was bedeuten diese Vögel, die in großen Schwärmen unaufhörlich um die Brücke flattern, und sich von Zeit zu Zeit auf sie niederlassen? Ich sehe Geyer, Harpyen, Raben, und anderes Raubgevögel.“ Das sind, sprach der Geist, die Sorgen und Leidenschaften, die das menschliche Leben beunruhigen; als Geitz, Neid, Aberglauben Verzweiflung, Liebe und dergleichen.

„Ach! seufzte ich aus meinem beklemmten Herzen, wie nichtig ist der Mensch! er ist zu nichts als zum Elende geboren, und zur Sterblichkeit erschaffen.“ — Der Geist fühlte Mitleiden mit meinem Schmerz. Er befahl mir den Blick von dieser traurigen Aussicht zu heben, und sagte: Wende deine Augen nach jenem dicken Nebel, in den der Strom alle Geschlechter der Sterblichen, die in ihn hinabfallen, mit sich fortreißt. Ich richtete meinen

meinen Blick, so, wie er befahl, und, — es sey nun, daß der gute Geist mein Auge mit mehr, als natürlicher Sehkraft stärkte, oder einen Theil von dem undurchdringlichen Nebel wegnahm, — ich sah, wie sich das Thal an dem entfernten Ende erweiterte, und in ein unermeßliches Meer ausdehnte. Mitten durch dieses Meer ging ein hoher Felsen von Diamant, und theilte es in zwey gleiche Theile. Die dunkle Wolke ruhte noch auf der einen Hälfte des Felsen, so daß ich auf dieser Seite nichts erkennen konnte; die andere Seite aber erschien mir wie ein weiter Ocean voll unzähliger mit Früchten und Blumen bedeckter Inseln, zwischen denen die Seeströme hinwallten, und sie von einander schieden. Ich sah die Einwohner in glänzenden Kleidern mit Blumenkränzen auf dem Haupte. Einige wandelten unter grünen Bäumen, andere lagerten sich an die Ufer klarer Quellen, und noch andere ruheten auf Blumenbetten Ich hörte ein vermischtes Getön von Vögelgesang, von Wasserfällen, von menschlichen Stimmen, und allerley Saitenspiel. Ich wurde entzückt über diese liebliche Aussicht, und wünschte mir die Schwinger des Adlers, zu diesen seeligen Wohnungen hinüber zu fliegen. Der Geist aber sagte mir, es sey kein anderer Uebergang zu ihnen, als durch die Pforten des Todes, die ich jeden Augenblick auf der Brücke geöffnet sah. Die Inseln, fuhr er fort, die in so anmuthiger Frische und Schönheit vor dir liegen, und mit denen das Angesicht der ganzen See, so weit du sehen

kannst,

kannst, besäet ist, sind unzähliger als der Sand in den Wüsten der Erde. Hinter diesen, die du siehest, liegen noch Millionen andere; denn diese See geht weiter hinaus, als dein Auge reichen, oder deine Einbildungskraft denken kann. Die Inseln sind die Wohnungen der Frommen nach dem Tode, in die sie nach verschiedenen Stufen und Arten der Tugenden, in denen sie sich eine Fertigkeit erwarben, vertheilt werden. Je reiner und vollkommner die Gesinnungen der Ankömmlinge sind, desto glückseliger ist ihre Wohnung. O Mirza! sind diese seligen Auen nicht deines größten Bestrebens werth? Verdient ein Leben, das dich zur Erlangung solcher Freuden geschickt macht, deinen Tadel, oder deine Verachtung? Scheint dir der Tod, der dich in so glückliche Welten führt, noch fürchterlich? Oder wer könnte sich grämen, daß ihm jene Wasserblasen genommen wurden, als er in den Strom sank, da dieser seinen Raub in so glückselige Gegenden führt? Laß mich also jene Klagen von der Nichtigkeit des menschlichen Lebens nicht wieder hören; denn diese so kurze Wanderschaft, der eine so herrliche Ewigkeit bereitet ist, erscheint in den Augen der Geister als das schönste Werk der göttlichen Weisheit.

Ich staunte noch immer mit einem namenlosen Entzücken nach diesen glücklichen Inseln hinüber; endlich sprach ich: „Ich bitte dich, zeige mir auch die Geheimnisse, die hinter jenen dunkeln Wolken an der andern Seite des diamantenen Felsen liegen.“ Da mir der Geist nicht antwortete, so wendete

dete ich mich um, ihn zum zweyten Mahle zu bitten, aber ich sah ihn nicht mehr. Ich kehrte mich wieder nach der reizenden Aussicht, um ihres Anblicks noch ferner zu genießen; aber statt des rauschenden Stroms, der gewölbten Brücke, und der glückseligen Inseln, sah ich nichts als die tiefen Thäler von Bagdad, auf denen Ochsen, Schafe und Kameele im Grase weideten.

2.

Trost, wenn man die Seinigen in Armuth hinterlassen muß.

Phocion starb, und hinterließ seinen Kindern nichts, als einen ehrlichen tugendhaften Nahmen, und er starb ganz unbekümmert darüber. Er hätte ihnen viel Schätze hinterlassen können, allein er wollte dieses nicht. Der König Philippus ließ ihm einst große Geschenke anbieten, doch er verschmähete sie. Die Gesandten desselben glaubten ihn zu deren Annehmung zu bestimmen, indem sie ihm vorstelleten, daß, wenn er auch ihrer entbehren wollte, sie seinen Kindern doch zu statten kommen könnten. Er antwortete: „Wenn meine Kinder nach meinem Beyspiel sich bilden, so wird sie dasselbe kleine Gütchen ernähren, bey dem ich mich der höchsten Aemter würdig gemacht habe. Wollen sie aber der Uep- pigkeit sich ergeben, so sollen sie es wenigstens nicht durch mich, und auf meine Kosten thun können.“

So

So denkt jeder Rechtschaffene. Er erzieht so lange er kann, seine Kinder zur Tugend und Weisheit, und bekümmert sich nicht darüber, wenn er sie sterbend in Armuth sieht. Armuth, denkt er, wird sie zur Thätigkeit führen, und zu brauchbaren Menschen bilden, und dabey werden sie nur allein glücklich seyn. Reichthümer könnten sie zur Faulheit, Ueppigkeit und Verschwendung führen. Im Reichthum und Ueberfluß bilden sich selten die Kräfte des Menschen aus, reifen selten die Früchte der Weisheit. Eine Blume, die zu viel begossen wird, verliert den Geruch, und verblühet vor der Zeit. Ich sterbe, und habe gearbeitet, nun mögen sie auch arbeiten. Arbeit ist die Bestimmung des Lebens, und der Segen des Herrn der süsseste Lohn dafür.

3.

König Darius, und der Philosoph Democritus oder über den Verlust einer geliebten Gatttinn.

Dem König Darius war seine eben so schöne als tugendhafte Gemahlinn gestorben, und er war hierüber fast untröstlich. Democritus ermahnte ihn, gelassen zu seyn, und sagte: es wären noch Mittel vorhanden, die Todten wieder im Grabe zu beleben, doch müsse der König selbst dasjenige anschaffen, was hierzu nöthig sey. Der König wurde hierüber

hoch

hoch erfreut, hieß ihn alle Kosten aufwenden, und sagte: er wolle ihm geben, was er nur verlange, wenn er sein Versprechen zu erfüllen sich getraue. Democritus antwortete: alles andere sey schon bereit: nur eines fehle noch, welches aber er, als ein so mächtiger König leicht würde verschaffen können. Er sollte ihm nehmlich nur drey Nahmen von solchen anzeigen, denen in ihrem ganzen Leben niemals ein Leid widerfahren wäre: diese wollte er auf den Leichenstein der verstorbenen Königinn schreiben so werde sie unfehlbar wieder lebendig werden. Darius besann sich hierüber hin und her, erkundigte sich in seinem ganzen Reiche weit und breit, konnte aber dennoch niemand erfahren, der sein Leben bisher ohne alles Leiden, und besonders ohne einen Trauerfall in seinem Hause hingebracht hätte. Worauf denn Domocritus den König mit seiner gewohnten Freymüthigkeit also anredete: — „So fordere denn auch du nicht daß dir das Schicksal etwas besonderes mache! Es ist sehr unbillig, daß du klagst, als ob dich allein ein unermeßliches Leid betroffen hätte, da du mir nicht einen einzigen Menschen nennen kannst, der nicht auch etwas widriges erfahren hätte. Du betrügst dich sehr, wenn du meynst, weil du ein König seyst, so habest du hierin etwas voraus. O nein! Du bist ein Mensch wie ich, und meines Gleichen. Im Reiche des Glücks gehest du zwar vielen vor: im Reiche der Natur aber hast du kein größeres und kein besseres Recht, als dein geringster Unterhan. Und auch Fürsten und ihre Paläste

läste sind mit nichten von Unglücksfällen frey." — Hierüber gab sich der König zufrieden, und trug seinen Verlust mit desto größerer Gelassenheit.

4.

Hoffnung ist die beste Trösterinn auch bey Krankheiten und naher Todesgefahr.

Da der Mensch bis auf den letzten Augenblick immer eine gewisse Anhänglichkeit an das Leben behält, so ist es sehr grausam, ihn durch voreilige Urtheile über seine Krankheit und über die Gewißheit seines jetzt zu erfolgenden unvermeidlichen Todes, in der Hoffnung einer vielleicht noch möglichen Besserung zu stören. Kein kluger Arzt wird daher diesen Fehler begehen. Er wird zwar bey bedenklichen Umständen, wenn man ihn um seine Meynung fragt, die Gefahr dem Kranken und seinen Angehörigen nicht ganz verbergen, um sie zu desto größerer Sorgfalt, zu desto strengerer Aufsicht und Abwartung zu ermuntern, allein nie wird er unterlassen, ihre gefühlvollen Herzen mit Hoffnung aufzurichten, nie die Möglichkeit einer baldigen Wiederherstellung bezweifeln, nie selbst das Todes-Urtheil mit der Miene einer unwiderruflichen Entscheidung aussprechen. Man muß es ja schon bey reiferem Nachdenken, als eine sehr große Wohlthat des gütigen Schöpfers erkennen, daß er den Tag und die Stun-

de unseres Todes so weislich in das undurchdringlichste Dunkel der Zukunft eingehüllt hat, um uns auf diese Art an der Hand der Hoffnung einen viel sanftern Tod sterben zu lassen. In den Armen der Hoffnung schlafen wir ein, ohne eigentlich den Tod zu fühlen. Die Sonne geht unvermerkt für uns unter, und wir erwarten ihren Aufgang, während wir unwillkürlich unsere Augen schließen, und sie nimmer wieder für diese Welt öffnen. Verscheucht aber den Engel der Hoffnung von unserem Krankenlager, und schreckliche Bilder, deren sich unsere Phantasie nicht wird erwehren können, werden unsern Augen vorschweben; sie werden unserer Seele Unruhe und Bekümmernisse mittheilen, und wir werden den Tod schon im voraus mit allen seinen Schrecknissen empfinden. Der Mensch, der seiner Verbrechen wegen am Hochgerichte stirbt, ist daher schon dadurch gestraft genug, daß er seinen Tod unvermeidlich vor sich sieht. Mit jedem Schritt muß ihm sein Herz stärker schlagen. Furcht und Angst stehen ihm zur Seite, und beym Gedanken: dieß ist der letzte Augenblick! jetzt wird der tödtende Streich geschehen! müssen alle seine Gefühle erstarren, und die ganze Masse seines Bluts sich mit tobender Eile zum Herzen hindrängen. — Aber ist es nicht thöricht, den Kranken mit Hoffnungen hinzuhalten, und ihn zu täuschen, wenn wirklich keine Hoffnung mehr da ist? — O Nein! Woher weiß man denn mit Gewißheit, daß keine Hoffnung mehr vorhanden? Nur wahrscheinlich kann man den letz-

ten Augenblick muthmaßen, nie mit Gewißheit bestimmen. Mancher geschickte Arzt gab seinen Kranken schon auf, und unberechnete Umstände führten die Natur wieder zur eignen Wirksamkeit, erweckten die Lebens-Geister des Kranken ohne fremde Hülfe, und straften den Arzt Lügen. Warum wollen wir also unsern Urtheilen den Anstrich der Unfehlbarkeit geben, und einem Kranken, und wären es auch nur einige wenige Minuten Unruhe und Kümmerniß verursachen? Wecket den Kummer nicht! Laßt ihn schlummern im Herzen eures kranken Freundes, und wollte er sich von selbst regen, so singet ihm ein Wiegenlied, lullt ihn wieder ein mit den Tönen der goldenen Zukunft, mit den süßen Melodien der schmeichelnden Hoffnung. —

Doch wie viel Menschen haben, ohne nur irgend eine Unruhe zu verrathen ihren letzten Augenblick selbst vorher gesagt, und ihn dann mit sichtbarer Freude, ja mit einer Art von Ungeduld erwartet? Wie viel Menschen haben nicht schon auf ihrem Sterbe-Bette ihre um sich her stehenden Freunde dringend gebeten, ihnen die Nachricht von ihrem bevorstehenden Ende nicht zu verheimlichen, oder sie mit unnützen Tröstungen hinzuhalten? Wäre es nicht hier unnöthig, die Hoffnung auftreten zu lassen, und mit täuschenden Bildern den ernsten Gedanken des Grabes zu verscheuchen? Wohlan! ich habe nichts darwider. Kündiget dem Starken, dem Gefaßten sein Todesurtheil an, aber behandelt den minder Starken mit schonender Nachsicht. Der Starke bedarf

freylich des Arztes nicht, sondern der Schwache! Wer kann dafür, daß die Gefühle der Seele, so wie die Nerven der Körper bey Allen nicht von einerley Stärke sind. Der müde Wanderer ruht aus unter einem am Wege stehenden Baume, und segnet den Schatten, den er über ihn ausbreitet, indeß sein Reisegefährte sich stärker fühlend seinen Weg fortsetzt. Doch wie viel giebt es der Starken, die ohne zu ermüden eine lange Reise vollenden? ohne zu erblinden in die Sonne sehen können? Hoffnung, süße Freundinn, ich leugne es nicht, daß ich gern mit dir kose; sey mir willkommen zu allen Zeiten! ich werde dein nicht überdrüßig, solltest du mich auch mit deinen Schmeicheleyen täuschen. Tritt herein in mein einsames Gemach, oder schwebe hernieder über mein nächtliches Lager, wiege mich ein in die Träume der Zukunft, süße Freundinn, Hoffnung, ich liebe dich, — ich liebe dich!

Doch wie mancher läßt sich täuschen durch die Farben der Hoffnung, und übersieht dabey vieles, was er zu seinem und zu seiner Familie Vortheil verrichten könnte. Nach seinem Absterben findet man seine Angelegenheiten in Unordnung, die Seinigen wenig oder gar nicht unterrichtet von ihrer künftigen Bestimmung, und von der Lage ihrer irdischen Angelegenheiten, und daran war vielleicht wahrscheinlich Schuld, daß man ihm die nahe Gefahr verbarg, und ihn immer hinhielt mit dem Troste der Wiedergenesung. War die Hoffnung hier nicht eine schädliche Tröstерinn? Doch wohl nur für

den

den Leichtsinnigen und Flatterhaften! Aber was könnte in seiner Hand nicht schädlich werden. Soll man sie deßwegen von der Erde verbannen, weil sie hier oft leichtsinnige Liebhaber findet, die sich an ihren Arm hängen, und unter ihren Umarmungen Vergangenheit und Gegenwart vergessen. — Der weise, ernsthafte Mann wird auf seinem Krankenlager nie verabsäumen, für seine Angelegenheiten zu sorgen. Die Hoffnung der Wiedergenesung wird ihn nicht davon abhalten. Auf jeden Fall wird er sich sichern, und dann mit Ruhe erwarten, ob sein Einschlummern ein Erwachen für diese, oder für jene bessere Welt seyn werde. Unterdessen wird die Hoffnung ihn in süße Träume wiegen, und seine Freunde werden ihm oft diese Heilige vorführen, um sich selbst und ihren Leidenden an ihrem Anblick zu weiden. Mancher schmerzhafte Augenblick wird so durch sie verschwinden. Manches trauliche Gespräch, durch sie veranlaßt, die Stunden und Tage beflügeln, die sonst im schneckenförmigen Gange dahin sich bewegend unerträglich werden würden.

Mit Freuden huldigen dir also, wohlthätige Hoffnung, die Söhne der Erde, du schwebst über den Erdkreis mit allbelebender Kraft. Wo deine Fittige wehen, ist Kühlung und Ruhe! O so umschwebe mit linderndem Hauche das einsame Lager Kranker und Sterbender! —

5.

Warum fürchten wir den Tod?

Die Gewohnheit macht uns unsern gegenwärtigen Körper, dieß Gewand unserer Seele, und alle mit ihm verbundene Außendinge so theuer, daß wir uns ungern von ihm trennen. Dem Ungebildeten ist bange vor allem Neuem; es muß beym Alten bleiben, wenn er sich wohl befinden soll. Eben deßwegen fürchten wir uns auch vor dem Tod, weil er diesen Körper, und diese Außendinge trifft, deren Charakteristisches Mannigfaltigkeit und Zusammensetzung ist, und die eben dadurch des Todes empfänglich sind. — Aber nicht unsere Vernunft, nur unsere Sinnlichkeit trauert beym Gedanken an den Uebergang in die Ewigkeit. Und auf die Klagen der Sinnlichkeit dürfen wir in dieser Hinsicht nicht sehr achten; die Klagen der Vernunft würden schon mehr zu bedeuten haben. —

Lieber, welch Geschrey erhobst du, als du in diese Welt durch die Geburt eintratest! Nicht weintest du damals körperlicher Schmerzen wegen. Du entwandest dich schnell und leicht dem Schooße deiner Mutter. Sie litt unendlich mehr, als du. Warum erhobst du denn ein solch Geschrey? — Das Ungewöhnliche war deiner Sinnlichkeit zuwider. Du wolltest lieber bleiben, wo du warest, als in diese weite Welt hinaus. Aber wie nun, Freund, wie nun, da du dieser schönen Welt gewohnt geworden bist? Möchtest du wieder Embryo werden? Die

alten Weisen sagen, du habest bey der Geburt geweint, weil du in diesen Schauplatz des Elendes und der Thorheit eingehen mußtest. Nimm nicht im Ernst, was sie im Scherze gesagt haben. Nein, deine Sinnlichkeit weinte, — — aber nicht lange. Ein Stündchen Wiegenschlaf war hinreichend, dich mit dieser neuen Welt auszusöhnen, und die vorige war vergessen. Mag dann auch deine Sinnlichkeit ein wenig klagen, wann einst bey deinem Uebergange in die Ewigkeit dein Geist mit seinem besserm Organe sich in die andere Welt hinaus windet, wie bald wirst du auch dort einheimisch seyn!

Nur zu weit scheinen deinen Blicken die Welten dort oben entfernt, deren eine du dir als dein künftiges Geburtszimmer denkst. Aber, Lieber, was bedeutet das Ferne doch? Um dieß Fernscheinende deiner Einbildungskraft nahe zu bringen, erinnere dich der unsterblichen Zeilen Hallers an seinen Freund Bodmer, in welchen er sich das Universum als eine Stadt, diese Erde als ein Haus derselben, und die Schweitz, in welcher er mit seinem Bodmer lebte, als ein Zimmer dieses Hauses dachte. So sprach Haller selbst:

Mach deinen Raupenstand, und einen Tropfen Zeit,
Den, nicht zu deinem Zweck, die, nicht zur Ewigkeit;
Sieh Welten über dir, gezählt mit Millionen,
Wo Geister fremder Art in andern Körpern wohnen.
Der Raum, und was er faßt, was heut und gestern hat,
Mensch, Engel, Körper, Geist, ist alles eine Stadt.

Du bist ein Bürger auch, sieh selber, wie geringe,
Und gleichwohl machst du dich zum Mittelpunct der Dinge!
Da deine Welt doch kaum, ein Haus der kleinsten ist,
Und du mit Bodmer noch in einem Zimmer bist!

Ich wiederhole, wie wenig bedeutet die Entfernung der Welten über dir, und wie wenig kommt darauf an, daß sie von ganz anderer Beschaffenheit, als deine Erde sind. Denke nur, wie verschieden waren das Zimmer deiner Mutter, in welchem du geboren wurdest, und die Welt, in der du als Embryo lebtest, und doch giengest du aus der letzten in erstes durch die Geburt über. —

Es giebt Würmer, welche den ersten Theil ihres Lebens unter dem Wasser wohnen; zur Zeit ihrer Verwandlung entfernen sie sich vom Wasser und Leben unter der Erde, werden hier in Puppen verwandelt, und endlich zu Fliegen, und bringen als solche ihr Leben in der Luft zu. — Gieb diesen Thierchen Verstand, wie werden sie in ihrem ersten Wasserleben ahnden können, daß die von ihren Blicken so entfernte Erde, und die so ganz anders, als ihr jetziger Wohnort beschaffen ist, bald ihr Wohnort werden solle? Wie könnte einem Embryo in seiner Wasserwelt ahnden, daß er bald durch die Geburt auf die Erde kommen solle? —

Wenn ferner jene Thierchen sich in ihrem zweiten, dem Erdeleben befinden, wie weit aussehend müßt ihnen die Vorstellung scheinen, daß sie bald in ihrem vollendeten Zustande in der Luft leben wer=

werden! Mensch, wie weit entfernt, wie ganz anders und fremdartig scheinen auch dir die Welten dort am Firmament. Aber sind deiner Mutter Schooß, diese Erde, und die Gestirne etwa fremdartigere Welten, als in den Augen jener Würmer Wasser, Erde und Luft seyn können, die dem ungeachtet sein individuelles Selbst durchlebt? —

Zu entfernt scheinen dir die Welten am Firmament, um sie je erreichen zu können? Aber nicht entfernter, als den Blicken der Würmer, wenn sie wie du, denken könnten, während ihres Erdenlebens das Lufgebiet scheinen müßte, in welches sie sich dennoch nach ihrer Verwandlung erheben. Nur soll ihnen während des Erdenlebens die höhere Region unerreichbar bleiben; ruhig sollen sie ihren Lauf vollenden, und die Natur walten lassen. So kann auch dein Auge, Mensch, die Beschaffenheit und die Bewohner der höhern Welten nicht erkennen; dein Auge ist ein Organ für diesen Planeten. Hier soll es schauen auf Recht und Gerechtigkeit, hier die Gottheit in der Natur erblicken, hier Freudenthränen beym Wohl, Wehmuthszähren beym Elende des Bruders vergießen. — Du hebst deine Hand zu den Sternen, und kannst sie nicht erreichen. Thor, du kannst nicht, weil du nicht sollst. Wende dich zu dem Greise dort mit bebenden Knieen, ihm reiche deinen Arm, daß er nicht falle. Dem Hungrigen breche deine Hand das Brod, und die im Elende leben, führe an der Hand ins Haus, und bekleide

kleide den Nackenden; dann wird dein Licht hervorbrechen, wie die Morgenröthe, deine Besserung wird schnell wachsen, deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehn, und eine der herrlichen Welten des Herrn wird dich einst aufnehmen. In deines Vaters Hause sind viel Wohnungen. —

Ist unser Ich geborgen, was kümmern uns die künftigen veränderten Organe desselben? Andere Zeiten, andere Sitten, andere Welten, andere Organe. Sorget nicht, was ihr in der Ewigkeit anziehen werdet. Ist nicht die Seele mehr, als die Kleidung? — Ist der Geist an fünf Sinnen gebunden? Dem Wurm sind die Flügel, und der Saugrüßel, und die Fühlhörner, die er nach seiner Verwandlung empfangen soll, unbrauchbar während seines Erdelebens, und unbekannt. Der Polype hat keine Augen, und doch das feinste Gefühl vom Licht.

Viele Thiere verändern jährlich ihre Schalen und Häute, und befinden sich wohl dabey. Manches Insekt, ehe es im Todesschlafe zur Puppe wird, ist aus fünf organischen Körpern zusammengesetzt, die alle einer in den andern geschlossen sind, und muß sich fünfmal häuten. Und du funfzigjähriger Mensch, der du mit deinem siebenzig und wenns hoch kommt, achzig Jahre lang dauerndem Körper so zufrieden bist, und ihn ablegen zu müssen zitterst, obgleich schon Fieber und Gicht an seiner Zerstörung arbeiten; weissest du funfzigjähriger nicht, daß auch du, den der Tod noch nicht die Gestalt einer Puppe,

pe, einer Mumie gegeben hat, schon seit deinem Hierseyn im fünften Körper wohnst? Daß mit jedem neunten oder zehnten Jahre die vorige Körpermasse verdunstet ist? — Hast du die allmähliche Verwandlung deiner fünf Körper bemerkt? — Und willst du deßhalb sie bezweifeln? — Der Gedanke an die Ausdünstungen und Ausleerungen, durch welche jene Verwandlung bewirkt worden ist, würde dich eben, wie der Anblick der Fäulniß und Verwesung des menschlichen Leichnams mit Ekel und Abscheu erfüllen, wenn Gewohnheit dir nicht deinen jetzigen Körper so angenehm und werth gemacht hätte. Wohlan, mit eben der Gleichgültigkeit, mit welcher du an die ekelhaften körperlichen Geschäfte denkst, die dir mit jedem zehnten Jahre einen neuen Leib verschafft haben, wirst du auf Moder, und auf Verwesung des Körpers blicken können. — „Ich denke, sagst du, gar über diese widrigen ekelhaften Ausdünstungen und Ausleerungen nicht nach, die nun einmahl nothwendig sind, aber mir noch unangenehmer seyn würden, wenn ich sie nicht aus den Gedanken zu entfernen suchte.“ — Wohl! dahin wollte ich dich. Siehst du aber hier vorläufig, daß es in deiner Gewalt stehe, verhaßte, widerstehliche Vorstellungen zu entfernen? Und du solltest den Gedanken an Tod, Grab, und Verwesung nicht eben sowohl verbannen können? Wer denkt und redet über die täglichen, häßlichen körperlichen Geschäfte? Nicht der Wohlstand nur, die Natur befiehlt, von diesen widerstehlichen Dingen die Gedanken zu wenden.

den. Und eben diese Natur gebietet uns Entsagung der Gedanken an Moder und Verwesung, die sowohl wie Ausdünstungen und Ausleerungen zu den ekeln körperlichen Geschäften gehören, obgleich beyde nothwendig und nützlich sind. Letztre schaffen zehnjährig einen neuen Körper. Erstre bilden ein neues, beßres Seelenorgan, oder bereiten die Bildung desselben vor. Wenn ich mir so die Sache denke, und die Natur gebietet meiner Vernunft, so zu denken, so sprech ich zum Moder: „Mein Vater!" und zur Verwesung: „Meine Mutter! Meine Schwester!" Hiob 17, 14.

Es bleibt also dabey: Der Tod trifft nur die Aussendinge, zu welchen mein Körper mit gehört; er geht aber mich selbst, mein unsterbliches Ich nichts an. Es bleibt dabey; dieß Leben ist mir, meinem persönlichen Ich eine Morgendämmerung, welche ohne zwischen eintretende Nacht einst, bey meinem Uebergange in die Ewigkeit, zum hellen Tage werden wird.

Nur der Körper, meines Geistes Hülle,
Fällt dahin, daß er ein Leichentuch
Und sodann die Erdenlücke fülle,
Die des Todtengräbers Spaden schlug;
Daß Verwesung selbst sein Daseyn raube,
Bis ihn Gott verklärter einst belebt;
Edler, reiner, gleich dem leichten Staube,
Der des Schmetterlinges Fittig hebt.

Doch,

Doch, der Geist in diesen engen Schranken
Zum vollkommnern Leben eingeweiht,
Füllt mit hohen würdigen Gedanken
Einst die grenzenlose Ewigkeit.
Mag die Flamme des Altars verlodern,
Hebt sich nur zum Himmel Weyhrauchsduft;
Mag der Körper doch im Grabe modern;
Für die Seele giebt es keine Gruft.

* * *

6.

Für betrübte Eltern, die um ihre verstorbenen Kinder weinen.

Der vortreffliche Admiral v. Coligny verlor seinen ältesten hoffnungsvollen Sohn durch den Tod, und zwar in der Blüthe seiner Jahre, da er ihn eben vermählen wollte. Sein Herz fühlte diesen großen Verlust, doch nichts desto weniger schrieb er seiner Gemahlinn, die diesen schnellen Tod mit aller Zärtlichkeit einer Mutter empfand, folgenden schönen Brief, welcher den ersten Grund zu ihrer Beruhigung legte.

„Ob du zwar vollkommen Ursache hast, dich über den Verlust unseres geliebten Sohnes zu betrüben, so bin ich doch verbunden, dich zu erinnern, daß er mehr Gott, als uns zugehörte, und da es ihm gefallen hat, ihn zu sich zu nehmen, so müssen wir beyde jenem heiligen

ligen Willen gehorchen. Es ist andem, daß er schon ein Freund des Guten war, und daß wir von einem mit so vielen guten Eigenschaften gebornen Sohn uns sehr große Hoffnung machen konnten; aber erinnere dich, meine Geliebteste, daß man nicht leben kann, ohne Gott zu beleidigen, und daß er glücklich ist, in einem Alter gestorben zu seyn, wo er noch von Verbrechen rein war. Kurz, Gott hat es gewollt: ich biete ihm auch noch die andern an, wenn es sein Wille ist; thue deßgleichen, wenn du willst, daß er dich segne; denn auf ihn müssen wir alle unsere Hoffnung setzen. Lebe wohl, meine Geliebteste, ich hoffe dich bald zu meiner einzigen Freude zu sehen. Gegeben im Feldlager.

* * *

Dank ihnen, Edler, schrieb die Frau Kammerherrinn Charlotte von der Reck, an einen ihrer Freunde, nach dem Tode ihrer Tochter, sie sind mein Freund, deß freue ich mich auch jetzt. — Ein gutes, viel versprechendes Kind habe ich für diese Welt verloren, aber einen Engel habe ich. — Nicht seh, nicht höre ich sie, aber sie ist. — Und doch fühlt mein Herz eine gewaltige Leere, wenn der Gedanke mir beyfällt, für diese Welt habe ich mein Liebstes, mein Einziges verloren. — Aber ruhig bin ich doch. — Gut sind die Wege der Vorsehung, das lehrte meine Vergangenheit mich, und ich danke für die

Dor=

Dornen, die auf dem Pfade meines jugendlichen Lebens hingestreuet waren. Schwer war mir der Tod meines so guten Kindes; doch ich klage nicht, auch der muß mir gut seyn! Sie starb so sanft, so gut, als freuete sie sich ihres besseren Lebens, und sprach bis zur letzten Minute. Ihr erstes Lächeln sah ich, und küßte auch das letzte von ihrem Munde. Das dank ich Gott. Ihre unaussprechliche Geduld bey ihrer schmerzhaften Krankheit, die Beweise ihres edeln Herzens, ihre Verstandsfähigkeiten bleiben mir auf immer zu meiner Beruhigung unvergeßlich. Donnerstags nimmt man mir die Leiche meiner Geliebten. Wenn ich nun das, was ich sonst küßte, und herzte, und um mich hüpfen sah, wegtragen sehe, wenn nun auch das mir nicht mehr ist, — wie wird mir da werden? — Doch Gott giebt Ruhe! Ruhe bey allen Schicksalen der Welt; die gebe Gott ihnen, und jedem meiner Freunde! —

Siehe Thanatologie I. Theil, Seite 272.

Siehe Thanatologie II. Theil, Seite 187 N. 55. u. 56.

* * *

7.

Werth der menschlichen Leiden.

Wenn wir zu unserer Beruhigung über den moralischen Werth unserer Leiden nachdenken; so müssen

müssen wir gestehen, daß sie uns zur Tugend stärken. — Oft sollen die Uebel dieses Lebens den Stolz unserer Seele demüthigen, der uns so unzufrieden mit unserem Zustande, geneigt zum Undanke gegen Gott, fühllos gegen das Elend unserer Brüder, und ungefällig macht, ihnen Liebe, Nachsicht und Wohlthat zu erweisen. Leider lehrt es die tägliche Erfahrung, wie leicht irdische Glückseligkeit das Herz des Menschen aufbläht, und seine Seele trunken macht. Sie schwindelt, und ist augenblicklich in Gefahr in den Abgrund des Verderbens zu sinken, wenn nicht die Hand Gottes sie erweckt, erschüttert, und ihre Augen öffnet, daß sie ihre Nichtigkeit erkenne, und Gefühl der Demuth in ihren Busen zurückkehre. — Eine andere Absicht Gottes bey den Widerwärtigkeiten, welche er über uns verhängt, ist, den Menschen wegen begangener Vergehungen zur Besserung zu leiten. Bey ununterbrochenem Glück vergißt der Mensch so gern seines Gottes, der Tugend und der Religion, und wandelt ruhig und unbekümmert auf dem Pfade der Sinnlichkeit, der Sünde und des Lasters dahin, bis er endlich am Rande des Abgrunds sich befindet, wo er ins Verderben ohne Rettung hinabsinkt. Wie weise und gut handelt daher unser Gott, daß er bisweilen durch widrige Schickungen unsern Freudengenuß unterbricht, und den Lasterhaften durch die starke Stimme der Trübsal wieder zur Besinnung bringt. Wenn der Kranke in eine Fühllosigkeit und Schlafsucht gerathen ist, die ihn unvermerkt dem Tode näher bringt, was kann ein

weiser Arzt für Mittel mit besserem Erfolg anwenden, ihn zu retten, als Schärfe, die ihn erwecken, wieder zu sich selbst bringen, und seinen Nerven neues Gefühl geben kann? So hört der Leichtsinnige im Geräusche der Freuden nicht auf die stille Unterweisung der Vernunft; so überhört er in den gelinden Ermahnungen des Gewissens die sanfte Stimme der Religion. Das Getümmel der in seinem Herzen wallenden Begierden verstattet ihm nicht, zu sich selbst zu kommen, und über seine Verirrungen nachzudenken. Wann aber Stürme des Unglücks hereinbrechen, wann die Plage zu seiner Hütte sich nahet, wann sich statt dem Geräusche der Freude, die bange Stille des Leidens herabsenkt, dann erst gewinnt er Zeit zu ernsten Betrachtungen, die seine Seele bessern, und Empfindungen der Reue und Gottseligkeit in seiner Brust erwecken. — — Oft sind die Widerwärtigkeiten dieses Lebens über uns mit gleicher Weisheit und Güte verhängt, unsere Seele von irdischen Begierden zu läutern, die Bande ab zu trennen, welche sie an zeitliche Güter fesseln, die Freuden der Welt in ihrem wahren Werthe zu zeigen, und unser Herz mit Sehnsucht nach den dauerhaftern Freuden einer höhern Vollkommenheit zu beleben. Kein Zustand ist der wahren Vollkommenheit der Seele gefährlicher, als der ununterbrochene Genuß sinnlicher Freuden und irdischer Ergötzlichkeiten, wenn sie auch gleich an sich selbst schuldlos sind. So wie ein See, auf dessen Fläche eine immerwährende Stille ruht, die von kei-

nem Sturme bewegt und erschüttert wird, Fäulniß und Verwesung brütet, und Tod und Seuchen an seinen Ufern aushaucht, so verdirbt auch eine ununterbrochene Glückseligkeit das Herz der Menschen. Das Leben wird der Seele zu reitzend, weil sie nie seine Bitterkeit schmeckt; sie vergißt, daß nicht die Erde der rechte Ort ihrer Bestimmung ist; sie vergißt eines Lebens jenseit des Grabes, und einer Ewigkeit, die ihrer wartet, und der Tod ist ihr schrecklich, der sie von den geliebten Gütern und Freuden der Erde hinwegreißt. In dieser Verirrung schickt der weise Vater im Himmel Leiden, um sie zurecht zu weisen, und ihre Empfindungen wieder zu ihrer Urquelle zu erheben.

Uiberfluß und Fülle herrschte um Jenen. Er vergaß den Urheber alles Guten, und sein Herz verhärtete sich bei dem Anblick der Noth seiner Brüder; da ließ Gott Mangel in seine Wohnung einkehren, und Dürftigkeit vor seiner Thüre sich lagern. Jetzt erwachte der Trunkene, erkannte seine Verirrung, und ward anderes Sinnes. Jetzt hebt er weinend seine Hände empor, und fleht um Erbarmung, da er sonst nur selten, oder wenigstens ohne Empfindung und Inbrunst gebetet hatte. Sein Herz ward nun weich, Mitleiden für leidende Brüder zu empfinden, und von dem Wenigen, was ihm der Wille der Vorsehung übrig gelassen, thut er nun mehr Gutes, übt mehr Werke der Barmherzigkeit, als vormahls bey seinem Reichthum und Uiberfluß.

Ein anderer genoß alle Ergötzlichkeiten des Lebens, alle Freuden der Welt. Den ernsten Gedanken an Tugend und Religion vergaß er allmählich ganz. Sein Herz, das bloß an Sinnengenuß gewöhnt war, verkannte die erhabenen Freuden der Seele, und die reinern Vergnügungen der Weisheit und Tugend; Tugend und Religion verloren allen Reitz für ihn. Jetzt läßt ihn Gott die Nichtigkeit und Vergänglichkeit der Erdengüter erfahren, die liebkosende Welt verläßt ihn, und er erkennet mit voller Uiberzeugung die Eitelkeit irdischer Freuden.

Jener Vater, jener Gatte, jener Freund besaß durch die Huld der Vorsehung, ein Kind, eine Gattinn, einen Freund, und liebte sie zärtlich. Ihre Herzen schmeckten die süssesten Freuden der Zärtlichkeit, und der Gegenstand derselben rechtfertigte die Neigung ihres Herzens. Das Kind gab die schönsten Hoffnungen. Der Vater glaubte in ihm seine Tugenden verjüngt zu sehn, spiegelte sich in seinem Geschöpfe und war verliebt in sein Ebenbild. Der Gatte betete die Geliebte seines Herzens an. Wonne durchströmte sein wallendes Blut, wenn er auf sie seine trunkenen Blicke heftete, und in ihren Armen vergaß er die Seligkeiten des Himmels. Der Freund entsagte der übrigen Welt, und die Freundschaft erfüllte jeden seiner Tage mit ruhigem Glücke; aber die Vorsehung winkte den Engel des Todes herbey; das Kind erkaltete vor den Augen des Vaters; der Gemahl sahe seine Gattinn allmählich hinwelken, und sie entschlief in seinen Armen, und den Freund ent-

riß die bewaffnete Hand des Todesengels den Umarmungen des Freundes. Die Thränen dieser Betrübten fließen, und sie ringen voll Jammer die Hände! Ihr Schicksal ist hart, aber es erhebt ihren Geist zu Gott, wo die Seelen ihrer Geliebten seines Anschauens genießen, indem es die Bande, wodurch ihr Herz an die irdische Hülle gefesselt wurde, so schnell zertrennte.

Ein anderer erstieg durch seine Verdienste den höchsten Gipfel menschlicher Ehre und Herrlichkeit. Seine Tugenden glänzten weit umher, und alles Volk bewunderte ihn. Trunken von dem Weihrauch, der ihm entgegen dampfte, blickte er stolz auf sich selbst, ein Götze seiner Eigenliebe, und pochte auf seine Verdienste; hob nicht seine Augen gen Himmel empor, zu dem Urheber seines Lebens, zu der Quelle alles Guten, dankte ihm nicht, dem Gott seiner Tage, für so glänzende Talente, womit er seine Seele begabt hatte, erwog nicht, daß er alles, was er besaß, von Gott empfangen hatte, da verließ ihn die Kraft Gottes. Er begieng Fehler, die schimpfliches Erstaunen in den Herzen des Volks verbreiteten, und bald sank er von seiner Höhe hinab. Selige Erniedrigung! Beschämt über diese Tiefe, in der er sich nun erblickt, erkennet er sein Vergehen, verehrt im Staube die Hand, die ihn gedemüthiget hatte, und wird gleichgültig gegen Lobgesänge, die er sich nicht hätte zueignen, sondern knieend dem darbringen sollen, der ihn gewürdiget hatte, sie vor andern zu empfahen.

Noch

Noch ein anderer ward von der liebreichen Hand der Vorsehung mit Gesundheit, Leibesstärke und Schönheit beschenkt; er beginnt stolz zu seyn auf diese Vorzüge, welche nicht er sich erwarb; aber eine Krankheit bringt ihn wieder zum Gefühl seiner selbst. Hier also sind Leiden Wohlthaten, Merkmahle der väterlichen Sorgfalt und Güte Gottes. — Noch ist eine Absicht übrig. Gott sendet auch oft Leiden und Trübsale, um die Tugend des Menschen und seine Standhaftigkeit zu prüfen, zu befestigen und zu vollenden, seine Seele zu läutern, und in ihm ein glänzendes Beyspiel der gottergebenen Geduld und des kindlichen Glaubens allen Frommen zu stiften. Was ist die Tugend des Menschen so lange sie nicht durch Kampf und Versuchung bewährt worden ist? Wann würde der Christ Gelegenheit finden, thätige Proben seiner Liebe zu Gott, seines Vertrauens auf dessen Hülfe, seines Glaubens, seiner Gelassenheit abzulegen, wenn ihn nicht einmahl Stürme des Unglücks umringten? Im Glücke ein treuer Gottesverehrer zu seyn, ist wenig Verdienst! — Wann die Sonne der Zufriedenheit über unserm Haupte glänzt, und jeder Augenblick uns Freude und Seegen bringt, dann ein Beyspiel jener Tugenden zu geben, bedarf es keines Helden im Christenthume. Wann aber Angst und Schwermuth Geist und Herz darniederdrücken, wenn wir hülflos im Elende schmachten, nach Hülfe seufzen, und keinen Trost und keine Linderung empfinden; dann noch voll standhaften Vertrauens und demü-

thiger Gelassenheit seinem Willen sich unterwerfen, in ihm, auch wenn er sich, so zu sagen, vor uns verbirgt, das Wesen voll Huld und Güte erkennen, ihn preisen, wenn er züchtiget, und freudig sein Unglück ertragen, das ist wahrer Heldenmuth, und der höchste Adel des Christenthums. —

Und welch ein stolzer, beruhigender Gedanke mitten im Sturme der Widerwärtigkeiten: Gott habe uns auserseheh, ein Beyspiel der Geduld und Standhaftigkeit allen Frommen zu seyn! Können wir noch unzufrieden klagen, und mit mürrischem Ungestüm die höchste Güte beleidigen, wenn dieser Gedanke in unserer Seele erwacht? Sollten wir nicht die kurzen und geringen Leiden dieser Zeit gern ertragen, um jener hohen Gnade einst theilhaftig zu werden? —

Trübsale endlich läutern oft die Seele vom Irdischen, was sie befleckt. Wie die Flamme des Goldes Schlacken verzehrt, und ein reines lauteres Metall aus der Gluth strömen läßt; eben so reiniget die Hand Gottes die Seele dessen, den er liebt, durch das Feuer irdischer Leiden, damit sie, gereiniget von sündlichen Neigungen und unlauterer Weltliebe für eine himmlische Seeligkeit fähig werde. Selig sind die Betrübten, denn sie sollen getröstet werden.

* * *

8.

Beruhigende Aeußerungen eines Weisen über den Tod.

Kindisch sind die Klagen, welche feige Menschen über einen frühen Tod führen; es sind Klagen des Pöbels, der alles nach der Elle mißt, und nichts schätzt, was nicht groß und lang ist. Das ist eine Aufgabe für Meister, in wenig Raum viel zu befassen, und die großen Menschen haben gewöhnlich das Schicksal, nicht lange zu leben. Großes Verdienst und langes Leben finden sich selten beysammen. Das Ende ist der Maßstab des Werthes eines Lebens, ist jenes schön, so hat alles übrige sein Ebenmaß. Die Dauer trägt nichts dazu bey, es mehr oder weniger glücklich zu machen. Ein großer Cirkel ist darum nicht runder, als ein kleiner; die Figur macht alles. Weder die Menschen, noch ihr Leben kann man nach der Elle messen.

Man grämt sich, fern von den Seinigen zu sterben, oder ermordet, oder nicht begraben zu werden. Man will gern im Bette sterben, umringt und getröstet von seinen Lieben. Aber man rechnet nicht auf die traurigen Gesichter, auf das Weinen und Seufzen, auf das Händeringen, wodurch Kinder und Anverwandte uns die letzten Stunden oft unerträglich machen. Der Mensch weiß auch hier oft nicht, was er wünscht, und sollte bloß mit Ruhe erwarten.

Man ist unzufrieden, daß man die ganze Welt verlassen muß. Warum? Du hast alles gesehen, ein Tag ist allen andern gleich, es giebt kein anderes Licht, keine andere Nacht, keine andere Sonne, keinen andern Weltlauf. Man sieht alles in einem Jahre, — da sieht man den Erdkreis in seiner Kindheit, Jünglingschaft, Mannheit und Alter. Nichts bleibt übrig, als wieder von vorn anzufangen.

Ihr trauert, daß ihr Verwandte und Freunde verlassen müßt; glaubt mir, wo ihr hingeht, da findet ihr mehr Verwandte und Freunde, und solche, die ihr noch nie gesehen habt, und die, die hier auf der Welt zurückbleiben, werden auch bald nachkommen.

Ihr trauert, daß eure kleinen Kinder verwaist werden, als ob diese Kinder euch mehr angehörten, als Gott, als ob ihr sie mehr liebtet, als er, der doch der erste und wahre Vater ist, und als ob nicht aus manchen Waisen die größten Männer geworden wären?

Vielleicht fürchtet ihr euch auch, daß ihr allein gehen müßt. Das ist eine große Schwachheit. Es sterben viele Menschen zu derselben Stunde, da ihr sterbt. Jeder Augenblick fordert seine Beute.

Uebrigens kommt ihr an einen Ort, wo ihr das Leben nicht zurückwünschen werdet. Warum solltet ihr es? Wäre es möglich, es wieder zu bekommen, man würde sich bedenken, und hätte man es gekannt ehe man in die Welt kam, so hätte man es ganz verbeten.

Vielleicht graut dir vor dem Auftritte des Todes, weil diejenigen, welche sterben, eine häßliche Miene ziehen. Aber Schatz, das ist nicht der Tod, das ist nur seine Larve. Was diese Larve verbirgt, ist recht schön, und hat nichts schreckliches. Wir haben feige und niederträchtige Spione ausgeschickt, um sie zu recognosciren. Aber sie sagen uns nicht was sie gesehen haben, sondern was sie hörten, und was sie fürchten.

Sterben ist eine natürliche, nothwendige, gerechte und vernünftige Sache. Natürlich ist es, denn es ist ein wesentlicher Bestandtheil der Ordnung des Universums und des Lebens der Welt. Wollt ihr etwa, daß euretwegen die Welt untergehe, und daß man für euch eine ganz neue mache?

Der Tod behauptet in der Policey und dem großen Freystaate der Welt einen hohen Rang. Er ist von dem größten Nutzen für die Reyhenfolge und Dauer der Werke der Natur. Durch den Abgang eines Lebens wird tausend andern der Weg geöffnet. Aber der Tod ist nicht bloß auf das Universum berechnet, er ist für jedes einzelne Wesen so nothwendig als die Geburt. Fliehest du den Tod, so fliehest du dich selbst, dein Wesen ist zwischen Leben und Tod getheilt, und Sterben ist die Bedingung, unter welcher du geschaffen bist.

Wer sich darüber betrübt, daß er sterben muß, betrübt sich darüber, daß er Mensch ist; denn jeder Mensch ist sterblich. Ist der Tod eine so natürliche und wesentliche Sache für die Welt im Ganzen, und für

den Menschen im Einzelnen, warum schauderst du vor ihm zurück? Du stehst auf gegen die Natur. Die Furcht vor dem Schmerze ist sehr natürlich, aber schlechterdings unnatürlich die Furcht vor dem Tode. Kinder und vernunftlose Thiere fürchten den Tod nicht, und erdulden ihn ohne Murren. Und so will es die Natur, sie schickt ihn, und verlangt, daß wir ihn mit Ruhe und Ergebung erwarten und aufnehmen.

Man muß ungewisse Dinge fürchten, sich zur Wehre setzen gegen Uibel, die geheilt werden können; gewisse Dinge, wie der Tod muß man kaltblütig erwarten, und sich in Schicksale, die unvermeidlich sind, ruhig ergeben. Ist der Tod einmahl nothwendig und unvermeidlich, so hilft es nicht nur nichts, ihn zu fürchten, sondern man muß vielmehr aus der Noth eine Tugend machen, und ihn mit heiterem Sinne empfangen. Viel besser, wenn du zum Tode kommst, als wenn er zu dir käme.

Es ist vernünftig und gerecht, daß der Mensch sterbe; widersinnig würde es seyn, wenn man sich sträubte, an einen Ort zu kommen, auf den man einmahl hingehen muß. Wollte man sich davor fürchten, so müßte man gar nicht reisen, müßte entweder Halt machen, oder den Weg zurückgehn, welches beydes unmöglich ist. — Es ist vernünftig, daß du andern Platz machst, weil andere dir ihn auch gemacht haben. Hast du dein Leben benutzt, so bist du gesättiget und befriediget, geh also davon, wie man ein Freudenmahl verläßt, bey dem es einem

nem wohl gieng. Hast du dein Leben verschwendet, und ist es dir unnütz, was kann es dir verschlagen, wenn du es verlierst?

Das Leben ist eine Schuld, die man bezahlen muß, ein Depositum, welches man zu jeder Stunde, wo es gefordert wird, zurückgeben muß.

Von lebendigen Ahndungen und heißen Verlangen nach dem künftigen Leben durchdrungen sehen große und heilige Männer den Tod als Gewinn an, sehen ihn an als Samen des bessern Lebens, als die Brücke zum Uibergang in das lieblichste Land, als den Weg zu allen Gütern, als die Reserve für die Auferstehung. Kein Wunder, daß sie von Todesfurcht frey sind, und nach ihrem Ende verlangen.

* * *

9.

Spuren der göttlichen Vorsehung für arme Kinder, beym frühzeitigen Absterben ihrer Eltern, als Trost für manchen sterbenden kummervollen Vater.

Die Evangelische Gemeine zu Wien hatte in der Person ihres Superintendenten und ersten Predigers Süsemilch im May 1797 einen großen Verlust erlitten. Er war ehemals Königl. Schwedischer Gesandschafts-Prediger in Wien, nachher Pfarrer auf der Insel Rügen, und von daher wurde er, an Fockens Stelle,

wie-

wieder hierher beruffen, machte mit sechs lebendigen Kindern diese große Reise, und mußte schon nach sechs Monathen im 40 Lebens-Jahre an einem Faulfieber sterben. Seine Lehre war wie sein Leben untadelhaft. Sein Herz war edel, groß, treu und weich. Die zahlreiche Gemeine beweint ihn als den besten Lehrer, den zärtlichsten Menschen-Freund. Wie viel hatte der Mann nicht schon gutes gestiftet, und wie viel hätte er noch leisten können! Doch er war reif für die Ewigkeit, wornach er sich sehnte. Er entschlief sanft und selig, und siehe, da trat ein edler Mann, der Banquier Neuberg hervor, und schenkte der Wittwe und den hinterlassenen sechs Kindern eine Banknote von 500 fl. — Dieses Beyspiel erweckte noch mehr gute Seelen, die nach ihren Umständen reiche Opfer brachten, und man hofft ein Capital zusammen zu bringen, wovon Mutter und Kinder, wo nicht überflüßig, doch kummerlos leben können. —

Es giebt der Guten immer noch viele auf Erden! Darum soll der ehrliche Mann nicht zagen am Grabe, wenn er eine Stube voll Kinder hinter sich läßt. Hat er seine Pflicht gethan, so erweckt Gott gewiß Werkzeuge, die ihren Uiberfluß der Wittwe und den Waisen darreichen; nicht um dafür gepriesen zu werden, sondern um das Andenken eines Mannes so dankbar zu ehren, der selbst verdiente, wohlhabend zu seyn.

Man findet wohl nirgends so viel Wittwen und Waisen als in denen Ländern, die durch Revolutio-

nen erschüttert, oder durch Feindes Hand, mit Feuer und Schwert verheeret wurden. Feuer und Schwert raffen dann immer eine Menge Versorger hin, und ihre Weiber und Kinder stehen trostlos und jammern und weinen ihren erschlagenen Vätern nach. Aber Gott, der rechte Vater weiß uns alle zu trösten, er nimmt sich der Verlassenen an, und ist ihr Versorger. Er erweckt Menschen-Herzen, die groß und edel denken und handeln, die auf seine unmerkbare Veranstaltung die Wittwen kleiden und die Waisen speisen und tränken. Hat er uns nicht ein Gefühl des Mitleidens und der Theilnehmung eingeprägt, das sich bey der dringenden Noth nicht verleugnen, nicht unterdrücken läßt? Es giebt edle Menschen, die sorgen und wachen, viele gute Haushalter, die sichtbarer Weise die Stelle des Allvaters auf dieser Erde vertreten, und es wird ihrer geben, so lange die Welt in ihren Angeln sich dreht, und die Sonne am Himmel scheint, und der Mond die Fluren umglänzt. Gottes Wehen ist überall! Verzagt nicht ihr Verlassenen! Weint nicht Vater- und Mutterlose Waisen. Auch hier ein Beyspiel von guten Menschen:

Der rechtschaffne D** ward vor eines der Blutgerichte in Paris bey der so berüchtigten Revolution gestellt. Umsonst wurden von allen Seiten, selbst von Landleuten, schriftliche Beweise seines menschenfreundlichen Characters und seiner Wohlthätigkeit beygebracht. Er und seine Frau mußten sterben, ihr Vermögen wurde eingezogen, und ein sieben-

benzehnjähriger Sohn, und eine funfzehnjährige Tochter in die äuserste Noth versetzt.

Als das confiscirte Landgut des D** verkauft wurde, kaufte es der bisherige Pachter desselben, dem D** sich seit langen Jahren vielfältig als besonderer Wohlthäter erwiesen hatte. Aus biederer Dankbarkeit schrieb der edelmüthige Landmann an den Sohn folgenden Brief. — „Ich habe das Pachtgut ihres unglücklichen Vaters gekauft, das heißt: ich bin noch immer, und werde stets ihr Pachter seyn. Kommen sie, und nehmen sie dieses Gut, das ihnen gehört, an. Sie werden das Zimmer sehen, welches ihr Herr Vater bewohnte, wann er uns besuchte. Sie werden noch die Bücher finden, die er in demselben zurückgelassen. Sein Bildniß, welches er mir geschenkt hat, ist auch in dem Zimmer, und wir können des Anblicks desselben beyde gemeinschaftlich genießen. Meine Frau trägt mir auf, ihrer Schwester zu melden, daß sie auch für sie ein Zimmer hat. Wenn sie das Landleben liebt, so wird diese Wohnung ihr gefallen; wenn sie rechtschaffene Menschen liebt, so wird sie bey uns glücklich seyn. Freylich wird es viele gemeinschaftliche Thränen kosten, aber meine Frau sagt: sie werde sich nur dadurch erleichtert finden, wenn sie mit ihnen geweint hat. Leben Sie wohl, arme Waisen! Ich hoffe, es wird ihnen auf ihrem kleinen Gute gefallen!“ — Dieser Brief fand Sohn und Tochter in der elendesten Verfassung, fast ohne Obdach. Sie eilten, die Einladung anzunehmen, wur-

den sehr liebreich empfangen, und der Sohn ist jetzt dort ein Landbauer.

*

Man sehe über diese Materie noch den zweiten Theil meiner Thanatologie nach, und zwar die 176 Seite, N. 36.

10.

Fantasie.

Wenn der Tod nichts ist, als Uibergang von einem Zustande in den andern — vom Vorhof in den Tempel, vom Tempel ins Allerheiligste; so kann ihm der Weise mit Ruhe, der Held mit Entschlossenheit, der müde Arbeiter mit Lust, der Unglückliche, der Leidende, der Unterdrückte mit Sehnsucht und verlangenden Entzücken ins Angesicht sehen. Der Weise wird alsdann seine langgesuchte Weisheit, der Held, der müde Kämpfer — Ruhe, der Leidende, der Niedergedrückte — Trost, Hülfe und Freyheit finden.

Ist der Tod die schwarze Scheidewand zwischen Seyn und Nichtseyn, war unser ganzes Wesen und Leben bloß Sprung des Geblüts, entflieht mit dem letzten Hauche — wie der Anschein manchen befürchten läßt, — auch Geist und Bewußtseyn — auf ewig: so ist das Leben ein leichtfertiges Spiel, wobey der am besten fährt, der den längsten Weg zurückgelegt, und die meisten Blumen gepflückt hat.

Unend-

Unendlich mehr Trost liegt ohne Zweifel in dem ersten Glauben, als in diesem; es hat aber von jeher unter allen Völkern Selbstdenker gegeben, die bey dem letztern ihres Lebens eben so froh wurden, eben so kraftvoll wirkten, so harmlos genossen, so gefaßt starben, als die durchdrungensten Bekenner der ersten Lehre.

Himmel und Hölle liegen im schmalen Umkreis unsers Erdenlebens. Die große Aufgabe wäre nur: sich nicht von den äußern Umständen überfallen zu lassen, sondern sie selbst herbey zu führen und zu beherrschen; den eisernen Zufall der Regel der Vernunft unter zu ordnen, mit Maß zu genießen, und den Muth durch den Hinblick auf mehrere Fälle stets aufrecht zu erhalten. Wer das kann, der findet den Himmel. Wer sich selbst zum Sklaven der Umstände herabwürdiget; wer seinen Nacken unter das Joch des Zufalls krümmt; wer immer nur genießen, nie durch Anstrengung ächten Genuß erkaufen will; wer sich von Weltgebräuchen wie das Wild jagen läßt, und über einen Winkel, den ihm sein Kleinmuth als letzte Zuflucht darstellt, den ganzen freyen, weiten, vielpfadigen Wald vergißt; — der findet die Hölle, und fällt als Opfer seiner eigenen Thorheit.

Ja schön ist das Leben! hat der Freuden so viele; der Schönheiten, der Genüsse, der guten Menschen, der herzerhebenden Gedanken, der Himmelahndenden Gefühle, der seligen Hoffnungen und Aussichten so viele; so viel Belohnendes an sich selbst; so

viel

viel Gutes, Wahres, Großes. Hast du Gefühl für das Schöne der Natur, gute Seele; o so kreisen die Jahreszeiten in immer wechselnden Gestalten um dich; so geht täglich die Sonne Leben athmend über dir auf; taucht täglich ihr seegnendes Antlitz vor dir in die goldwogige Fluth; für dich beblümt sich die Flur, säusselt der Hain, flötet die Quelle, kraußt sich der Wald, orgelt der Sturm, ebbet und fluthet das Meer. Lockt dich die Wahrheit — sie steht mit Sternenschrift im Buche der Natur geschrieben; die Güte — sie ist der schönste Abstrahl des Unendlichen, leuchtet Hunderten deiner Mitgeschöpfe vom Antlitz herunter, und steht als tröstende Mittlerin zwischen Gott — und dem Menschen. Reißt dich die Größe hin; — sieh den unendlichen Himmel über dir; die unabsehbare mit Sternen besäete Nacht über dir; befahre das endlose Meer; blicke hinaus ins Labyrinth der Weltgeschichte, und sieh, wie Nationen entstanden und verschwanden, sieh Leidenschaften wie Giganten gegen einander aufstehen, und die Erde mit Blutströmen färben! Laß den Begriff des Unendlichen, des Unerschaffnen, des Allmächtigen — immer größer und fürchterlich größer, wie ein Feuermeer über dir aufgehen!

Auf diesem Wege wirst du bald von deinem düstern Träumen geheilt seyn — und wer am angenehmsten träumt, ist doch immer der Glücklichere!

11.

Tröstungen bey den Leiden der Welt und im Unglück.

Macht das Glück den Sterblichen fröhlich, — so macht das Unglück ihn weise. —

Und die Weisheit macht doch am Ende, trotz dem Unglück, wieder fröhlich, und frägt: „Was ist Unglück?"

Armuth und Niedrigkeit? — Thörichter Wahn! Wie kann ein Mensch arm und niedrig seyn? —

Krankheit? Was kann mir die Krankheit rauben, als einen vorbeyrauschenden Genuß? Kann sie mir wohl die Standhaftigkeit, die Geduld, womit ich Schmerzen trage, oder irgend eine andere errungene Tugend, oder einen Vorzug meines Geistes rauben, der doch weit edler, als irgend ein vorbeyrauschender Genuß ist?

Meine Denkkraft, worin ich mich gesichert fühle, kann sie mir nicht rauben, denn diese Denkkraft bin ich selbst, und habe sie selbst. Kein anderes Wesen außer mir, hat sie. — Sie könnte also nur einem Undinge geraubt werden, — was heißt das anders: sie kann gar nicht geraubt werden?

Alles, was ich habe, kann ich verlieren, aber nichts, was ich bin. — Das Unglück kann seine Macht nur auf das, was ich habe, erstrecken; nie auf das, was ich bin. — Kann ich mich denn also nicht in jedem Augenblicke, wo es mir gefällt, in diesen Mittelpunkt meines Daseyns zurückziehen, der

der dem Unglück keinen einzigen Berührungs-Punkt darbietet? —

Und dulden die Menschen wohl irgend eine Widerwärtigkeit, als weil sie sie dulden müssen? — Weil ihnen das Spiel, worein ihre Leidenschaften wechselsweise gesetzt werden, bey aller ihrer Traurigkeit immer noch behaglicher ist, als die unerschütterliche Ruhe des Weisen, der sich zuweilen selbst wieder gern unglücklich fühlt, und freywillig Schmerz und Traurigkeit empfindet, um sich von der Weisheit gleichsam einige Augenblicke wieder zu erholen. —

12.

Ueber Tod und Unsterblichkeit.

Erste Betrachtung.

Tod! Vernichtung! Chaos: eitler Schall — leere Worte für den, der die Natur in ihrer Unermeßlichkeit zu überdenken vermag; für den, dem Glaube an Unsterblichkeit strahlt. Unsterblichkeit! Ja sie ist, so wahr wir leben! Sie ist wahr in der Natur; sie ist allenthalben, wo Wirklichkeit im Wesen ist. Die Natur ist. Genug! Seyn und Sterben sind Widersprüche, und Vernichtung läßt sich eben so wenig begreifen als Schöpfung. Da also Vernichtung nicht möglich ist; so frage ich: Wo ist der Tod? Doch verliert sich allzubald dieser schwache Strahl der Hoffnung; und tiefe Nacht umwälzt mein dunkles Wesen wieder mit allen Ahndungen

des Todes. Leben ist eine Zusammenfügung unsterblicher Atomen. — Leben ist die Woge, die ein Hauch hebt, und die mit ihm zurücksinkt in das stille Meer der Ewigkeit. So sey auch dieses wahr! Kein Tod soll den Weisen schrecken! Selbst ewige Ruhe nicht. Freund! Laß uns wählen zwischen Licht und Schatten, zwischen Seyn und Nichtseyn! Hier ist die Scheide-Straße. O Herkules! O Tugend! O Wahrheit! O Genie! Laßt uns den Sieg erringen, und hochwehen die Palme der Unsterblichkeit über dem Haupte der Menschheit. Atomen, die sich zusammen fügen, und wieder trennen, wo Tod und Leben abwechseln wie die Farbe an der glühenden Mücke! Da ist die Wahrheit, da ist Wirklichkeit, die Vollheit der Natur nicht, und diese öden traurigen Gedanken sind der alten Unwissenheit eines Democritus kaum würdig. Ist die Seele einfach, so bleibt sie unsterblich wie die Urkörper durch innere Kraft: denn Vernichtung ist Widerspruch und leerer Schall. Ist sie aus Theilen zusammengesetzt, so sehe ich die große Vollkommenheit in den Verhältnissen dieser Theile. Aus diesen Beziehungen strahlen die großen Bestimmungen des Menschen hervor. Sollten diese aufhören, diese Verhältnisse, die so bestimmt zu einem Zweck zusammtreffen, sollten diese getrennt werden, um weniger zu wirken? Entsteht aus einer gewissen Zusammensetzung der Theile der große Werth desselben, so müßte die Natur aufhören die große Wirkung zu entwickeln, und die Kraft, welche sie zur Zerstörung anwendet, gienge also dahin, weniger zu wirken.

Ist dieser Gedanke der Natur würdig? Entspricht diese leere Aussicht jenen großen Wahrheiten, welche die mächtigen Harmonien der Welt auf das große Blatt der Unermeßlichkeit jeden Tag hinschreiben? — Freylich sind viele Verhältnisse — Tod. Freylich sterben in jeder Stunde Millionen Keime und organisirte Wesen, wo Räder und Triebfedern brechen. Sind aber diese Wesen beseelt, so frage ich dich noch einmahl: Werden denn auch diese Seelen sterben? Sind sie unbeseelt, und materiell, so folgt jeder Theil den allmächtigen Gesetzen der Körper-Welt, und wandelt im leeren Raum seine unvermeidliche Bahn, nicht zu seinem, aber zum allgemeinen Besten hin. Hier muß die Idee von Zweck und Vollkommenheit in der Körperwelt von der in der Seelen-Welt wohl unterschieden werden. In der Körper-Welt ist alles Zweck und Ordnung was existirt; da ist jedes Wesen gleich gut, das seinen Gesetzen folget. Man denke sich jede Ordnung, oder nach unsern Begriffen jede Verwirrung, man thürme Berge von Ungeheuern auf, man überströme Welten mit Chimären, Träumereyen, und lasse allen Unsinn der Philosophen los, so ist jede Zusammenfügung dennoch vortrefflich, weil jedes Theilchen seinen Gesetzen folgt, und in diesem unbeseelten Chaos jeder Zusammenhang gleichgültig ist. Nur in der Seelen-Welt ist eigentlicher Zweck und Ordnung, nur da ist alles gut, was fühlende Wesen entwickelt, und alles bös, was das keimende Wesen beleidigt. Nach diesen Begriffen kann der künstlichste Bau einer Pflanze einstürzen, die

kleine Wunder-Welt kann zerplatzen, ihre Theile können, wie Epikrus Urkörper, sich zusammenfügen oder trennen, ohne daß man dieses Atomenspiel mit dem Tod eines fühlenden Wesens vergleichen könne. Alle gedenkbare Combinationen der Urtheilchen sind aufs höchste was der Mückentanz ist, wo das allgemeine Hin- und Herhüpfen den tanzenden Schwarm jeden Augenblick in neue Formen bildet, also daß die Zerstörung der Keime und jedes organisirten aber unfühlenden Wesens hier allerdings nichts beweiset. Es bleibt also wahr, daß die Natur ist; wahr, daß, weil sie ist, sie ewig ist; wahrscheinlich: daß, wo ihre Werke vortrefflich sind, diese Vortrefflichkeit eben deßwegen vortrefflich ist, weil die allergrößte Wirkung aus ihrer Zusammensetzung entstehet. Es scheint also widersprechend, daß die Natur zerstöre, das ist: Wirke, um ihre größere Kraft zu hemmen, daß sie wirke, um weniger zu wirken, oder mit andern Worten: daß irgendwo Kraft sey ohne Wirkung. Darum, Freund, verachte den Tod! Sieh mit Lächeln der Erscheinung des Schreckphantoms entgegen! Es ist nichts, als die Nebelform der träumenden Menschen, bevor seine Vernunft erwachte. Lerne daraus die große Wahrheit, daß der Mann jede Furcht, jede Leidenschaft bezwingen kann, wenn er will. Scheue dich nicht mehr vor dem großen Geheimnisse deiner Entwickelung, und denke an deine letzte Stunde, wie an den letzten Abendstrahl, der in seinem Glanze einen noch schönern Morgen verkündigt.

Die andere Betrachtung.

Meine Seele war finster. Schwarzer Gram lag, gleich einer Gewitterwolke, schwer auf meiner Brust. Jede Mauer, jede menschliche Wohnung schien mir ein schrecklicher Kerker, ich mußte hinaus in die offene Welt, wo der Vogel jubilirt in hoher Luft, und gleich einem Sonnenstrahl in seinen Körperstoff gewoben, sich schnell und frey zwischen Erd und Himmel regt; wo jeder Baum die Wohnung tausend kleiner Geschöpfe, wie eine magische Provinz des Reichs der Natur in der Luft gebaut scheint, und überall fühlende Wesen verräth, die ihre kleine Glückseligkeit vielleicht untrüglicher erreichen, als das Menschengeschlecht auf diesem Erdball. Bey dieser Stimmung des Gemüths ist mir jede Pflanze heilig, ein dunkler Wald aber das allerheiligste in der Natur, und die alleinige Stelle, wo meine brennende Seele sich ganz hingießt, und vergißt der Menschen, dieser größten aller Plage unseres Selbsts. Schon lag die Hülle des Todes, die Nacht auf der untern Erde. Noch glühte an den hohen Gebirgen die Rosensonne, und glänzte heller auf des Montblancs höhern Gipfeln, als am Horizont, gegenüber der sinkenden Sonne, ein kleines Gewölk sich erhob. Seine ründliche Form erschien zu oberst auf einem zackigen Felsen in majestätischer Ruhe. Bald aber entglühte dieses Gewölk, verklärte eine neue Welt und wandelte selbst unter Weltkörpern in feyerlicher Stille, den Sternen-Himmel hinan. Heilig, o

heilig sey du mir, o Mond, du reines Sinnbild der Unsterblichkeit! So bald die Sonne des Lebens sich neigt, hebt sich, diesem Gewölke gleich, auch der blasse Tod empor, und wandelt verklärt in hoher Himmelsbahn der Ewigkeit aus innerer Kraft entgegen.

In Gedanken vertieft, gieng ich Schritt vor Schritt, im hellen Mondenlicht, als auf einmahl schwarze Schatten mein Auge umhüllten, und der hohe Eichwald mich ringsum bedeckte. Das laute Gepiep der kleinen Flügelwelt tönte in der weiten Finsterniß, und hier und da ließ das Rauschen der Bewohner der Gebüsche sich hören. Tiefe Nacht herrschte im schauerlichen Gewölke; nur blinkte hier und da ein wankend Blatt den Mondstrahl in die heilige Stätte sanft hinab. Verschwunden war die Menschenwelt; und alle meine Leiden sanken, bösen Geistern ähnlich, in den vergangenen Tag hinunter; das Vorgefühl aber eines andern Lebens hob meine Brust. Ja, bey dem Gott, der dieses schuf, dachte ich, die Welt ist nicht, was gemeine Seelen träumen. Die Welt des Lebens nur, die Tugend und Vernunft beweisen, ist die wirkliche Welt, nicht aber jenes häßliche Geträum unedler Seelen, — der Tod. — Die Welt ist ein Ganzes. Unsere Sonne ist ein Theil unsers Systems, wie unser System ein Atom des Ganzen. Unser Leben ist nicht reel, es ist ein Verhältniß der Körperwelt mit unsern Sinnen, und durch sie mit der Seele. Diese Verhältnisse wechseln mit jeder Bewegung des Ganzen,

wie die Strahlen an der bunten Brust des Taubers, der oben im hohen Eichstamm ruht. Der Tod ist diese Bewegung der Monade, er entfaltet neue Strahlen im Prisma des innern Sinnes. Sind aber höhere Verhältnisse der Materie mit der Seelenwelt, als diejenigen, die uns Menschen bekannt sind, denn auch wirklich, und wie können wir beweisen, daß die körperlichen Verhältnisse, die diese Vereinigung des Körpers mit dieser Seele bilden, einer noch höhern Entwickelung fähig sind? Leben ist das Resultat der Vereinigung dieser Seele mit diesen Sinnen; aus dieser Vereinigung entstehen unsere Ideen, die in den engen Kreis dieses Lebens ganz eingeschlossen sind.

Jenseit dieser Grenzen ist keine Empfindung, kein Gedanke möglich. Wie können unsere Gedanken zusammenfügen, und auseinandersetzen, durch Vergleichungen abgezogene Begriffe bilden, und unsere Seele erheben zu hohen Gesinnungen, aber keinesweges neue Empfindungen schaffen. Es ist also widersprechend von einem Zustande, jenseit dieser Sinnenwelt sich einen Begriff zu bilden. Unsere Kenntnisse entscheiden nie den engen Cirkel unserer Sinnen, in welchen unser Leben gebannt ist, darum wir, in dem, was wir von der Körperwelt wissen, überall den Tod, das ist: die Grenzen unserer Sinnlichkeit finden. Giebt es aber Wesen höherer Art, als wir sind, so muß nothwendig die Materie, die mit edleren Seelen verbunden ist, auch höhere Verhältnisse mit dieser Geisterwelt wirklich machen, die

ihrer größern Vortrefflichkeit angemessen sind. Also sind die Vervollkommnungsgrenzen, die wir der Körperwelt beymessen, nicht reel, sie sind die Grenzen unserer engern Sinnen, das ist, unserer Unwissenheit; nicht die Grenzen der Natur. Ist aber der innere Körperstoff so beschaffen, daß die Materie fähig ist, sich in ihren Verhältnissen zu größern Seelenentwikkelungen zu erheben, als nach unserer irdischen Vollkommenheit möglich ist, so ist es auch höchst wahrscheinlich, daß die Körperwelt mit der Geisterwelt parallel laufe, und daß selbst in der Materie eine Vervollkommnungsfähigkeit, eine Enthüllbarkeit möglich sey, die bestimmt ist, nicht unbenutzt zu bleiben. Die Kraft des innern Körperstoffs kann der Mensch nicht kennen, weil er keine Körper, sondern nur gewisse einzelne Wirkungen derselben auf seine groben Sinnen fühlt, die wir Empfindungen nennen. Wir aber fühlen deutlich die innere Kraft unserer Seele, und kein Vernünftiger kann zweifeln, daß seine Seele, und jede Seele nicht tausend Entwickelungen, tausend Wirkungen, und einer Vervollkommnung fähig sey, die in diesem Leben unerreichbar ist. Da ich aber Ursache habe, auch in dem Körperstoff eine verhältnißmäßige Vervollkommnungsfähigkeit zu glauben, die die Wirklichkeit einer höhern Geisterart beweist, so schließe ich von der Unentwickelung unsrer Geistesfähigkeiten auf die Unentwickelung der Sinnen, und auf die Enthüllbarkeit der Materie, die nur einen neuen Zustand der Seele erwartet, um sich mit ihr in den größern Weltraum neugeborner Verhältnisse

zu erheben. Dieser Satz ist so wahrscheinlich, als es wahrscheinlich ist, daß es Wesen von höherer Art, als wir sind, gebe. Entwickelung, das ist, harmonische Wirkung aller Theile zu einem Ganzen, scheint das große Gesetz der Natur zu seyn, die jedes individuelle Wesen von Stufe zu Stufe erhebt, indeß die unüberdenkbare Kette aller Wesen sich verhältnißmäßig dehnt. Dieser allmächtige Keim des Daseyns im Schoße der Unendlichkeit geboren, ist ein Ganzes, wo alles Entwickelung ist und Leben, und wo keine Vernunft den Tod nur denken kann. Was ist die Welt im System des Todes? Eine Zwergenwelt, wo groteske Figuren mit Laster und Tugend ihren Muthwillen treiben; eine widersinnige Gruppirung unförmlicher Theile, gleich Calots Träumereyen, unwürdig des Pinsels eines Raphaels. Nur der kann einen Plan wieder finden, der diese verzerrte Zeichnung im Spiegel der Unsterblichkeit beschaut. Was aber ist der Mensch im Verhältniß mit dem Weltall? Welche Zahl kann seine Kleinheit bestimmen? Unsere Begriffe sind dieser Kleinheit angemessen, und zwergenartig, wie wir selbst. Die Verzagtheit unserer Gedanken war es, die das unedle Bild des Todes schuf, unwürdig im hohen Tempel der Natur unter diesem Sternenhimmel aufgestellt zu werden. Im System der Vernichtung ist das Leben eine kleine Wasserblase, die ein Hauch gebiert, und ein Hauch zerstört, eine puppenhohe Entwickelung die sich nicht höher hebt als unsere Gestalt. Wo unsere Kenntnisse enden;

endet auch die Natur! ihre Grenzen sind unsere Grenzen! Wie viel kleiner noch wäre dieser Gedanke im Insekt! größer im Vogel, noch größer im Affen, hob' er sich endlich bis zur Menschengestalt empor. In der Seele des Tugendhaften aber geht der edle Gedanke der Unsterblichkeit schon zur Ahndung seiner Bestimmung über, und wird in seinem Herzen ein Ton, eine Note jener Weltharmonie, die diese Sterne tönen. Vernichtung einzelner Atomen ist ganz unphilosophisch: denn welche Ursache konnte Vernichtung, das ist, Nichtwirkung hervorbringen? Zerstörung aber, von solchen Harmonien, von solchen Verhältnissen, woraus eine dritte Wirklichkeit besteht, ist eben so unwahrscheinlich. Harmonie, das ist, diejenige Wirkung, die aus Verhältniß und Ordnung entsteht, ist eben so reel, als ein Atom, weil alles reel ist, was wirken kann, und die Zerstörung dieser Realität ist eben so widersprechend, als die Vernichtung eines Atoms. Hier muß aber genau zwischen der Seelenwelt, und zwischen der Körperwelt unterschieden werden. Die materiellen Verhältnisse können unaufhörlich wechseln, das ist, verschiedentlich wirken, ohne daß dadurch einige Wirkung, einige Realität verloren gehe. Ein Stein z. B. kann zu Staub werden, ohne daß dadurch die Wirkbarkeit seiner Theile vermindert, noch weniger vernichtet werde. Durch die Trennung der kleinern Bestandtheile entstehen andere Wirkungen dieser Theile, und die Natur des Steins und aller seiner Theile zusammengenommen,

bleibt

bleibt nach seiner Auflösung noch eben dieselbe; darum die Zerstörung jedes unfühlenden, selbst des organisirten Wesens der Natur gleichgültig scheint, weil nach dieser Zerstörung alle und jede Theile des Ganzen sogleich fortfahren nach ihren neuen Verhältnissen zu wirken, und also allein die Verhältnisse gewechselt werden, ohne eine Vernichtung zu verursachen. Bey dem denkenden Wesen aber ist das Selbst unveränderlich, wie ein Atom, und da wäre jede Aenderung reelle Vernichtung. Das Bewußtseyn unsrer Selbstheit ist die eigentliche Realität unsrer Seele, ohne welche jede Seele aufhört eine Seele zu seyn. Die Zerstörung dieser Selbstheit wäre Vernichtung der Seele; also wäre auch die Zerstörung der Verhältnisse, ohne welche dieß Selbst nicht bestehen kann, Vernichtung und Widerspruch. In der Seelenwelt scheint ihre Harmonie oder Verbindung mit der Körperwelt wesentlich zu seyn. Die Wirklichkeit des Selbsts scheint an diese Vereinigung gebunden, wovon das Geheimniß tief im Schooße der Natur verborgen liegt. Es ist auch wahrscheinlich, daß die Verbindung eines feinern Körperstoffes mit der Seele ein allgemeines der großen Weltharmonie würdiges Naturgesetz sey. Wenn der Körperstoff einer fortdauernden Entwickelung unfähiger scheint, als die Geisterwelt, so liegt die Ursache davon in unserer Unwissenheit, die nie jenseit unserer Sinnen zu sehen vermag; weil diese Werkzeuge unserer Kenntnisse in uns Empfindungen erregen, nie aber reelle Kenntnisse hervorbringen. Enthält die Geisterwelt unerforschliche

Ge-

Geheimnisse, so enthält die Körperwelt noch weit unenthüllbarere, weil wir die Seelenwelt in unserer Seele sehen, die Körperwelt aber in keinem Körper selbst und nur allein vermittelst unsrer Sinnen in unsrer Seele beschauen. Die ganze Schöpfung zeiget überall von den mannigfaltigen Geheimnissen der Natur, und der allgemeinen Magie, die uns umdämmert, und wo Millionen Möglichkeiten einer edleren Fortdauer unsrer Selbst, gleich leitenden Gestirnen, leuchten. Schon weiset die Existenz von Wesen höherer Art auf die unendliche Bahn hin, die alle fühlende Wesen zu betreten bestimmt scheinen, und die, durch die Körper- und Geisterwelt gebrochen, tief in die Unendlichkeit sich verliert, bis wohin kein Gedanke ihr nachzufolgen vermag, und wo allein die Gottheit in ewiger Unenthüllbarkeit thronet.

Wenn ich also schon der Entwickelung des Menschen nicht weiter nach zu blicken vermag, als sie mit diesen stumpfen Sinnen erreichbar ist, so weiß ich dennoch, daß jenseit dieser Naturschranken höhere Seelenentwickelungen eben so wahrscheinlich sind, als die Existenz von Wesen höherer Art. In meiner innersten Seelenkraft fühle ich deutlich das Streben und Dehnen unenthüllter Fähigkeiten, die allenthalben die enge Hülle meines gröbern Wesens spalten, um sich zu höheren Verhältnissen zu schwingen.

Also sey getrost; die Bahn ist offen. Die junge Seele wartet sehnlich, daß der eiserne Scepter noch einmahl die reife Schale berühre, um der Stimme der Natur zu folgen, die alle fühlenden

Wesen zum Leben und nie zum Tode ruft, freylich sind wir jetzt bestimmt, am Horizonte dieses Lebens nur die Dämmerung der Ewigkeit, nie aber die Sonne selbst im vollen Glanze zu sehen.

Die dritte Betrachtung.

Ganz nahe am See führt die alte Landstraße zwischen weitsträuchigen Hecken, die mit langen Ranken den bemoosten Pfad überschatten, auf halb eingesunkene Grabhügel, wo ein sanfter Rasen hoch über dem blauen Abgrunde den sogenannten Philosophen-Gang bildet. Tief unter der steilen Kiesmauer schlagen die Wellen an, und von Zeit zu Zeit rollen losgewaschene Steine ins Wasser hinab. Da zeuget jede Stelle von der Vergänglichkeit aller Dinge. Die alten Steinhügel sinken in die Wellen, und die ehemahls befahrene Straße ist nun verlassen, öde, und führet an einen Abgrund.

Ein Jahr war verflossen, seit ich diese einsamen Gegenden nicht besucht hatte. Seit dieser Zeit war das nahe Frankreich, was diese Straße ist — eine Erinnerung älterer Zeiten. Die alten Stützen menschlicher Gesellschaften sinken allmählich, wie diese Hügel, welche die Fluth bespült, in tobende Wellen hinab, und die Natur scheint in schrecklicher Auflösung überall neue Welten zu gebären. Alles erinnerte mich an jene holden Stunden, die ich mit dir, o Freund, in glücklicher Ruhe auf diesem balsamischen Rasen, allein mit den rauschenden Wellen im Angesichte der hohen Alpen verlebt hatte. Aber

der

der Tag war nicht mehr, und ein naher Sturm verdoppelte die Nacht. Die Wellen, in langen Reihen, schlugen schnell auf einander, und donnerten bald Schlag auf Schlag an das unter mir einstürzende Ufer. Der See brausete fürchterlich in der schauerlichen Ferne, und die ganze Natur schien in Todesahndung und Ungewitter überzugehen.

Was ist der Mensch allein mit der Natur an öden Ufern, wann die Elemente zürnen, und der Sturm erschallt! Der Mücke gleich, die in jedem Tropfen, den die Woge schleudert, ein Grab findet, rauscht für ihn der Tod in jeder Welle, heult in jedem Sturm, donnert im schwarzen Dunste, und schleicht, Vipern ähnlich, im mephitischen Hauch um ihn her. So klein und hinfällig ist der Sterbliche, der an sein Selbst nicht glaubt, nnd die Welt nach schwarzen Herzen träumt. Nicht so der Mann, — nicht so der, welcher in edler Seele die Allmacht seines Selbsts fühlt, und im Glauben der Unsterblichkeit sanft hinanschwebt über das schreckenvolle Labyrinth der Körperwelt, und sich hoch bis zu jenen Welten erhebt, wo das denkende Wesen endlich die Verhältnisse weit entfaltet, die in dieser dunkeln Unterwelt erzeugt werden. Dieß waren meine Empfindungen, indeß der Sturm tobte. Sie führten mich nach und nach in tiefe Betrachtungen. Die Resultate meines Nachdenkens waren diese:

Alte Vorurtheile umschweben allenthalben die dunkeln Gegenden des Todes. Doch ists wesentlich dem Phantom so nahe zu kommen, als möglich ist,

ist, und es ist schon etwas gethan, wenn man das alleredelste Problem unter einem neuen Gesichts-puncte beschaut. Es ist merkwürdig, daß alle unsere populären Begriffe, sowohl über das System der Vernichtung, als über jenes der Unsterblichkeit, nichts anders als sinnliche Vorurtheile sind. Jenes große Geheimniß unsrer fernern Bestimmung ist mit Dunkelheit oder mit Irrlichtern wie die Todtenäcker mit Gespenstern umgeben. Es ist aber edler Seelen nicht unwürdig, in diesen chimärischen Gegenden Eroberungen zu versuchen, und die Nacht zu erhellen, die unsere Bestimmung zu bedecken scheint.

Die Idee unsrer Vernichtung ist ein ganz abgezogener unmaterieller Begriff, den nur wenige Denker nie aber ganze Völkerschaften fassen können. Darum die Idee eines jenseitigen Lebens unter allen Nationen herrschend ist, die etwas weiter, als über den heutigen Tag hin sehen. Da wir uns die Zukunft immer mit den Farben der Vergangenheit vormahlen, so ist beym Undenkenden jede Frage über die Unsterblichkeit bald entschieden, weil er ganz unfähig ist, sich in seinem Kopfe den abgezogenen Begriff von Nichtseyn zu bilden. Aus dieser Täuschung unsrer Einbildungskraft entstehet die Furcht des Todes, den sich jeder Volkskopf, — und wir sind in leidenschaftlichen Stunden nie etwas bessers, — als positiv vorstellt. Daher die Myriaden Vorurtheile über Sterben und Begräbnisse bey allen Nationen. Darum auch jedes Unsterblichkeits-Sy-

stem den Nationalideen angemessen ist, als die wir alle die positive Zukunft allein in der Vergangenheit sehen. Auf der andern Seite war bey den gelehrten Zweiflern die Idee unserer Vernichtung eben so sinnlich und vernunftlos. Seit beynahe zwey tausend Jahren hat man wenig besseres gegen die Unsterblichkeit geträumet, als was Lukrez gesungen. Aber alle Ideen dieses vortrefflichen Dichters sind Analogien aus unserm jetzigen Zustande genommen, und eben so unphilosophisch und populär als die Inseln der Seligen, oder Mahomeds Houris, nur mit dem Unterschiede, daß Lukrezens Tod gelehrter, die Volksideen aber ganz ungelehrter, Unsinn waren. Was sagt aber Lukrez anders, als daß Leib und Seele mit einander geboren, auch mit einander áltern, und genau verbunden sind. Alle diese Erfahrungs-Sätze beweisen weiter nichts, als, was wir alle wissen, — daß der Körper, nachdem er seine Pflanzenperioden von Jugend und Alter erfüllt hat, zuletzt sich auflöset, d. i. daß wir leben und sterben. Die Frage aber: Ob wir auch nach dem Tode leben? bleibt hier ganz unberührt. Und Lukrezens schwarzer Traum von unsrer Vernichtung sinkt zu allen populären Träumen von Seligkeits-Inseln, und ewigen Harems hinab. Diese bauen ihren Himmel mit sinnlichen Empfindungen auf, jene bestürmen ihn mit Analogien und Erfahrungssätzen, die jenseit dieses Lebens alle unanwendbar sind. Die Frage bleibt immer diese: Welcher ist denn der Zustand unsrer Seele, wenn alles, was

wir

wir sehen, nicht mehr ist, und alles, was wir hier erfahren, nichts mehr beweiset?

Da nun alle unsere Erfahrungssätze unsern Sinnen und unsern jetzigen Verhältnissen allein angemessen sind, so können sie auch nicht jenseit dieser Sinnenwelt angewandt werden. Also ist der Grad der Wahrscheinlichkeit, daß auch die Seele mit diesem Körper hinsterbe, nach der besten Logik, null. So fallen alle positiven Beweisthümer unserer Sterblichkeit dahin, und das Gespenst des Todes sinkt selbst in die dunkle Gruft hinab, die es dem Trostlosen bestimmt hatte. Ist also kein Grad von Wahrscheinlichkeit bewiesen, daß wir wirklich sterben, so bleibt die zweite Frage übrig: Welcher ist der Grad von Wahrscheinlichkeit, daß wir wirklich diesen Körper überleben werden? Hier ist es höchst wichtig, daß die Frage genau bestimmt werde, damit man deutlich einsehe, daß, wenn die Realität des Todes null ist, die Wirklichkeit des Lebens doch einen positiven Grad von Wahrscheinlichkeit haben könne. Die Frage ist äußerst einfach. Der Mensch bestehet aus einem hinfälligen Körper, und einer denkenden Seele. Unsere Empfindungen entstehen aus den Verhältnissen unsrer Seele mit unsern Sinnen, und dieser Sinnen mit unsrer Welt. Aus diesen Empfindungen entstehen unsere abgezogenen Begriffe. Also ist unsere Vernunft das Resultat unsrer Empfindungen, diese des Resultat der Verhältnisse der Seele mit diesen Sinnen, und dieser Sinne mit den sinnlichen Gegenständen, das ist:

mit dieser Welt. Also geht die Frage: Stirbt die Seele wirklich mit diesem Körper hin? zu dieser zwoten Frage über: Ist die Seele auch anderer Verhältnisse fähig, als diejenigen sind, die wir in diesem jetzigen Verhältnißstande kennen?

Einen positiven Tod beweisen, heißt beweisen: daß keine andre Verhältnisse der Seele mit dem Universum möglich sind, als diejenigen, die das jetzige Leben bilden. Dieß positive Beweisthum sollte alle möglichen Fälle in sich enthalten, um reel zu seyn. Da wir aber weder die Natur der Dinge kennen, noch alle Fälle zu bestimmen, fähig sind, so ist kein Beweis eines positiven Todes möglich, und die Bejahung: daß wir sterben, ist gegen alle Vernunft und Logik. Die Frage eines wirklichen Lebens ist diese: Sind andre Verhältnisse der Seele mit dieser Welt, als unsre gegenwärtigen, möglich? — Sind sie wahrscheinlich, und welchen Grad von Wahrscheinlichkeit haben sie?

Hier ist der Grad von Wahrscheinlichkeit: daß wir wirklich fortdauern werden, wie alle mögliche Verhältnisse der Welt mit unsrer Seele zu diesem unsern jetzigen Verhältnißstande, den wir Leben nennen. Die Probabilität der Nichtsterblichkeit verhält sich also wie die Einheit zu allen möglichen Verhältnissen mit der Seele, das ist: wie I zu X. Wer aber kann alle Verhältnißmöglichkeiten der Welten mit dieser Seele bestimmen? Wer vermag diese Zahl auszusprechen? die Unsterblichkeit der Seele ist also die grose Wahrscheinlichkeit, weil

sie

sie sich wie das Verhältniß der Einheit zu der unbekannten Zahl aller Wirkungsmöglichkeiten verhält.

So heiter diese Aussichten scheinen, so verdoppeln sich dennoch nur zu bald die Einwürfe dagegen. Im weiten Ocean dieser Möglichkeiten herscht bald schwarze Nebelnacht; Eisklippen scheinen überall sich auf zu thürmen, und jeder Argo die Bahn zu verschliessen. Doch wäre die Eroberung jeder Wahrheit, und jedes ferneren Grades von Wahrscheinlichkeit in diesen Gegenden reichliche Belohnung für jedes Abentheuer.

Ich vermuthe, daß die Vertheidiger der Unsterblichkeit, sich oft gefürchtet haben, in jenen Kampf zu treten, und daß ebendeßwegen die Theorie der Unsterblichkeit unvollkommen geblieben sey, weil diejenigen, die diese edle Wahrheit behaupten wollten, sich entweder vor den Einwürfen, die man dagegen machen konnte, oder vor den Theologen scheuten, die oft lieber entscheiden als beweisen; eine Erbsünde jedes Beherrschers, und besonders unsers Unvermögens.

Unsere Seele, unser Selbst, unsere Kenntnisse haben einen Anfang gehabt, also ist die Möglichkeit des Nichtseyns nicht nur wahrscheinlich, sondern sie war wirklich, und die Verhältnißmöglichkeiten des Todes sind wenigstens eben so groß, als die des Lebens. Hier wäre also der Einwurf in seiner ganzen Stärke. Die Frage, näher beleuchtet, ist diese: Unsre Seele hat mit diesem Körper seinen Anfang genommen; sie scheint mit ihm entstanden zu seyn, und wird also mit ihm aufhören. Der Schluß aber, daß, weil sie mit dem Körper entstan-

standen ist, sie auch mit ihm aufhören werde, oder, daß, weil sie einen Anfang gehabt hat, sie auch ein Ende haben werde, ist wenigstens zweifelhaft. Der Mensch ist eine Zusammensetzung zwoer Substanzen; er ist nicht ein Körper, er ist nicht eine Seele, er ist das Resultat ihrer Vereinigung. So ist die Hieroglyphik unserer Kenntnisse, so die Art, unsre Begriffe über unsre Natur auszudrücken! Es ist glaublich, daß die Classificirung und Absonderung von zwoen Substanzen einer geistigen und einer materiellen nicht abstechender ist, als die Absonderung von jedem andern Wesen von verschiedener Art. Nur in unsrer Sehungsart ist diese Absonderung hier abstechender, als in andern Fällen. Sie zeigt an, daß wir die Erscheinungen der Körperwelt und der Geisterwelt nicht durch ebendieselben Gesetze erklären können, welches der gemeine Fall von allen Wesen verschiedener Art ist. Der Mensch ist also weder Geist noch Körper; er ist das Resultat einer gewissen Vereinigungsart beyder Substanzen, davon das erste Gesetz dieses zu seyn scheint; Daß sich die Eine nicht ohne die Andere entwickeln sollte. Es ist wahrscheinlich, daß dieses allerhöchste Gesetz der Natur allenthalben in Myriaden Mannigfaltigkeiten durch das ganze Geisterreich herrsche. Die Seele also, die gelebt hat, die Seele, die mit ihrem Körper vereinigt gewesen, ist nicht mehr die Seele, die sie vor dieser Vereinigung war, eben so wenig als der Keim, der in der Blume befruchtet worden, eben der Keim ist, der er vor Anfang der

Mut=

Mutterpflanze gewesen. Diese allmähliche Entstehung des edelsten aller Wesen, des denkenden Geschöpfs, ist mit der ganzen Natur analog. Alle Möglichkeiten einer unordentlichen Einbildungskraft, die alles betastet, weil sie in tiefer Nacht nichts kennt, und nichts deutlich zu unterscheiden vermag, verschwinden vor einem allgemeinen Gesetz, das alle Möglichkeiten bestimmt, und zu Realitäten umschafft. So kreise unser Erdball in angewiesener Bahn, unter Millionen Zerstörungs-Möglichkeiten fort, weil das allmächtigste aller Gesetze, das Gesetz seiner Natur und der Natur aller Dinge ihn schützet, und weil von allen Myriaden Möglichkeiten vor Gott nur eine reell ist. Die Seele also, die gelebt hat, ist nicht mehr die Seele, die im Körperkeim verborgen war, denn das Leben allein ist die wahre Begattung, die alleinige Befruchtung des denkenden Wesens. Wie in der Blüte der junge Same anfänglich schwach ist, und nach und nach, indeß die Blume welkt, und die Gefäße starren, zu einer fernern Bestimmung heranreift: so auch ist dieser organische Körper nur die edlere Blüte des denkenden Wesen, das im unerforschbaren Geheimniß sich auf dieser Erde zur Unsterblichkeit befruchtet. Die Bedingung eines künftigen Lebens war diese erstere gröbere Entwickelung in diesem Chrysalidenstande; die allmähliche Bildung des obersten Erdengeschöpfs ist mit der ganzen Natur analog, wo alle Entwickelungen allmählich und verhältnißmäßig mit der höhern Bestimmung des werdenden Geschöpfs sind. Auch sind

überall die äußern Theile diejenigen, die am ersten abreisen, und wenn wir uns auf dieser Erde um und um mit Tod umringt sehen, so ist die Ursache diese, daß in diesem Hüllestande, uns von allen Wesen nur die Schalen sichtbar sind, als die wir hienieden allein mit Larven zu leben bestimmt waren. Hier ist eine Bemerkung, reich an fernerer Entwickelung: Jeder körperliche Keim scheint ein Mittelpunkt von vielen auf Einen Zweck wirkenden Kräften zu seyn; ein Brennpunkt von tausend Verhältnissen, die zu fernern Entwickeluugeu zusammenstrahlen. Die Struktur jedes organischen Wesens ist ein Beweis davon. Nun scheinen unsre Sinnen solche Werkzeuge zu seyn, die bestimmt sind, die große Wirkung auf einen Punkt, den wir Seele nennen, zu vereinigen. So ist das Auge und Ohr gemacht, viele Sonnenstrahlen und Töne aufzufassen, und auf einen Punkt zu bringen, und alle Empfindungen scheinen auf ein gemeinsames Sensorium zusammen zu strahlen. Vielleicht beweist auch die Vergleichungskraft der Seele, daß alle Empfindungen auf eine uns unerklärbare Art im innersten Wirkungs-Punkte zusammentreffen.

So ist also das Leben die nothwendige Bedingung unsrer Fortdauer, und die Vorbereitung zur Unsterblichkeit, gleichwie die Befruchtung der Lebensanfang des Samens ist. So wird der Wurm zum Schmetterling geboren, und sein Wurmleben ist das Werden jener Flügel, die bestimmt sind, das kleine Vorbild der Unsterblichkeit einst über die

Gras-

Graswelt hinzuwehen. Der Mensch ist also bestimmt, sich auf der Erde fort zu pflanzen, dieweil der edlere Seelenstoff zu neuen Welten übergeht. Es wäre aber eben so widersprechend, jenes neue Sinnenleben mit diesen Sinnen erkennen zu wollen, als mit den Ohren zu sehen und mit den Augen zu hören, und der Flügelmensch wird vielleicht zu allen Zeiten dem Wurmmenschen eben so unbekannt bleiben, wie der frohe Schmetterling seiner noch kriechenden Brut. Gegen jedes System einer überlebenden Seele kann ein Einwurf gemacht werden, der, wie mich deucht, nie genug ist untersucht worden. Das Gedächtniß, sagt man, ist ganz körperlich; eine Krankheit ist hinlänglich, diese Seelenkraft zu tilgen: wie kann man hoffen, daß die Seele bey einer gänzlichen Auflösung des Körpers sich retten werde, da ein kleiner Stoß schon vermögend ist, diese Seele einer ihrer wesentlichen Kräfte zu berauben? Der Seelenkeim, das Sensorium, wo alle Wirkungen der Sinne zusammenstrahlen, ist genau mit den Sinnen, und durch diese mit dem ganzen organischen Körper verbunden. Das künstliche Spiel, das innere Leben dieses Organons hängt in allen, so zu sagen, äußern Theilen an den Sinnen oder Nerven, so daß viele Wirkungen, die durch diese äußern Sinne entstehen, auch durch sie können gehemmt werden. Auf der andern, — um sich sinnlich aus zu drücken, — innern Seite ist dieses Organon auf eine unerklärbare Art mit der Seele verbunden. Daher die Wirkung und Gegenwir-

kung der Seele auf die Sinne, und der Sinne auf die Seele; daher die Ermüdung der Nerven bey allzuangestrengtem Nachdenken. Nun ist es möglich, daß eine Krankheit, ein Schlagfluß, oder eine Erschlaffung in den äußern Sinnen, uns, so zu sagen, an der Schale des Keims die Bewegungen der innern Theile hemmen können, ohne welche kein Gedächtniß möglich ist. Da aber beym Tode alle äußern Fäden brechen, und die Schale zerfällt, so fällt auch mit ihr das physische Hinderniß hinweg, welches die Krankheit in den äußern Theilen erzeugt hatte, und die Bewegungen, die das Gedächtniß bilden, spielen wieder ungehindert fort. Zweytens muß genau bestimmt werden, was man durch Gedächtnißverlieren verstehe. Die Idee des Gedächtnisses setzt erstens, die Vergleichung zweyer Dinge und zweytens das Bewußtseyn ihrer Identität voraus. Nun kann das Gedächtniß anscheinlich verloren werden, wenn die Verbindung der Ideen so zerstört ist, daß A nicht a weckt. In diesem Fall sagt man: Das Gedächtniß fehlt, weil die Vergleichungs-Idee fehlt. Diese Art oder diesen Beding der Erinnerung kann eine Krankheit rauben, ohne die Kraft des Bewußtseyns da getilget zu haben, wo die Vergleichungs-Ideen wirklich vorhanden sind. Zum Beyspiel: der Kranke kann sich nicht an Jemand erinnern, mit dem er eine Reise gemacht, weil die Idee dieser Person die Erinnerung dieser Reise nicht erweckt. Hier würde es allein an Verbindung der Ideen fehlen. Ebenderselbe Kranke

wird

wird aber vermuthlich seine Brühe austrinken, und die Identität derselben auch mächtig fortfühlen, weil ihm die Vergleichungs-Ideen beym Trinken gegenwärtig sind. Also ist es gar nicht bewiesen, daß eine Krankheit der Seele das Identitätsgefühl zweyer gegenwärtigen Vergleichungs-Ideen je benommen habe; auch ist nicht bewiesen, daß die Begriffverbindungen im innern Organ wirklich zerstört werden. Sehr unwesentlich aber wäre, daß alle Begriffverbindungen, die sich besonders auf diese Erde beziehen, auch jenseit dieses Lebens fortgeschleppt würden, wo eine neue Ordnung aller Ideen anfangen wird. Der Verlust des Gedächtnisses, das allein in der Verbindung der Ideen besteht, würde also eher auf ein neues Leben deuten, als gegen dasselbe beweisen. Auch ist zu bemerken, daß, da unsere Leidenschaften meist an dieser Reihordnung der Ideen hangen, es einer neuen Bestimmung nicht angemessen wäre, die Ideenordnung dieser Unterwelt mit allem leidenschaftlichen Gefolg, in einen neuen Verhältnißstand hinüber zu versetzen. Der große Zweck der Leidenschaften scheint der zu seyn, allen Empfindungen und Gedanken eine neue Kraft und ein tiefes Gepräge zu geben. Ihr elektrischer Schlag war bestimmt, den ersten Keim unsrer künftigen Vernunft zu befruchten. Die Ideenverbindung selbst aber, welche die Leidenschaften erzeugen, und die ihre Beziehung auf diese Welt haben, werden auf dieser Erde mit der gröbern Hülle zurückbleiben.

So dachte ich, in Gedanken vertieft, als ein Donnerschlag mich aus jenen Welten an das stöhnende, einsame Ufer des Sees zurückversetzte, wo ich mich in tiefer Nacht allein fühlte, mit dem Ungewitter, das auf den nahen Alpen tobte, und fürchterlich die Luft durchhallte.

Was bist du, o Sturm, auf dieser schönen Erde, dachte ich, den der Weise in allen Welten donnern hört, und den wir Menschen Uebel nennen? Aber der Gedanke der Unsterblichkeit hatte mein Herz gestärkt, und alle die Riesen = Geschlechter menschlicher Leiden waren zu kleinern Formen herabgesunken.

Das Leben ist also Dämmerung künftiger Seligkeiten, und selbst die Schmerzennacht, die unsre Freude umhüllt, verkündet den schönsten Lebenstag, wo sich kein Abend denken läßt. Sey also getrost, guter Greis, deine Leiden sind die Geburtsschmerzen des werdenden Menschen. Je mehr der Keim deiner Zukunft reift, und je mehr sich deine künftigen Verhältnisse dehnen, je unharmonischer wird auch dein Pflanzenleben mit jener höhern Bestimmung. Nur der unbefruchtete Keim tändelt froh, in jugendlichem Leichtsinn der kurzen Sorgennacht entgegen. Dem M a n n, dem E d e l n — aber strahlt höheres Vergnügen — G l a u b e d e r U n s t e r b l i c h k e i t. Diesem Tugendhaften, den kein Unglück beugt, und kein Irrlicht blendet, — der sich selbst die Welt ist, — diesen vermag nichts zu heben, als allein der Tod.

Dieß

Dieß waren meine Betrachtungen! Der Sturm aber war vorüber gegangen, und die Sterne blinkten mir hell die Hoffnung der Unsterblichkeit entgegen. —

13.

Wider die Furcht des Todes

Die Furcht des Todes liegt meistens in der Sinnlichkeit verborgen. Im Drang der Schmerzen rufen wir den Tod als Befreyer zu Hülfe; kaum aber hat der Schmerz etwas nachgelassen, kaum hat uns ein Sinnengenuß irgend von Ferne mit süßer Hoffnung gelockt, und wir beben vor demjenigen, den wir kurz zuvor als Befreyer ruften, zurück. Die Schrekken des Todes kommen von sinnlichen Vorstellungen her. Wir fürchten ihn, weil wir Sterbende oft sehr leiden sehen. Allein was wir sehen, ist nicht der Tod, ist bloß die Gährung der Materie, deren Bande sich aufflösen. Und eben diese körperlichen Leiden sind gewiß eine wohlthätige Veranstaltung unsers liebevollen Vaters, um die Seele, die in jenen Augenblicken zu schwach ist, ohne Erschütterung den großen Gedanken der entscheidenden Zukunft fassen zu können, dadurch abzulenken, und sie also zu ihrem eigenen Besten ins Mitgefühl mit ihrer bisherigen Wohnung zu ziehen.

Die Schrecken des Todes kommen auch von übertriebener Schätzung irdischer Güter her. Wir schließen

ßen, wie Geitzige, so viele Schätze zurück zu lassen, ist ein großes Uebel. Armer Mann, — arm mit deinen Millionen, denn dir fehlt es am Nachdenken. Dir sind also deine Schätze nicht Mittel, sondern sie sind dir Zweck. Das fabelhafte Alterthum beschämet dich; denn wisse, es gab seinen Todten nur einen Pfennig mit. — Doch du lässest eine liebenswürdige Gattinn, hoffnungsvolle Kinder zurück. — Darum ist dir der Tod so schrecklich? — Aber stirbst du denn allein, wider den Willen desjenigen, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt? Oder hofftest du besser für die Zurückgelassenen zu sorgen, als es derjenige thun wird, der die Lilie des Feldes kleidet? — Laß ihnen Tugend zum Erbtheil, und stirb unbesorgt! — Wie? ich sollte nicht vor dem Tod zittern, der mich auf ewig von ihnen trennt? Sprichst du das im Ernste? Hoffest du auf keine Unsterblichkeit? Weißt du nicht, daß auch ihnen nur eine Handvoll Tage zugezählt ist? Weißt du nicht, daß sie dir bald nachfolgen werden? Und glaubst du, jenseit nicht Ersatzes genug aus den Händen des Allmächtigen und Allgütigen zu erhalten? Bist du so wenig Freund des Guten gewesen, daß du verzweifelst, von reinen Geistern geliebt zu werden? —

Die Schrecken des Todes entspringen auch aus der Besorgniß der Strafgerichte Gottes. Allein der Gerechte hat einen gerechten Richter, der Reuige einen gütigen Vater zu erwarten. Du zitterst dennoch? Wahrlich: entweder du mißkennest deinen Gott, oder es ist Unrath in deiner Seele. Wenn das letztere

tere ist, so zittere, so zu leben, wie du bisher gelebt hast. Verschaffe dir ein besseres Bewußtseyn, und die Reinigkeit deiner Seele wird dich mit Muth ausrüsten. — Mißkennest du deinen Gott? lerne, — o lerne ihn kennen. Moses sprach zum Herrn: Laß mich deine Herrlichkeit schauen! Ich will meine Allgütigkeit vor dir vorüberziehen lassen.

Hast du so schwaches Zutrauen auf den größten aller Menschenfreunde? Sieh, er hat den Tod selbst geschmeckt, da er ihn hätte vermeiden können, seine Lehre dadurch versiegelt, durch seine Auferstehung uns der Unsterblichkeit versichert. Wer so sterben, so sich der Wahrheit opfern kann, wie er, der kennt erhabenere Güter, als Sinnengenuß, der zieht die Tugend seinem Leben selbst vor.

Die Schrecken des Todes kommen von Vernachlässigung der öftern Erwegung des Todes her. So fürchtet ein Kind einen Fremdling, er kömmt ihm näher, jetzt spricht es mit ihm, und sieht, daß er — freundlich ist. Tausend Beyspiele überzeugen uns, daß auch die schrecklichsten Dinge ihr Schreckbares verlieren, wenn man mit dem Gedanken an sie vertrauter geworden ist.

Allein, wie vieles umgiebt uns, das gerade darauf angelegt scheint, das Schreckliche des Todes in uns zu erhalten. Wozu das laute Schluchzen um das Bette des Sterbenden? Heilig sind mir die Thränen des Schmerzes, aber auch heilig sollte euch die reine Seele der Kinder seyn, in die ihr eure Vorurtheile, die ihr vom Tode heget, hinüberweinet; heilig sollte euch die Ruhe der Sterbenden seyn. Wozu die ceremoniösen Schreckanstalten, das Murmeln von Gebetformeln? O, laßt seine Seele in Ruhe; der Wurf ist gefallen; sein geführtes Leben wird entscheiden, diese wenigen Augenblicke werden nichts ungeschehen machen können. — So wahr der Ewige lebt, unser Leben ist kein Spiel, wo die

letzte Karte gewinnt! — Wozu das Brennen der Lichter? Wenn es in der Seele des Sterbenden nicht helle ist, so könnt ihr die Welt anzünden, — er wird darum keine schönere Zukunft erblicken. Wozu die gräßlichen Leichenzüge? — die schwarze, verschlingende Farbe? — Die Posaunentöne, das barbarische Geheul der Chorjungen? Wozu das Aufstecken schwarzer Kreuze auf den Gräbern? Wozu das Knochengerippe in allen Abbildungen des Todes? Himmlischer Vater, wie sich deine Kinder selbst täuschen! Und das thun Verehrer des weisesten Lehrers! Christen!

Die Heyden waren hierin klüger: sie bildeten den Tod als einen Jüngling ab, mit der einen Hand den Zeigefinger erhebend — mit der andern die Fackel umstürzend. Sie sind es, welche die Unsterblichkeit durch den Schmetterling sinnlich darstellten, und die Ewigkeit durch die geringelte Schlange. Doch, wenden wir uns zur leblosen Natur selbst, wir werden finden, daß Gott überall zu uns redet. Die Natur selbst lehrt uns täglich sterben. Die Sonne geht auf, es wird Mittag, die Abenddämmerung naht heran, allmählich verlieren sich die Strahlen des Lichts, — es wird Nacht. Ist nicht jeder Tag die Abbildung unseres Lebens? Der Morgen ist unsere Jugend, Mittag die Mitte unseres Lebens, Abenddämmerung das nahende Ende, Nacht der Tod. Aber wer erschrickt über die Nacht, da er weiß, daß nach wenig Stunden die Sonne den Erdkreis neuerdings erleuchten wird? Wer will sich vor dem Tod noch fürchten, da er weiß, daß aus der Nacht des Grabes ein ewiges Licht für ihn hervorglänzen werde? —

IX.

IX.

Todtenfeier

bey

den Gräbern

Edler und großer Menschen.

IX.

Todtenfeier bey den Gräbern edler und großer Menschen.

I.

Denkmahl kindlicher Liebe der Friederikke Grosmann, am Grabe ihrer vortrefflichen Mutter.

Du Todtesfest, Geburts-Tag meiner Schmerzen!
Sey mir gegrüßt in deiner Wuth! —
Noch ist sie stumpf; — — o! presse mehr vom Herzen
Als Thränen, presse Blut!

Sie ist dahin, die Mutter meiner Freuden,
Viel Tage schon ist sie dahin!
Und ich bin noch — empfinde es am Leiden,
Daß ich noch Erde bin.

Sie starb! — o Gott! das konnte ich ertragen?
Und meiner Seele Uiberrest
Liebt seine Qual? — und hält vom Schmerz zerschlagen
Des Lebens Folter fest.

Ein Trost, daß ich den Kampf der Todesstunde
Ihr nachempfand, noch um sie hieng
Den Segen noch vom kalten, bleichen Munde
Im letzten Hauch empfieng.

Ihr brechend Aug', voll starren Todesschlummer,
Noch zärtlich nach mir hingewandt,
Hab ich geseh'n! — — o daß nicht Schmerz und Kummer
Die Nerven abgespannt!

Nun leb ich noch, wenns Leben ist, zu klagen!
Der Freude todt, vom Schmerz bewegt,
Fühl ich den Puls in schweren Gängen schlagen,
Und murre, daß er schlägt.

Bald müdes Herz, bald wirst du schwächer klopfen;
Dem Elend ist der Tod kein Weh'
Noch einen Schlag, — — so starrt der letzte Tropfen
Dann lächle, und vergeh'!

Wird sie mein Tod der Erde wieder geben?
Der Erde? — Welche Kleinigkeit!
Verlange mehr, und kaufe für dein Leben
Sie, und die Ewigkeit.

Ergreif ihn ganz, den mächtigen Gedanken,
Ergreif die Ewigkeit und Sie!
Was hast du hier? — Die Träume eines Kranken
Und unfruchtbare Müh'.

Stirb für Begier! Dich tödtet doch kein Kummer,
Du nährest dich von deiner Pein.
Vertraut mit ihr, erwachst du matt vom Schlummer,
Und schläfst mit Thränen ein.

Gieb mir, o Welt, den Raum von Wüsteneien
Wo sich die Redlichkeit verbarg,
Und nimm, o Welt, nimm deine Gaukeleien
Für meiner Mutter Sarg.

Ich weine oft auf ihrem Leichensteine;
Ein Trost, den mir das Schicksal gab.
Ich fühle ihn, auch wo ich einsam weine;
Mein Busen ist ihr Grab.

Da heb ich dann die thränenschweren Blicke
Zum Himmel auf von ihrer Gruft,
Und seh getäuscht, mich und mein ganzes Glücke,
Wie Blitze durch die Luft.

Und wenn ich so auf Phantasien schwimme,
Hält jede Ader an, und harrt, —
Ob jetzt, — — und jetzt des Todes-Engels Stimme
Gebieten wird! — — Erstarrt.

Der Engel schweigt, doch rauschen seine Flügel
Vorüber, und durchschauern mich,
Das Leben steht, — — dann nimmt der Schmerz den Zügel
Zurück und rächet sich.

Ich sinke hin, die Augen starr vom Harme,
Mit trocknen Wangen, blaß und stumm,
Seh dann ihr Bild, und schlage froh die Arme
Um den Betrug herum.

Erscheine mir! auch in den starren Mienen,
Wo der Verwesung Klauen stehn;

Das schreckt mich nicht! Ich werde doch in ihnen
Dein Mutter-Herz noch sehn.

Gott schuf dieß Herz, groß zu des Glaubens Lohne,
Er schufs, sein Eigenthum zu seyn,
Sanft wie das Licht, am unbegränzten Throne,
Wie Himmels-Freuden rein.

Sie legte mich, mit segnendem Verlangen,
In meines Gottes Vaterhand,
Da sank ihr Knie, da strömten ihre Wangen,
Sie rang, sie überwand.

Die Thränen ihr, — — nur eine zu vergelten,
War mir, der Endlichen zu schwer;
Für ihren Geist war nichts in Gottes-Welten,
Nichts groß genug, als Er.

Wie hat der Wunsch, ihr Alter zu erquicken,
Du weist es, Gott, mich angeschwellt!
Da lernt ich Neid, und unbekannt Entzücken
Nach Scepter und nach Geld.

Armselge Welt! Gieb mir des Stolzes Kronen,
Des Hofmanns Tracht, des Siegers Raub,
Mehr nichts! nimm weg! — Ach! Thränen zu belohnen,
Gebrauch ich mehr als Staub.

Ja, ich bin arm, doch wünscht' ich sie ins Leben.
O! sie war ganz Zufriedenheit.
Sie hätt', und könnt ich nichts als Wünsch' ihr geben,
Der Wünsche sich erfreut.

Ihr Lächeln sehn, die Sorgen ihr ersparen,
Für ihre Ruhe mich bemühn,

O!

O! welch ein Sporn! da wollt ich zu Gefahren
Wie zu Triumphen ziehn.

Und fände ich auf meines Fleißes Wegen
Ein kleines Glück, wie flöge ich,
Wie rief ich froh: „Hier Mutter ist dein Segen,
Nimm ihn, und segne mich!"

Dann würde ich mit mütterlichen Küssen
Von ihr umarmt, und Kind genannt,
Dann lägen wir zu unsers Gottes Füssen
In Dank und Lust entbrannt.

Und nun, — — da ich ihr nichts vergelten werde,
Ach! — — dieses Glück war mir zu groß! —
So laß mich bald, du freudenlose Erde,
Laß meine Seele los.

2.

Am Grabe des am 1 Decembr. 1794 verstorbenen Hofrath Hertels, aus Köstritz.

Der manchen Schmerz gestillt, bekleidet manche Blöße,
Erheitert manchen trüben Blick,
Ein Muster seltner Menschen-Größe,
Ward von dem heiligen Geschick
Im Tempel der Natur ernannt mit Allmachtsworten
Zum Tod! — und folgte als ein Christ;
Das fromme Herz an allen Orten
In seiner rechten Heimath ist.

3.

Denkmahl, welches der edle Graf *) Willhelm von der Lippe, dem berühmten Thomas Abbt selbst eigenhändig verfertiget, und in Marmor gehauen in der Schloß-Capelle zu Bückeburg hat aufrichten lassen.

Hier liegt der Leichnam
von Thomas Abbt aus Ulm,
Gräfl. Schaumb. Lippischen Hof-Regierungs-Consistorial-Rath und Patronus Scholar:
Gestorben den III November 1766
Im acht und zwanzigsten Jahre seines
Alters.

Wenn vernünftige Furcht vor Gott,
Weisheit, thätige Tugend, aufrichtige
Und anmuthige Freundschaft, tiefe
Gelehrsamkeit, und glänzende Gaben
Verdienste sind, so besaß derjenige,
Dessen Gebeine hier ruhen, was er der
Welt angepriesen hat.

Wilh.

*) Er starb selbst eilf Jahre darauf, zum großen Leidwesen der Menschheit, im Jahre 1777.

Wilh. I. V. G. G. Reg. Graf zu Schaumb.
Der an dem Verstorbenen einen
Rathgeber von den vortrefflichsten
Eigenschaften, und was noch edler,
Einen zärtlichen Freund verloren,
Hat mehr zum Denkmahl seines
Eignen Schmerzes, als zur Ehre eines
Mannes, dessen Nahme schon ein
Lobspruch ist, die entseelte Leiche
Allhier beerdigen lassen.

4.

Ein Denkmahl in wenig Worten.

Als William Penn, der Stifter einer Quackergemeinde im nördlichen Amerika gestorben war, machten seine Anhänger Anstalt, ihm einen kostbaren Leichenstein setzen zu lassen. Als sich diese Nachricht unter die Wilden verbreitete, schickten sie eine Gesandschaft an die Englische Colonie, mit der Bitte, daß man doch in ihrem Nahmen folgende Worte auf das Denkmahl des William Penn setzen möchte:

„William Penn war ein guter Mann!“

5.

Denkmahl eines treuen Dieners.

Auf der Straße von Arolsen, der Residenz des Fürsten von Waldeck, nach Frankenberg liegt das Gut Kamp, welches einem Herrn v. Dollwig gehört. Dieser hat dicht am Wege vor einer Capelle, die abgesondert steht, ein kleines Denkmahl von Stein errichten lassen mit folgender Inschrift:

„Dieses Denkmahl der geprüftesten Redlichkeit und Treue setzt seinem alten Jäger Johann Beißenherz, dessen dankbarer Herr, Friedrich von Dollwig. Tretet leise auf seinen Staub, die ihr redlichen Herzens seyd, denn er war euch nahe verwandt.“

6.

Bey dem Grabe seines guten Großvaters, Jakob Philipp Bauers, v. G. A. Bürger.

Ruhe, süsse Ruhe schwebe
Friedlich über diese Gruft!
Niemand spotte dieser Asche,

Die ich jetzt mit Thränen wasche,
Und kein Fluch erschüttre diese Luft!

Denn dem Frommen, der hier schlummert,
Galt der Werth der Redlichkeit.
Was vordem in godlnen Jahren
Deutsche Biedermänner waren,
War er den Genossen seiner Zeit. —

Dieser Biederseele Flecken
Rüge keine Lästerung!
Denn, was Flecken war, vermodert;
Nur der Himmelsfunken lodert
Auf zur ewigen Verherrlichung.

Ach! er war mein treuer Pfleger,
Von dem Wiegenalter an,
Was ich bin, und was ich habe,
Gab der Mann in diesem Grabe.
Alles dank ich dir, du guter Mann!

Ruhe, süsse Ruhe schwebe
Friedlich über dieser Gruft!
Bis der himmlische Bewohner
Ihren ehrlichen Bewohner,
Seine Krone zu empfangen, ruft.

7.

Westermanns Denkmahl.

Im Decemb. 1796 starb zu Minden im 43 Jahre George Heinrich Westermann, Superintendent Consistorialrath und erster Prediger zu Petershagen. Die öffentliche Meynung erklärte sich nach seinem Tode sehr ehrenvoll für ihn. Hierzu gab der Amtsgehülfe des Verstorbenen, Herr Prediger Gieseler Veranlassung. Dieser kündigte nehmlich eine Gedächtnißschrift auf Westermann an, und erließ dabey eine Einladung zu einer öffentlichen Subscription zum Behuf eines demselben zu errichtenden Denkmahls Das einkommende Geld sollte nehmlich zu einem schicklichen Denkmahl auf dem Grabe Westermanns, und der Ueberschuß zu einer Armenstiftung unter seinem Nahmen verwendet werden, wovon die jährlichen Zinsen etwa an seinem Sterbetage zum Gedächtnisse des edeln Mannes vertheilt werden möchten. Der Gedanke fand allgemeinen Beyfall. In wenig Wochen kam eine Summe von mehr als 500 Thlr. zusammen. Da nun die Kosten des Monuments, welches aus Sandstein verfertiget wird, etwa 100 Thlr. und die Kosten der Gedächtnißschrift, — welche mit der Silhouette

houette des Verstorbenen geziert ist, — nebst der erforderlichen Correspondenz etwas über 50 Thlr. betragen werden, so bleibet zu der wohlthätigen Gedächtnißstiftung immer ein Capital von 350 Thlr. übrig, womit jährlich doch manches Gute gestiftet werden kann. Und dieß ist dem Andenken Westermanns um so angemessener, da er in der That ein sorgsamer Vater der Armen, und überhaupt seine Wirksamkeit nichts anders als öffentliche Wohlthätigkeit war. Das Grabmahl wird nun unter der Aufsicht des Professor Strack in Bückeburg gefertiget, und der würdige Consistorialrath Horstig daselbst, der zugleich ein ächter Kunstkenner ist, nimmt sich als warmer Freund des Verewigten der Sache mit an, und hat auch folgende Inschrift dazu verfertiget:

Georg Heinrich Westermann
Lehrer, Vater, Freund,
weise, gütig, rastlos,
erkannt, geliebt, verehrt,
Von seinen Zeitgenossen
dankbar genannt
der Nachwelt.

S.

8.

Wenig Worte, und doch ein Denkmahl.

Als der, bekannte Französische General en Chef, Hoche, der am 19 September 1797, in einem Alter von 29 Jahren und drey Monaten zur Erde bestattet wurde, hielten die Generale Lefebre, Grenier, und Championet, seine Kriegs-Kameraden, Reden, aber der Schmerz machte sie stumm. — Ein Grenadier trat aus dem Gliede, näherte sich dem Grabe, und warf einen Lorber-Kranz mit den Worten darauf:

„Hoche, im Nahmen der Armee geb ich dir diesen Kranz!"

* * *

9.

Grabschrift auf den verstorbenen Sächsischen Kriegs-Rath von Grosmann.

Ein Mann, der froh den Lebens-Pfad
Zum Nutzen seiner Welt betrat,
Kaum selten einen Fehltritt that,
Der als des Alters Schwäche naht,

Den Schöpfer um die Ruhe bat;
Hat nun nach mancher seltnen That
Sich dem erbetnen Ziel genaht.
Sein Leben war gerecht, gelassen schlief er ein.
Wie froh wird sein Erwachen seyn!

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hacker, Joachim Bernhard Nikolaus, 1760-1817

Thanatologie oder Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Gräber ein unterhaltendes Lesebuch für Kranke und Sterbende

Bd.: Vierter und letzter Theil

Leipzig 1799

Anthr. 49 y-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255166-7
VD18 90970047